
Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie

**Herausgegeben von
Rolf Petri und Hannes Siegrist**



Leipziger Universitätsverlag 2004

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden
Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell und Hannes Siegrist –
Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.
ISSN 0940-3566

Jg. 14, H. 3. Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie – 2004

Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie. Hrsg. von Rolf Petri und
Hannes Siegrist – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2004
(Comparativ ; Jg. 14, H. 3)
ISBN 3-937209-66-2

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2004
COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden
Gesellschaftsforschung 14 (2004) 3
ISSN 0940-3566
ISBN 3-937209-66-2

Inhalt

Aufsätze

- Hannes Siegrist/
Rolf Petri* Einleitung: Geschichten Europas. Kritik, Methoden und Perspektiven 7
- Rolf Petri* Europa? Ein Zitatensystem 15
- Stuart Woolf* Europa und seine Historiker 50
- Michael G. Müller* Wo und wann war Europa? Überlegungen zu einem Konzept von europäischer Geschichte 72
- Heinz-Gerhard Haupt* Die Geschichte Europas als vergleichende Geschichtsschreibung 83
- Helke Rausch* „Nationale“ Denkmalsymboliken in Paris, Berlin und London um die Mitte des 19. Jahrhunderts: Facetten einer westeuropäischen Kultur des Nationalen? 98

Forum

- Bernhard Struck* Von Sachsen nach Polen und Frankreich. Die These der „Erfindung Osteuropas“ im Spiegel deutscher Reiseberichte um 1800 125

Buchbesprechungen

- Horst Pietschmann (Hrsg.): *Atlantic History. History of the Atlantic System 1580–1830*, Göttingen 2002 (*Matthias Middell*) 144
- Beate Althammer: *Herrschaft, Fürsorge, Protest. Eliten und Unterschichten in den Textilgewerbestädten Aachen und Barcelona 1830–1870*, Bonn 2002 (*Jürgen Herres*) 145
- Klaus J. Bade: *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2003 (2. Aufl.) (*Matthias Middell*) 147

Gerald Stourzh (Hrsg.): Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung, Wien 2002 (<i>Frithjof Benjamin Schenk</i>)	149
Philipp Ther/Holtt Sundhaussen (Hrsg.): Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Marburg 2003 (<i>Matthias Middell</i>)	155
Hirota Kohnno/Peter Nijkamp/Jacques Poot (Hrsg.): Regional Cohesion and Competition in the Age of Globalisation, Cheltenham/Northampton (Mass.) 2000 (<i>Matthias Middell</i>)	156
David Held (Hrsg.): Globalizing world? Culture, Economics, Politics (an introduction to the social sciences: understanding social change), London/New York 2000 (<i>Matthias Middell</i>)	158
Janett Reinstädler/Ottmar Ette (Hrsg.): Todas las islas la isla. Nuevas y novísimas tendencias en la literatura y cultura de Cuba, Madrid/Frankfurt a. M. 2000 (<i>Michael Zeuske</i>)	159
Alexander Chubarov: Russia's Bitter Path to Modernity: A History of the Soviet and Post-Soviet Eras, New York/London 2001 (<i>Dittmar Schorkowitz</i>)	163
Detlef Schmiechen-Ackermann: Diktaturen im Vergleich, Darmstadt 2002 (<i>Thomas Schaarschmidt</i>)	165
Michael Riketta/Roland Wakenhut: Europabild und Europabewußtsein. Bestandsaufnahme der empirischen Forschung und sozial-psychologischen Forschungsperspektiven, Frankfurt a. M./London 2002 (<i>Jan Skrobanek</i>)	168
Autorenverzeichnis	172

Hannes Siegrist und Rolf Petri

Geschichten Europas. Kritik, Methoden und Perspektiven

I.

Mit dem Beitritt einer Reihe mittel- und osteuropäischer Staaten zur Europäischen Union am 1. Mai 2004 eröffnen sich für Europa und die Europäer neue Perspektiven – sowohl für die Zukunft als auch auf die Vergangenheit. Nachdem Politiker, Ökonomen und Juristen die Bedingungen und Ziele der gegenwärtigen und künftigen Kooperation mit den Beitrittsstaaten vereinbart haben, werden die Historiker in der nächsten Zeit vermutlich noch intensiver als bisher versuchen, die Vergangenheit Europas und der Europäer umzugestalten. Mit welchen Zielen, Perspektiven und Methoden sie das tun werden, hängt nicht zuletzt vom Stand und den Tendenzen in der bisherigen Historiographie über Europa ab. Die Beiträge des vorliegenden Bandes analysieren Begriffe und Geschichten von Europa, um Kriterien, Instrumente und Perspektiven für eine methodisch reflektierte, kritische und kohärente Geschichte der Europäer und des Europäischen zu entwickeln.

Für die professionellen Historiker bedeutet die jüngste Etappe der politischen und institutionellen Europäisierung des geographischen Europa durch die EU eine spannende Herausforderung. Vor dem Hintergrund vorgestellter und realer Unterschiede und Ähnlichkeiten der Geschichte auf der einen Seite, angesichts aktueller Distinktions- und Angleichungsstrategien von Bürgern und Staaten des europäischen Kontinents auf der anderen, stellt sich die Frage, welche Geschichten Europas wir entwerfen und wie viele. Die einen fordern *eine* einheitliche und allgemein verbindliche Geschichte Europas. Sie betonen die realen oder vorgestellten Ähnlichkeiten und Konvergenzen in der Vergangenheit. Sie konzipieren eine einheitliche Geschichte, um einen gemeinsamen historischen Bezugspunkt für diejenigen zu liefern, die Europäer oder EU-Europäer sein wollen. Einige suggerieren sogar, dass die Geschichte letztlich auf die Vereinigung Europas zugesteuert hat und verwenden das teleologische Geschichtsbild als Baustein eines ideologischen Europäismus, der die Nationalismen aufheben sollte. Das Muster einer einheitlichen Geschichte bzw. eines allgemein gültigen oder gar offiziellen Geschichtsbilds geht auf die Nationalgeschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts zurück, hat sich bei allen inhaltlichen Unterschieden aber auch in der Einheitsgeschichtsschreibung der sozialistischen Länder bis um 1990 gehalten und ist – wie der Beitrag von Stuart Woolf in diesem Band zeigt – schließlich

auch in der westeuropäischen Europahistoriographie seit 1945 nicht zu übersehen.

Die anderen betonen den pluralen Charakter der europäischen Geschichte, die sie als ein Ensemble verschiedener stets nur mehr oder weniger kompatibler und kohärenter Geschichten betrachten. Angesichts der – in gewissen Hinsichten – immer auch unterschiedlichen regionalen und nationalen Entwicklungspfade, Strukturen, Erfahrungen und Erinnerungen genießt die Forderung nach vielen und verschiedenen Geschichten Europas eine hohe Akzeptanz. Der Pluralismus rechtfertigt sich indessen heute nicht nur durch die – vorgestell- oder reale – Vielfalt der Vergangenheit, sondern auch durch die Funktionen der Geschichtsschreibung im demokratischen, liberalen und föderalistischen Europa. Weil in modernen, offenen Gesellschaften Interessen, Positions-, Status-, Distinktions- und Machtansprüche von Individuen und Gruppen mit Hilfe von Geschichtsbildern sowohl legitimiert als auch delegitimiert werden können, konkurrieren zahlreiche, unterschiedliche, mehr oder weniger plausible Geschichten um Anerkennung. Im demokratischen, marktwirtschaftlichen, sozialen, pluralistischen und föderalistischen Europa der Europäischen Union ist „historische Vielfalt in der Einheit“ aus gesellschafts-, ordnungs- und kulturpolitischen Gründen nicht nur erwünscht, sondern geradezu geboten.

Die europäische Geschichtsschreibung übernimmt ähnlich wie jede andere Funktionen der Traditionalisierung und Identitätsstiftung, sie kann aber auch zur Rechtfertigung von Innovationen und damit einhergehender Gewinn- und Verlustprozesse herangezogen werden. Aufgrund des wirtschaftlichen Wettbewerbs zwischen Verlagen und Medien, der Konkurrenz unter Historikern um Deutungshegemonie, Position und Status, sowie der Interessen-, Identitäts- und Standortpolitik von staatlichen, suprastaatlichen und zivilgesellschaftlichen Instanzen und Akteuren auf der lokalen, regionalen, nationalen und transnationalen Ebene, erscheint der Ruf nach *einer* Geschichte Europas als illusionär. Hinzu kommen praktische Probleme: selbst professionelle, international erfahrene Historiker, die an Materialschlachten und den Wechsel zwischen Perspektiven gewöhnt sind und aufwändige Verfahren zur Reduktion von Komplexität beherrschen, haben erhebliche Probleme, die zahlreichen und unterschiedlichen Deutungen der Geschichte Europas, der Europäer und des Europäischen in eine kohärente Gesamterzählung einzupassen.

Ziel einer Geschichtsschreibung über Europa, die Europäer und das Europäische ist es, die vielfältigen und verschiedenen Geschichten unter leitenden Gesichtspunkten und im Hinblick auf Problemstellungen so zu bündeln, dass kohärente größere und abstraktere Geschichten entstehen, in denen das

jeweilige konkrete, lokal partikulare und regional oder national eingefärbte Phänomene aber noch zu erkennen ist. Es geht nicht um Homogenisierung oder gar Harmonisierung der europäischen Geschichte, sondern um Kohärenzbildung und Relationierung von kleinen und großen Strukturen, Prozessen und Geschichten, an denen Europäer beteiligt waren, in denen sie sich als Europäer wieder erkannten, anhand welcher sie sich von Nichteuropäern unterschieden oder von Nichteuropäern als Europäer identifiziert wurden.

Für eine methodisch reflektierte Historiographie Europas, der Europäer wie des Europäischen sind die Methoden des historischen Gesellschafts- und Kulturvergleichs, der Transfer- und Rezeptionsgeschichte sowie der sprach-, literatur-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung über Interkulturalität unverzichtbar. Die Geschichtsschreibung über Europa, die Europäer und das Europäische setzt die vielen territorialen und themenbezogenen Geschichten mithilfe vergleichender, transfergeschichtlicher und interkultureller Perspektiven und Methoden miteinander in Beziehung. Von einem gemeinsamen Gesichtspunkt oder einem ähnlichen Problem ausgehend, wird nach Ähnlichkeiten und Unterschieden, Austausch-, Aushandlungs-, Übersetzungs- und Rezeptionsprozessen, über- und untergeordneten Narrativen sowie nach Geltungshierarchien, Kausalitäten und Abfolgen gefragt.

Der historische Vergleich von Gesellschaften und Kulturen will Ähnlichkeiten und Unterschiede im Umgang mit einem Problem oder Gegenstand in verschiedenen Konstellationen und Kontexten verstehen und erklären. Unterschiede und Ähnlichkeiten beruhen auf Prozessen der symbolischen und sozialen Differenzierung bzw. Entdifferenzierung. Ausgangspunkte der historischen Komparatistik sind a) die sozialen und kulturellen Differenzen und deren Institutionalisierung im jeweiligen Kontext, d. h. in verschiedenen, mehr oder weniger verräumlichten Gesellschaften und Kulturen/Sinnsystemen und b) die Annahme, dass Differenzen und Ähnlichkeiten in interaktiven Prozessen zwischen sozialen und kulturellen Systemen bzw. deren Angehörigen ausgehandelt werden. Ansätze der historischen Kulturtransfer- und Interkulturalitätsforschung sind dem entsprechend integrale Elemente des historischen Kultur- und Gesellschaftsvergleichs und werden hier unter dem Begriff historische Komparatistik zusammengefasst.

Die historisch-vergleichende Forschung und die Kulturtransferforschung über europäische Länder und Regionen haben in den letzten zwei, drei Jahrzehnten aufgrund zahlreicher themenorientierter empirischer Studien erhebliche Fortschritte gemacht.¹ Die historische Komparatistik ist – wie die Bei-

1 Vgl. zuletzt grundlegend die Beiträge in H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2003.

träge dieses Bandes betonen – für die Rekonstruktion und Konstruktion der Geschichte Europas, der Europäer und des Europäischen unverzichtbar. Sie ist dann aber auch zentral für die Relationierung Europas mit anderen Teilen der Welt, was in diesem Band nicht weiter thematisiert wird. Sie liefert die Grundlagen für eine methodisch kontrollierte, systematische und empirisch fundierte Forschung über die Verräumlichung sozialer, wirtschaftlicher, politischer, rechtlicher und kultureller Ordnungen und Entwicklungspfade in Europa und der Welt. Sie verhindert, dass historische und systematische Begrifflichkeiten der Sozial- und Kulturwissenschaften in unkontrollierter Weise durch geographische Begriffe und Raum-Metaphern ersetzt werden. Begriffsbildungen, Abstraktionen und Synthesen in vergleichender Perspektive beruhen in jedem Fall darauf, dass mehrere – mehr oder weniger verräumlichte und interdependente – Geschichten, Entwicklungspfade und Erfahrungswelten unter einem bestimmten Erkenntnisinteresse analysiert bzw. auf ein abstraktes Tertium comparationis, etwa einen Idealtypus, bezogen werden. Die Leitbegriffe des historischen Gesellschafts- und Kulturvergleichs sind Multiperspektivität, Interkulturalität und Selbstreflexivität.²

Der historische Gesellschafts- und Kulturvergleich setzt die systematische Kritik der Begriffe, Diskurse und Bilder, d. h., des Begriffs- Wahrnehmungs- und Deutungsapparats, der Europa, die Europäer und das Europäische konstruiert, identifiziert und reproduziert, voraus. Das betrifft nicht nur die Historiographiegeschichte, sondern auch die Geschichte anderer Wissenschaften, nicht zuletzt diejenige der Geographie und der kulturellen Kartographie in den Sprach-, Geistes- und Sozialwissenschaften.³ Seit dem 18. Jahrhundert wird der Europabegriff dominant von den Geographen bestimmt, so dass manche Historiker ganz selbstverständlich annehmen, europäische Geschichte sei das, was sich auf dem geographisch definierten erdräumlichen Ausschnitt namens Europa ereignet hat. Eine kritische Europageschichte sollte nun allerdings nicht bei einem solchen Container-Europa stehen blei-

2 H. Siegrist, Perspektiven der vergleichenden Geschichtswissenschaft. Gesellschaft, Kultur und Raum, in: H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2003, S. 305-339. Vgl. auch weitere Beiträge des genannten Sammelbandes. Als Einführung in die literaturwissenschaftliche, kulturwissenschaftlichen bzw. regionalwissenschaftliche Forschung, in der ähnliche Probleme teilweise mit anderen Begriffen, teilweise anderen Methoden behandelt werden, besonders sinnvoll: H.-J. Lüsebrink, Kulturraumstudien und Interkulturelle Kommunikation, in: A. und V. Nünning (Hrsg.), Konzepte der Kulturwissenschaften, Stuttgart 2003, S. 307-328.

3 Vgl. u. a. F. Schenk, Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), H. 3, S. 493-514.

ben und alle möglichen, darin vorgefundenen Verhältnisse als typisch oder spezifisch „europäisch“ betrachten. Bisweilen und in gewissen Hinsichten reicht die Geschichte der Europäer und des Europäischen weit über das geographische Europa hinaus.⁴ Die Geschichte „Europas“ und der „Europäer“ manifestiert sich in maßstäblich sehr verschiedenen Prozessen der Verräumlichung oder Territorialisierung politischer, institutioneller, kultureller, sozialer, wirtschaftlicher Ordnungen.⁵ Die dominante Form der Verräumlichung sozialer und kultureller Ordnungen des 19. und 20. Jahrhunderts ist der Nationalstaat, von dem manche annehmen, dass er zurzeit aufgrund von Prozessen der De-Nationalisierung und Transnationalisierung – Europäisierung und Globalisierung – an Bedeutung verliert. Die Beiträge des vorliegenden Heftes zeigen indessen, dass die Europäische Union den Nationalstaat weniger verdrängt als zur Selbst-Modernisierung herausfordert. Die Erweiterung der EU folgt zur Zeit scheinbar dem Ziel, die Ausdehnung des wirtschaftlichen und politischen Europa derjenigen des geographischen Europa anzugleichen bzw. Europa unter einer bestimmten geostrategischen Vorstellung zu einigen. Sie steht im Kontext der Verständigung der Europäer wie der Nicht-Europäer über ein Europa, das spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert nicht mehr als das Zentrum der Welt gilt, in einer multipolaren Welt aber weiterhin eine bedeutende Rolle zu spielen beabsichtigt.

II.

Der vorliegende Band über europäische Geschichten konzentriert sich erstens auf die historische Begriffskritik, Diskursgeschichte und Historiographiegeschichte, zweitens auf die Rolle vergleichender und interkultureller Perspektiven und Methoden in der Europageschichtsschreibung. Rolf Petri identifiziert und analysiert in seinem Beitrag Begriffe, Bilder, Deutungshorizonte und Narrativen, welche die Wahrnehmung und Deutung Europas, des Europäischen, der Europäer bzw. der im geographischen Gebiet Europas Lebenden und Handelnden zu verschiedenen Zeiten, in unterschiedlichen gesellschaftlichen Konstellationen und kulturellen Kontexten und Situationen geprägt haben. Das „christliche Europa“ gewann im 15. Jahrhundert an Bedeutung. Seit dem 18. Jahrhundert wurde Europa mit Christentum und Klassik, Aufklärung, Freiheit, Individuum, Vernunft, Wissenschaft, techni-

4 S. Conrad/S. Randeria, Einleitung, Geteilte Geschichte. Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hrsg.), *jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichte- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002, S. 9-49; K. K. Patel, *Transatlantische Perspektiven transnationaler Geschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), H. 4, S. 625-647.

5 Siegrist, *Perspektiven* (Anm. 2).

schem und wirtschaftlichem Fortschritt verbunden. Europa konstituierte sich aufgrund kultureller Transferbewegungen als Kommunikationsraum, Deutungssystem oder „Set von Zitaten“. Bis heute nähren sich die „Europadiskurse ... wesentlich aus einem Menu von Deutungen und Redeweisen, das bis zum 19. Jahrhundert angerichtet wurde“.⁶

Stuart Woolf, Heinz-Gerhard Haupt und Michael G. Müller, die sowohl im Europäischen Hochschulinstitut in Florenz, der Forschungshochschule der EU als auch in Universitäten verschiedener Länder gelehrt haben bzw. immer noch lehren, diskutieren in ihren Beiträgen die Europageschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte, um Perspektiven, Konzeptionen und methodische Standards einer vergleichenden Geschichte Europas, der Europäer und des Europäischen zu entwickeln. Stuart Woolf unterzieht die neuere Europageschichtsschreibung einer grundsätzlichen Kritik, plädiert für eine komparative Perspektive, die nicht nur die Gemeinsamkeiten der jeweiligen Epoche als „europäisch“ etikettiert, sondern auch regional unterschiedliche Reaktionen auf ein ähnliches Problem analysiert. Im Hinblick auf die Hierarchisierung und Relationierung der einzelnen Geschichten oder Narrativen zu einer umfassenderen Gesellschaftsgeschichte des modernen Europa schlägt er drei Ebenen oder systematische Gesichtspunkte vor: erstens die „vergleichende Geschichte Europas von oben“ (Staatsbildung, Institutionalisierung, Militär), zweitens die „vergleichende Geschichte von unten“ (Modernisierung von Wirtschaft und Gesellschaft), und drittens die Geschichte der Wahrnehmung und Erfahrung von Individuen und Gruppen.

Michael G. Müller konstatiert das weitgehende Fehlen einer gesamteuropäischen Europageschichts-Debatte. Historiker würden über Europa in der Regel anhand der Geschichte einer Großregion wie „Osteuropa“ oder ihrer eigenen Nation sprechen. Im aktuellen Integrationsprozess fungiere der „Westen“ Europas vielfach als normatives Leitbild. Beitrittskriterien der EU würden dazu verwendet, einzelne „Geschichtsverläufe in Europa ... als mehr oder weniger ‚europäisch‘“ zu bewerten. Die Unterscheidung zwischen Ost und West sei aber „in keiner Weise geeignet, „die Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche zwischen den verschiedenen Pfaden der Entwicklung europäischer Gesellschaften zu erklären.“

Heinz-Gerhard Haupt warnt vor „Geschichten Europas“, deren Autoren Komplexität mit Hilfe eines „weithin undifferenzierten Syntheseverfahrens“ reduzieren. Er plädiert für eine vergleichende, transfer-, verflechtungsgeschichtliche und selbstreflexive Europa-Historiographie; und für ein methodisch kontrolliertes und reflektiertes Vorgehen im Rahmen eines problemorientierten empirischen Langzeitprogramms. Helke Rausch zeigt – ganz in

6 Vgl. den Beitrag von R. Petri in diesem Band.

diesem Sinne – anhand des exemplarischen Vergleichs nationaler Denkmäler, Programme und Kulte in Paris, London und Berlin im mittleren 19. Jahrhundert das national jeweils Besondere, die binnennationalen Differenzen und Konflikte sowie das europäisch Gemeinsame im Umgang mit nationalen Symbolisierungen. Indem sie das (mehr oder weniger) gleiche Problem in mehreren Gesellschaften bzw. historischen Kontexten vergleichend untersucht, schlägt sie eine jener thematischen „Schneisen“, die laut Heinz-Gerhard Haupt den Weg zu einer komplexeren und methodisch elaborierten europäischen Geschichte öffnen.

Die Beiträge des Bandes machen noch einmal deutlich, dass die Geschichtsschreibung über Europa, die Europäer und das Europäische eine lange Tradition hat und geprägt ist durch das Spannungs- und Ergänzungsverhältnis von lokaler, regionaler, nationaler, transnationaler, imperialer, europäischer und weltweiter Geschichte.

Man muss die Traditionen der Europahistoriographie genau so gut kennen und kritisch reflektieren wie die nationalen und regionalen Historiographien. Zurzeit wird in manchen Gebieten und im Hinblick auf spezifische Interessen und Themen vor allem über das Verhältnis von regionaler Geschichte auf der einen Seite, nationaler und europäischer auf der anderen debattiert. Nach der Auflösung des Ostblocks und im Zuge der schrittweisen Integration mittel- und osteuropäischer Länder in die EU verliert, wie vor allem Michael G. Müller hervorhebt, die jahrhundertalte, vieldeutige und institutionell zementierte Unterscheidung in „osteuropäische“ und „europäische“ Geschichte an Gewicht.⁷ Im Rahmen „weltgeschichtlicher“ Ansätze, einer vergleichender „Zivilisationsgeschichte“ und (ursprünglich) literaturwissenschaftlicher Ansätze wie des „Postkolonialismus“ werden eurozentrische Sichtweisen durch Außenperspektiven und neue Bewertungsmaßstäbe in Frage gestellt.⁸ Im Vergleich zur Forschung über den europäischen Binnenvergleich und innereuropäische Transferprozesse steht diese Forschung empirisch allerdings noch ziemlich am Anfang, so dass noch nicht wirklich erkennbar ist, wie sehr sich dadurch Geschichtsbilder ändern.

Hundert Jahre nach der – je nach Land und Wissenschaftler-Community mehr oder weniger erfolgreichen – Dogmatisierung und Institutionalisierung des Historismus als Methode der europäischen Nationalgeschichte stehen die

7 Vgl. dazu aus der Perspektive eines ursprünglich stärker auf West- und Mitteleuropa sowie die USA spezialisierten vergleichenden Historikers: J. Kocka, Das östliche Mitteleuropa als Herausforderung für eine vergleichende Geschichte Europas, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 49 (2000), H. 2, S. 159-174.

8 J. Osterhammel, Transferanalyse und Vergleich im Fernverhältnis, in: H. Kaelble/ J. Schriewer (Hrsg.), Vergleich und Transfer, Frankfurt a. M. 2003, S. 439-466. Conrad/Randeria, Geteilte Geschichten (Anm. 4).

professionellen Historiker heute vor neuen Herausforderungen. Es genügt nicht mehr, die Geschichte eines Landes zu kennen, dessen Entwicklung genetisch und individualisierend zu verstehen oder gar als teleologischen Pfad zu beschwören. Im Rahmen einer vergleichenden und interaktiven Geschichte Europas, der Europäer und des Europäischen relativiert sich so manche Interpretation früherer Lokal-, Regional-, National- und Europahistoriker.

Rolf Petri

Europa? Ein Zitatensystem

Im Sommer des Jahres 2001 konnten Interessierte in einem kleinen Ort der italienischen Marken einem wissenschaftlichen Symposium zum Thema „Otto III und Europa“ beiwohnen.¹ Ähnlich war eine große Magdeburger Ausstellung des selben Jahres mit ‚Otto der Große, Magdeburg und Europa‘ überschrieben. Für die Werbestrategen der Veranstaltung versprach das *Testimonial* des von 936 bis 973 amtierenden Kaisers die Innensicht einer Epoche, die uns fremd erscheinen möge, in der jedoch das heutige Europa seine Wurzeln schlage.² Ähnliches wird mit dem Aachener Karlspreis assoziiert, mit dessen Verleihung alljährlich dem ‚europäischen Gedanken‘ Tribut gezollt wird. Europa und das Mittelalter, das ist ein für alle möglichen Anlässe und Identitätsstiftungen verwendetes Begriffspaar. Allerdings handelt es sich dabei um eine retrospektive Verfremdung. Wenn zu Karl Martells Zeiten arabische Quellen aus Cordoba von ‚europäischen Heeren‘ sprachen, um deren nicht nur christliche Zusammensetzung durch einen geographischen Bezug zu umschreiben, oder wenn von Karl dem Großen ‚Europa‘ evoziert wurde,³ so war es doch zur Ottonenzeit gleichsam aus dem politischen Vokabular verschwunden und spielte vermutlich im alltäglichen Umgang der zwischen Cadiz und Baltikum, Irland und Athen lebenden Menschen so gut wie keine Rolle. Jedenfalls gilt es unter Mediävisten als schwierig, es in den Schriftstücken der Zeit aufzufinden, während es kein Problem ist, zum Beispiel den Gebrauch von *Christianitas* nachzuweisen. „Genau in den Bereichen“, so Bernd Schneidmüller, „in denen sich Europa im Hochmittelalter hätte als Einheit erfahren können oder als Einheit handelte, spielte die Europa-Idee keine oder allenfalls eine ganz untergeordnete Rolle: in den Kreuzzügen der Christenheit, in der Europäisierung der abendländischen Wissenschaften, in den universalen Ansprüchen von Kirche oder Kaisertum. Indiz dafür ist die Fremdbezeichnung der Europäer in arabischen Quellen als Franken, nicht als Europäer“.⁴

1 Ottone III e l'Europa, Seminario del Centro studi avellaniti, Fonte Avellana 31.08.-01.09.2001.

2 Otto der Große, Magdeburg und Europa, Magdeburg, 27.08.-02.12.2001; zitiert aus Internet, <http://www.magdeburg.de/kultur/otto.html>.

3 H. Mikkeli, Europe as an Idea and an Identity, Basingstoke 1998, S. 17-20.

4 B. Schneidmüller, Die mittelalterlichen Konstruktionen Europas, in: H. Duchardt, A. Kunz (Hrsg.), 'Europäische Geschichte' als historiographisches Problem, Mainz

Waren demnach die Ottonen Bannerträger einer Idee, deren Essenz unabhängig von ihrem Bewußtsein Bestand hatte und sie mit einer historischen Mission betraute? Eine derartig teleologische Sichtweise läßt sich zwar schlüssig aus einem heutigen Bedürfnis nach historischer Absicherung politischer und ökonomischer Ziele erklären. Allein, es muß nicht die Aufgabe des Historikers sein, Mythos und Ideologie seines zeitgenössischen gesellschaftlichen Umfeldes zu untermauern. Dagegen steht etwa die Auffassung Witold Kulas, der vornehmste Beruf des Historikers bestehe in der Sisyphusarbeit, die Gesellschaft von den Mythen zu befreien, die sie unablässig von sich und ihren Ursprüngen entwirft.⁵ Mit solcher Absicht reißt sich der vorliegende Text in die in den letzten Jahren verstärkt unternommenen Bemühungen ein, heraus zu finden wer, wann, warum und in welchen Termini den Begriff ‚Europa‘ erfunden, vergessen, wiedergefunden, neu interpretiert und jeweils für eigene Zwecke nutzbar gemacht hat.

Der ersten, in der einschlägigen Literatur wenig umstrittenen These zufolge ist der klassische Begriff von Europa vor allem im 15. Jahrhundert geprägt worden, als – neben anderen Faktoren – mit dem 1453 erfolgten Fall Konstantinopels im Schoß westlicher Herrschaft und Kirche das Bedürfnis entstand, das Selbstverständnis von Christenheit und griechisch-römischer Tradition in neuer Weise auf die ‚Andersartigkeit‘ des Ostens zu projizieren. Die zweite These besagt, daß davon ausgehend bis zum 18. und 19. Jahrhundert ein Grundbestand von mindestens sechs Deutungskernen oder Redeweisen entstand, deren Elemente in immer neu variierten, dem jeweiligen Kontext angepaßter Kombination den Diskurs über Europa bis heute bestimmen. Wie Bo Stråth und Mikael af Malmberg schreiben, „bildeten sich deshalb so viele Bedeutungen von Europa herans, weil ‚Europa‘ im essentialistischen Sinne kein Ding, sondern lediglich eine Vorstellung war“.⁶ Die dritte, analog zu Edward Saids Orient-Konzept⁷ formulierte These behauptet daher, die ‚wahre Essenz‘ Europas bestehe nicht aus geographischen Gegenständen oder historisch politischen Gebilden, sondern aus einem va-

1997, S. 5-24 hier 11 (Institut für Europäische Geschichte Mainz Abteilung Universalgeschichte, Beiheft 42); Mikkeli, *Europe as an Idea* (Anm. 3), S. 26-31, macht darauf aufmerksam, daß schon Pierre Dubois (ca. 1250–1320) den Ausdruck ‚Europa‘ mit Blick auf einen Frieden in der katholischen Welt und die Kreuzzüge gebrauchte, aber auch, daß er selten benutzt wurde und ‚keinen emotionalen Beiklang‘ wie *Christianitas* hatte.

5 W. Kula, *Riflessioni sulla storia*, Venezia 1990, S. 27.

6 M. af Malmberg, B. Stråth, *The National Meanings of Europe*, in: *The Meaning of Europe*, hg. Von dens., Oxford 2002, S. 1-25, hier 3.

7 Zitiert nach der italienischen Fassung: E. W. Said, *Orientalismo. L'immagine europea dell'Oriente* (Orientalism, London 1978), Milano 2001, S. 22-24.

riablen System von Zitaten und Querverweisen, dessen kulturelle Macht und kommunikative Kraft gerade darin begründet liegt, daß sich sein Gegenstand weder eindeutig noch gar endgültig definieren läßt.

1. Das antike Europa

Ein kurzer Blick auf die griechische Antike belegt, daß diese im Unterschied zum Hochmittelalter einen umfassenden Begriff von ‚Europa‘ mit einem über die Geographie und auch die mythologische Erzählung hinaus gehenden Inhalt besaß. Allerdings hat die gegenständliche Seite der antiken Geographie weniger mit dem heutigen Europa zu tun als die schon damals darin enthaltene mentale Disposition des ‚Wir‘ gegenüber den ‚Anderen‘. Wie beim unsrigen Europa waren die Inhalte und Zuschreibungen des antiken vielfältig, manchmal widersprüchlich, jedenfalls wechselhaft, überlagerten, überschritten und verdeckten sich gegenseitig. Ähnlich wie das heutige blieb das antike Europa unbestimmt in seiner zwischen geographischen Bezügen und spiritueller Sinngabe schwankenden Bedeutung. Wie das heutige zog das antike Europa offenbar aus dieser Unbestimmtheit seine Kraft bei der Ansprache des Publikums. Und so wie die historische Kritik europäischer Mythen heute eher machtlos der kommunikativen Kraft politischer Symbole und Interessen gegenübertritt, verhallte Herodots ‚historisch kritischer‘ Einwand ungehört, die phönizische Prinzessin Europa sei ja in Wahrheit eine Asiatin gewesen, die nie weiter kam als auf die damals noch nicht zu Europa gerechnete Insel Kreta. Für die Identifikation eines ‚Asien‘ entgegen gesetzten europäischen ‚Wir‘ hatte dieser Einwand jedenfalls keine spürbaren Folgen.⁸

Schon der antike Europabegriff wies eine Dreiteilung in Osten, Westen und Süden auf, wobei anfangs mit Europa das griechische Festland, mit dem Süden der Peloponnes und dem Osten die Ägäis gemeint waren. Nach und nach wurde die Dreiteilung vom Ost-West-Gegensatz zwischen Griechenland und Kleinasien bzw. Persien überlagert, bis Europa schließlich den ganzen nördlichen und westlichen, also griechisch durchdrungenen Teil der Mittelmeerküsten umschloß, und das darin enthaltene Wir nicht so sehr von Afrika, dem Süden, als von dem ‚Anderen‘ des persisch dominierten (Klein-)Asien abgesetzt wurde. Die Popularisierung des Europabegriffs dürfte Aischylos‘ Tragödien, in der die Perserkriege eine große Rolle spielen, einiges verdanken. Das griechische Bild von Asien oder dem ‚Osten‘, dem Perserreich, schwankte zuvor zwischen Bewunderung und Rivalität, zwischen

⁸ M. Cortelazzo, *Il nome Europa*; in: *Europa. Storie di viaggiatori italiani*, Milano 1988, S. 48-59, hier 48.

Kindschaft und Feindschaft, zwischen Gleichrangigkeit oder dem Gefühl der Unter- bzw. Überlegenheit. Auch mit Aischylos' Hilfe wurde daraus ein festliegender Gegensatz zwischen Freiheit und Despotie,⁹ zwischen Zivilisation und Barbarei.

Dem Dichter zufolge befindet sich Europa dort, wo die Sonne untergeht, also im Abendland oder Westen. Das Bild geht von der (zumindest vorgestellten) Perspektive desjenigen aus, der außerhalb des eigenen Gesichtskreises steht. Denn nur von dort wird man die Sonne untergehen sehen, wo ‚Wir‘ wohnen. Schon die griechische Mythologie und Tragödie bediente sich demnach der unvermeidlichen Doppeldeutigkeit identitärer Selbstbeschreibung. Immer bedarf es eines fremden Blickes auf das Eigene, wenn nicht gar einer Art Einvernahme des Anderen, um die Konstruktion eines Wir zu vollziehen und zu stabilisieren.¹⁰ In die gleiche Richtung zielt die Etymologie der Orientalisten, welche das Gegensatzpaar nicht aus griechischen Mythen sondern aus der akkadischen Semantik herleiten: Europa komme von *erēbu* (‘untergehend’) und Asien von *âsû* (‘aufgehend’). In jedem Fall ist das Europa entgegengesetzte Andere der meist bedrohliche und despotische, und doch mit den eigenen Ursprüngen verbundene Osten. Der ‚Osten‘ (‚Asien‘ oder ‚Orient‘) ist bis heute für die Selbstbeschreibung Europas zentral geblieben – nicht obwohl, sondern gerade weil beide Konzepte keinem festliegenden geographischen oder historischen Gegenstand entsprechen, den man ‚zuverlässig‘ rekonstruieren könnte.¹¹

Das antike Europa umschließt demnach ein griechisches, im ‚Westen‘ angesiedeltes Wir, daß sich über eine Unterscheidung vom ‚Osten‘ definiert. Auch das Wechselspiel der Zuschreibungen, die Vielzahl der Mythen und geographischen Definitionen trägt dazu bei, daß wir über das antike Europa

9 P. Barcellona, *Le passioni negate. Globalismo e diritti umani*, Troina 2001, S. 146.

10 F. Remotti, *Contro l'identità*, Roma/Bari, 1996, S. 63; C. F. Graumann, *Soziale Identitäten*, in: *Kultur – Identität – Europa. Über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer Konstruktion*, hg. von R. Viehoff und R. T. Segers, Frankfurt a. M. 1999, S. 59-74, hier 63-67.

11 Dieser Punkt scheint von D. Fokkema, *Okzidentalismus als Antwort auf Saids Orientalismus*, in: *Kultur – Identität – Europa* (Anm. 10), S. 50-58 mißverstanden zu werden. Seine Polemik gegen den ‚diskursiven Determinismus‘ wird Saids differenzierter Bezugnahme auf das Verhältnis von Wirklichkeit und Repräsentation (Anm. 7, S. 14-16) kaum gerecht. Sie geht auch insofern ins Leere, als der ‚diskursive Determinismus‘ weder Epistemologie noch Ontologie wirklich revolutioniert hat (dazu R. Petri, *Pamphlet per il tempo storico*, in: *Velocità storiche*, hg. von S. Bertelli, Roma 1999, S. 37-68 hier 54-55); auch Diskurse über die Wirklichkeit sind Wirklichkeiten, deren Geschichte sich zu erforschen lohnt. Vor allem aber läßt sich das von Said aufgeworfene Grundproblem des hegemonialen Anspruchs der europäischen Selbstbeschreibung mit Methodenkritik nicht aus der Welt schaffen.

heute sagen können, es sei ein klassisches. Allerdings gilt hier die auch für andere klassische Traditionen angebrachte Warnung vor der Annahme, es handle sich um eine nie unterbrochene Tradition oder gar um eine in ihrer Substanz unverändert gebliebene Identität.

2. Die Christenheit

In der Tat hat es einen Kontinuitätsbruch gegeben, der vor allem einem weiteren Ostimport, dem Christentum, geschuldet war. Aber schon der Universalanspruch Alexanders des Großen und dann des Römischen Imperiums hatten den Europabegriff seiner ideologischen Nützlichkeit weitgehend beraubt und auf eine vage geographische Zuschreibung reduziert.¹² Bereits in der Spätantike war davon eher selten die Rede, im christlichen Mittelalter verschwand die ‚Europa-Idee‘ im wesentlichen hinter die dicken Mauern monastischer und später scholastischer Gelehrsamkeit. Höchstens ist der heute viel strapazierte Bezug auf Europa durch Karl den Großen zu nennen, welcher immerhin auf eine stärker territoriale Bindung des Papsttums hinauslief, und damit indirekt das spätere Schisma und die Verwestlichung Europas vorbereiten half. Doch konkurrierte diese Sicht mit einer nach Augustinus der Verräumlichung enthobenen, universellen Auffassung von Christenheit, die erst allmählich, etwa seit dem 11. Jahrhundert, überhaupt den Gedanken der *fines Christianitatis* theologisch akzeptierte.¹³

Man muß deshalb nicht annehmen, die Vorstellung von ‚Christenheit‘ habe sich dem Prozeß der Verräumlichung kultureller, sozialer und politischer Identität gänzlich entziehen können. Gewiß hat es auch geographische Demarkationen gegenüber dem Nichtchristlichen gegeben. Doch stellte der ‚Osten‘ mittelalterlicher Christenheit eine mit eurozentrischen Rückprojektionen nur schwer vereinbare, komplizierte Angelegenheit dar. Zum einen lebten in Nord- und Ostafrika, Kleinasien, dem Nahen Osten und im Kaukasus von alters her viele Christen unterschiedlicher Liturgie und Konfession. Zum anderen umfaßte die geographische Bestimmung irrgläubiger Andersartigkeit mal den heidnisch gebliebenen, gelegentlich doch als ‚europäisch‘ bezeichneten Norden, mal den islamischen Süden und Westen.¹⁴ Zählen wir nicht auch heute noch den muslimisch beherrschten Okzident (Maghreb),¹⁵

12 Cortelazzo, *Il nome Europa* (Anm. 8), S. 50.

13 Mikkeli, *Europe as an Idea* (Anm. 3), S. 22-23.

14 M. Borgolte, *Perspektiven europäischer Mittelalterhistorie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*, in: ders. (Hg.), *Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs*, Berlin 2001, S. 13-27 (Europa im Mittelalter 1).

15 Das arabische Wort مغرب [mayrib] steht bekanntlich für ‚Sonnenuntergang‘ oder ‚Westen‘.

die westlich von uns gelegenen Städte Rabat und Casablanca, zum Orient? Schließlich fächerte sich die Konnotation des ‚Ostens‘ im Zeichen des religiösen und politischen Schismas auf. Man denke daran, daß das römische Reich als Wahrer antiker und christlicher Tradition nicht 378 unter dem Ansturm gotischer Reiter und auch nicht 410 (Einnahme der Stadt Rom) oder 476 (formelles Ende des weströmischen Reiches), sondern – zumindest nach oströmischem und orthodoxem Verständnis – erst ein Jahrtausend später, im Jahre 1453, durch die osmanische Eroberung von Konstantinopel unterging, noch im kläglichen Untergang selbst dem orthodoxen Rußland den universellen Anspruch streitig machend. Dieser Prozeß war für die ‚Wiedergeburt‘ Europas mindestens so wichtig wie die 45 Jahre später erfolgte Entdeckung von Amerika.

Zunächst also war diese Wiedergeburt eine politische und psychologische Folge der sogenannten Osmanischen Bedrohung. Erst der eigene Untergang ‚europäisierte‘ das vom Westen rückgetaufte Byzanz im Nachhinein in den Augen der Betrachter. In einer im Spätmittelalter offenbar verbreiteten Wahrnehmung der katholischen Christenheit galten die *Rhōmaioi* als Andere, vielleicht nicht als ‚orientalisch‘ aber doch als deutlich von der um Rom zentrierten Christenheit zu Unterscheidende, als nicht Dazugehörige.¹⁶ Deshalb verstand man sich im Westen zunehmend als Alleinerben des (auch aus arabischen Quellen überkommenen) antiken Erbes Griechenlands.

Wo also lag zuvor die Wohnung der Christen, wo lebten jene Menschen, die der Bekehrung noch harren mußten? Christliche wie muslimische Seefahrer nutzten Karten, auf welchen der Süden, der Zenit der Sonne, oben, die Nacht des Nordens unten stand. In der symbolisch stilisierten Kartographie des christlichen Mittelalters stand indes meist der Osten oben. Dort überlebte die spätclassische Einteilung des *Orbis terrarum* in drei Tortenstücke. Ein T, in dem manche das Kreuz Christi entdecken, zerteilte das O des Erdkreises. Das obere, große Stück repräsentierte Asien, das kleinere links Europa, das rechte Afrika. Teilungslinien waren das Mittelmeer und die stilisierten Lini-

16 Als charakterisierenden Zug macht J. Le Goff, *Les traits originaux de l'identité européenne*, in *Histoire du développement scientifique et culturel de l'humanité*, Paris 1996, die Trennung von Staat und Kirche aus, die ‚Europa‘ von Islam und Byzanz unterscheidet. Jadran Ferluga macht für die durch Byzanz vom alten Imperium übernommene Vergötterung des Kaisers, symbolisiert durch das Ritual der Proskynesis, ‚den orientalischen Einfluß‘ selbst auf das vorchristlichen Rom verantwortlich; J. Ferluga, *Bisanzio: società e stato*, Firenze 1974, S. 7; auch die Ikonoklasten des 8. und 9. Jahrhunderts unterlagen dem ‚arabischen Einfluß‘ und entfernten Byzanz ‚einen weiteren Schritt von der westlichen Welt‘ (ebenda, S. 29). Ob die Heiligenbilder schleifenden und übertünchenden Protestanten der Reformationszeit ebenfalls einem ‚östlichen Einfluß‘ unterlagen, kann hier nicht geklärt werden ...

en von Nil und Don. Mal wurde Rom eingezeichnet, praktisch aber immer Jerusalem hervorgehoben. Auch die zwischen Stilisierung und Abbildung schwankenden Weltkarten des 12. und 13. Jahrhunderts bestätigen, daß in dieser geographischen Vorstellung der Sitz der Christenheit nicht mit dem unteren linken Weltviertel, also Europa, identifiziert wurde. Rom war noch nicht wirklich der Mittelpunkt, denn so wie Konstantinopel ein zweites Rom war, wurde die Stadt am Tiber letztlich als zweites Jerusalem gesehen. Die Christenheit blieb, wenngleich ihr Schwergewicht nach westlicher Vorstellung bereits im lateinischen Europa lag, auf das Meer in der Mitte bezogen. Über diesem thronte Jerusalem, das wahre Zentrum der Welt.¹⁷ Bei Dante wurden die ‚Anderen‘ zwar in Afrika und Asien ausgemacht, das ‚Wir‘ jedoch nicht auf Europa bezogen. Es blieb vielmehr identisch mit dem (wenngleich zunehmenden westeuropäischen) Begriff von Christenheit.¹⁸

3. Europas Rückkehr zwischen Spätmittelalter und früher Neuzeit

In der Vorstellung des Mittelalters wurden Christenheit und Europa also keineswegs in Deckung gebracht. ‚Europa‘ als geographische Bezeichnung hatte offenbar, sofern im Gebrauch, den ideellen, ideologischen und Identität stiftenden Charakter des klassischen Vorbildes eingebüßt. Als politisches Programm ersteht Europa erst im 15. Jahrhundert aus den alten Dokumenten wieder auf,¹⁹ etwa im Denken des Nikolaus von Kues (1401–1464) und in den Schriften des Enea Silvio de' Piccolomini (1405–1464), der 1458 zum Papst Pius II gekrönt wird.²⁰ Der fünf Jahre zuvor erfolgte Fall Konstantinopels scheint eine neue christliche Projektion auf den Osten erforderlich zu machen. Damit ist nicht nur die vordergründige, gleichwohl als dringlich empfundene politische Notwendigkeit gemeint, zur Verteidigung der Christenheit jene Einheit der europäischen Mächte zu schmieden, die im Rückblick wie ein Langzeitprogramm zur Vorbereitung der Lepanto-Schlacht von 1571 aussehen könnte (auch weil der ‚Europa‘-Diskurs etwa in den Werken von Nicolò Machiavelli, Torquato Tasso und anderen im 16. Jahrhundert eine direkte Fortsetzung und Verbreitung findet). Denn es erhebt sich die Frage, warum dies nun ausgerechnet unter dem Vorzeichen Europas zu geschehen hat. Warum soll jetzt, nach Jahrhunderten teils friedlicher, teils

17 M. Milanesi, *Le carte dell'Europa*, in: *Europa* (Anm. 8), S. 13-46.

18 Cortelazzo, *Il nome Europa* (Anm. 8), S. 50-53.

19 G. Vogler, ‚Europa‘ an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, in: *Nations, Identities, Historical Consciousness. Volume dedicated to Prof. Miroslav Hroch*, hrsg. von M. Řezník und I. Slezáková, Prag 1997, S. 289-307 hier 293.

20 Schneidmüller, *Die mittelalterlichen Konstruktionen Europas* (Anm. 4), S. 14 und Mikkeli, *Europe as an Idea* (Anm. 3), S. 33-39.

kriegerischer christlich-islamischer Koexistenz, kein christliches, sondern ein klassisches Symbol zum Banner der Einheit werden?

Das hat vor allem innere Gründe. Zum Beispiel hängt es damit zusammen, daß sich neue territoriale Mächte und neue Träger des Wissens sukzessive vom theologischen Dogma und der weltlichen Macht des Papsttums entfernen und dank eigener Ressourcen von ihr unabhängiger werden. Der Humanismus, später dann die Renaissance, die Reformation, die Wissenschaften, eben auch die Entdeckung Amerikas als Entdeckung neuer wirtschaftlicher Ressourcen und kultureller Exotik, erfordern gewissermaßen eine breitere, ökumenische und stärker territoriale Bestimmung dessen, was sich da gegen den Ansturm der Osmanen auflehnen soll.²¹ Um es vereinfachend auszudrücken, herrschen jetzt im Kontext der katholischen Welt andere politische, kulturelle und soziale sowie ökonomische Bedingungen als etwa zur Zeit der Hunnenstürme des 4. und 5. Jahrhunderts oder der Konfrontation mit dem arabisch-islamischen Expansionismus im Westen, und selbst andere als zur Zeit der Kreuzzüge. In diesem Sinne ist das Aufgreifen eines klassischen, vorchristlichen Konzepts, wie es ja auch in andern Feldern geschieht, nur zeitgemäß. Was da versucht wird, ist selbstverständlich nicht der Entwurf eines laizistischen oder gar säkularen Europas. Sonst wäre kaum ein Papst unter den Protagonisten der europäischen Wiedergeburt. Entworfen oder jedenfalls zu Ende gebracht wird vielmehr ein neuer, territorialer, vor allem lateinisch-katholischer Begriff der Christenheit. Wie Franco Cardini treffend bemerkt hat, entsteht erst jetzt, im 15. Jahrhundert, das christliche Europa.²²

Materielle Faktoren verstärken und verselbständigen dann in gewisser Weise den Prozeß. Es wachsen außerhalb des Reiches neue Mächte empor, die ihre Kraft und Unabhängigkeit der Expansion, dem Kolonialismus, der Eroberung verdanken und die in einem direkten, auf Beherrschung gerichteten Kontakt zur außerlateinischen und außermediterranen – eben nun: außereuropäischen – Welt stehen, ihr eigenes Verhältnis zum Exotischen suchend. Das Streben nach Herrschaft über nicht christliche und nicht europäische Populationen ist vielleicht nicht der Geburtshelfer, aber doch – um im Bild zu bleiben – eine Art Amme bei der Aufzucht des neuen Europa. Herrschaft allerdings sucht und braucht nach aller historischen Erfahrung eine Legitimation. Gerade in diesem Sinne wird der christliche Universalismus als Instrument interessant. Allerdings ist er nun zunehmend eines unter mehreren, der europäischen Vorherrschaft untergeordneten Instrumente. Zunächst wird die historische Mission europäischer Herrschaft gewiß eher als

21 P. Rossi, *La nascita della scienza moderna in Europa*, Roma-Bari 1997.

22 F. Cardini, *Le radici cristiane dell'Europa. Miti, storia, prospettive*, Rimini 1997, S. 11.

christliche Mission verstanden,²³ wenngleich es müßig sein mag, im kolonialen Tagesgeschäft die Interessen und Motive säuberlich zu trennen.²⁴ Fest steht, daß sich erst im Laufe der Zeit die Motive, die im 18. Jahrhundert unter ‚Zivilisation‘ zusammengefaßt werden, in den Vordergrund drängen, ohne jedoch das Element der christlichen Mission je ganz zu verdrängen.

Dieselbe Entwicklung läßt sich an der Kartographie ablesen, welche sich gleichermaßen auf der Basis symbolischer wie praktischer, sprich militärischer, administrativer und merkantiler, Erfordernisse entwickelt. Es ginge an dieser Stelle zu weit, darauf im einzelnen einzugehen.²⁵ Eines der bedeutungsvolleren Merkmale ist, daß auf den Weltkarten Asien nach rechts und Afrika nach unten gedreht werden. Der Norden befand sich – wie oben erwähnt – in den Symbolkarten meist unten links, in den geometrischen und Seefahrerkarten meist unten. Jerusalem thronte im Mittelpunkt der Welt und gleichsam über der Christenheit. Jetzt verliert es seine zentrale Position, wird zur Peripherie, über allem thront Europa.

Ähnlich interessant wie die kartographische Betrachtung der ‚Welt‘ ist ein Blick auf die inneren Hierarchien dessen, was wir heute als Europa bezeichnen. Noch im 16. und 17. Jahrhundert finden sich stilisierte Karten Europas, aus denen Skandinavien und die Tataren ausgeschlossen bleiben. Be-

23 Über die nach dem Tridentiner Konzil (1545–1563) und der Einrichtung der Inquisition in Goa (1560) erfolgte Zerstörung der als *casas de idolatria* klassifizierten buddhistischen und hinduistischen Tempel durch portugiesische Eroberer, siehe A. Pinto Pereira, *História da Índia no tempo em que a governou o Visorey Dom Luis d'Ataide*, Coimbra 1616.

24 So agierten im Kontext des portugiesischen Kolonialismus „die kirchlichen Mächte im Wechselspiel mit dem Staat und/oder dem privaten Handel häufig selbständig. Sie wurden dadurch zum politischen und wirtschaftlichen Faktor“. Kirchliche Institutionen kontrollierten etwa die Perlenfischerei zwischen Coromandel und Ceylon und die Landwirtschaft an der indischen Westküste. Sie versuchten darüber hinaus, den Silber- und Seidenhandel zwischen China und Japan unter Kontrolle zu bekommen. Im Übrigen mischten sich religiöse und wirtschaftliche Motive: „Vom ersten Tag an griffen die portugiesischen Eroberer auf den Geist der Kreuzzüge als Ideologie ihres Imperialismus zurück. Sie sahen ihn als einen Dienst an der Christenheit an. Der Islam war um so mehr der Feind, als der portugiesische häufig zum muselmanischen Handel in Konflikt geriet“. V. Magalhaes Godinho, *The Portuguese Empire 1565–1665*, *The Journal of European Economic History* 30 (2001) Heft 1, S. 49–104, hier 55–56.

25 Die folgenden Bemerkungen zur Kartographie sind angelehnt an: Milanese, *Le carte dell'Europa* (Anm. 17), pp. 13–46. L. Bagrow, R. A. Skelton, *Meister der Kartographie*, Berlin 1985, S. 28–126; G. Sammet, *Der vermessene Planet. Bilderatlas zur Geschichte der Kartographie*, Hamburg 1990, S. 74–139; G. K. Nagel, *Alte Landkarten, Globen und Städteansichten*, Augsburg 1994, S. 9–20, 73–77, 96; in den angebenen Arbeiten finden sich auch die entsprechenden Abbildungen.

kanntermaßen hat inzwischen die wissenschaftliche Kartenproduktion große Fortschritte gemacht, nicht zuletzt aus machtpolitischen Gründen. Als das Großherzogtum Moskau nach dem Fall Byzanz danach trachtet, zum dritten Rom zu werden, legen seine Botschafter dem Papst geographische Karten des neuen Reiches vor. Die Landkarte wird zur Visitenkarte, zum Verhandlungsgegenstand bei der Definition und Abgrenzung territorialer Herrschaft. Die Polen und die Schweden, die befürchten, von der europäischen Machtpolitik an den Rand gedrängt zu werden, legen detaillierte Landkarten vor, um ihre Dazugehörigkeit und die Legitimität ihrer Herrschaftseinrichtungen zu dokumentieren.

Die wissenschaftliche Erschließung der geographischen Umrisse und Küsten Europas kann um 1600, als Willem Barents die Ergebnisse seiner Expeditionen vorlegt, als abgeschlossen gelten. Allerdings bedeutet das keineswegs, die Vorstellungen der Zeitgenossen wären bereits bei der heutigen mentalen Landkarte Europas angelangt. Wenn einerseits seit der späten Antike Europa im Südwesten, bei Cadix, beginnt, so kann auf der anderen Seite lange niemand sagen, wo genau es im Nordosten und Osten endet. Der teils unter türkischer Herrschaft stehende Balkan kennt bis dato nur eine sehr rudimentäre Kartographie. Ähnliches gilt für Griechenland. Die Reisenden, welche die sogenannte Wiege Europas in Richtung Westen und Norden verlassen, werden in bezeichnender Weise noch weit bis in die späte Neuzeit hinein sagen, sie führen ‚nach Europa‘.²⁶

Im Grunde besteht noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts keine Einigkeit über die Grenze der mentalen Karte Europas im Osten. ‚Westeuropa‘ gilt jedenfalls als ‚europäischer‘ denn ‚Zentraleuropa‘, dieses ‚europäischer‘ als ‚Osteuropa‘.²⁷ Man denke an die Reden, die über den Ein- und Ausschluß in die oder von der EU-Osterweiterung geführt werden, oder an Kommentare über politische Ereignisse und kulturelle Phänomene Rußlands und Serbiens. Nun mag man meinen, die mentalen Karten könnten ruhig verschwommen bleiben, solange nur die wissenschaftlichen exakt sind. Tatsächlich bestand und besteht aber ein Wechselverhältnis zwischen beiden Dimensionen der Raumeinteilung. Konventionell endete Europa seit langen Jahrhunderten am Don und im Kaukasus. Der tiefe Norden, das ‚düstere‘, heidnische oder slawische ‚Niemandland‘ hielt jedoch diese Grenzziehung lange offen. Erst in

26 Siehe auch den Beitrag von C. Tsoukalas, *The Irony of Symbolic Reciprocities. The Greek Meaning of ‚Europe‘ as a Historical Inversion of the European Meaning of ‚Greece‘*, in: *The Meaning of Europe* (Anm. 6), S. 27-75.

27 Zu dieser Aufteilung auf religiöser und ethnischer Basis gelangt, bei relativ zurückhaltender Wertung, K. Pomien, *Nations et religions: l'Occident, l'Europe centrale, l'Europe de l'Est*, in: *Lieux de mémoire et identités nationales*, hrsg. von P. den Boer und W. Frijhoff, Amsterdam 1993, S. 47-60.

der Aufklärung bemüht man sich, die Kartographie von der Imagination zu lösen. Man sucht nach objektiven, naturgegebenen Kriterien und findet sie am und im Ural, der als Gebirge und dann als Fluß das große Land im Osten fast vollständig von Norden nach Süden durchzieht. In diesem Sinne ist der so genannte alte Kontinent, so wie wir ihn kennen, nicht mehr als ungefähr drei Jahrhunderte alt.

4. Aufklärung: Europa als universelle Aufgabe

Selbstverständlich konnte in der intellektuellen Atmosphäre des 18. Jahrhunderts nicht allen Geographen verborgen bleiben, daß die Grenzziehung am Ural alles andere als den selbst aufgestellten rationalen Kriterien genügte, sondern eben doch, nicht anders als die einfachste stilisierte Karte, einem Bedürfnis nach symbolischer Repräsentation entsprang. Der ein oder andere Geograph, der an das Loß der Entdeckung und Wahrheit glaubte, wies ohne Mühe die wissenschaftliche Unsinnigkeit dieser Grenzziehung nach. Wenn das Wort Kontinent und die wissenschaftlichen Kriterien seiner Bestimmung denn Geltung haben sollten, so mußte man zwangsläufig von einem einzigen, eurasischen Kontinent sprechen. Solche Kritik verkannte jedoch den unbedingten Herrschaftswillen, der etwa in Jean Antoine Condorcets nicht gerade demütiger Erklärung zum Ausdruck kam, Aufklärung, freies Wort und freier Gedanke, Vernunft, Wissenschaft und Wahrheitssuche begründeten, warum man die Geschichte Europas mit der Geschichte des Menschheitsfortschritts in Eines setzen müsse.²⁸ Freies Wort und kritischer Gedanke als höchster Ausdruck vollendeter Humanität fanden und finden bis heute oftmals dort ihre Grenzen, wo sie sich die Freiheit der Kritik an diesem Konstrukt selbst nehmen.²⁹ Das aufgeklärte und fortgeschrittene Europa bedurfte also einer klaren Abgrenzung. Es konnte schließlich nicht ohne Übergang in das rückständige und despotische Asien hinein schliddern!

Mit dem Fortschrittsgedanken leitet das 18. Jahrhundert eine Wende in der Rede über Europa ein. Am Ende einer drei Jahrhunderte dauernden, manchmal friedlichen, manchmal mit Konflikten beladenen Kohabitation tritt definitiv an die Stelle des Christentums als universalistisches Symbol Europa selbst. Wohlgemerkt bleibt der Begriff ‚Europa‘ auch ein Synonym für christliche Tradition, aber eben im Verein mit der klassischen Philosophie und Rechtstradition, den größeren individuellen Freiheiten, der Ver-

28 M. J. A. N. de Caritat Marquis de Condorcet, *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain* (1794), *Ouvrage posthume*, Milano ³1798.

29 Vgl. etwa K. Popper, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Bd. 1, München ³1977; dort findet sich Condorcets Gedanke auf S. 243 in die Begründung einer Art „Vernunft-Imperialismus“ übersetzt.

nunft und Wissenschaft, dem wirtschaftlichen und technischen Fortschritt. Das alles wird nun unter Europa subsumiert und wie zuvor das christliche Heil der Menschheit als Bestimmung vor Augen geführt. Die Menschheit muß nach Europa, dem Westen, tendieren, will sie erlöst sein.³⁰

Der Gegensatz zwischen Fortschritt und Rückständigkeit wird zum hervorstechenden Ein- und Ausschlußkriterium, zu einer europäischen Grenzmarke, und damit zu dem mit der Alternative zwischen Freiheit und Despotie fusionierten Kern des West/Ost-Gegensatzes. Selbst für den ihnen freundlich gesonnenen Gottfried Herder stellen die Slawen einen ambivalenten Brückenkopf zwischen Asien und Europa dar. Die Slawen sind für ihn „tief versunkene, einst fleißige und glückliche Völker“, die von ihrem „langen trägen Schlaf ermuntert“ werden müssen, damit sie sich von ihren „Skavenketten“ befreien.³¹ Das heißt: asiatische Despotie unterdrückt den wahren, europäischen Charakter der slawischen Völker (wie weiter unten zu sehen sein wird, ist das ein noch vom bekanntesten deutschen Politiker des 20. Jahrhunderts gern zitiertes Motiv). Ein halbes Jahrhundert nach Herder schreibt Giuseppe Mazzini, statt die anderen slawischen Völker zu unterdrücken, die immerhin europäischer als es selbst seien, solle sich Rußland lieber voll und ganz „der Eroberung der weiten östlichen Regionen“ widmen und diese „zivilisieren“. Das sei ein „weiblickendes Werk, das Asien ... für lange Jahrhunderte ... zu einem Anhängsel Europas werden“ lasse.³² Eroberung zum höheren Zwecke der Zivilisation, das ist die europäische Mission. Indem Rußland sie erfüllt, löst es seine europäische Eintrittskarte.

Es fiel gewiß nicht schwer, einen Widerspruch aufzudecken zwischen dem Anspruch, die Welt zu befreien und dem Glauben, zu diesem Zweck müsse man gegebenenfalls diejenigen in Schutzhaft nehmen, welche, weil ‚unreif‘ und in ‚irrationaler‘ Vorstellung befangen, nicht befreit, sondern in Ruhe gelassen werden möchten. In der aufklärerischen Tradition des Kosmopolitismus steckt gewiß der ferne, unerfüllte Traum universeller Humanokratie. Doch gerade deshalb ist die vielfach unter ‚angewandter Aufklärung‘³³ rubrizierte *Declaration of Rights* von 1776 nicht nur nach dem exklusiven Charakter der Volkssouveränität zu befragen, sondern auch danach,

30 In der Tat läßt sich ungeachtet der neuen Qualität eines laizistischen Europa hinter der Teleologie des Fortschritts wie hinter fast jeder europäischen Utopie und Philosophie der Geschichte die Blaupause des christlichen Gedankens von der Vertreibung aus dem Paradies (jetzt ‚Natur‘ bzw. ‚Urgesellschaft‘) und dem dann folgenden Weg zu Heil und Erlösung erkennen.

31 J. G. Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (1785–1792), in: Herders sämtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, Bd. 14, Berlin 1909, S. 280.

32 G. Mazzini, *Missione italiana, vita internazionale* (1866), in: ders., *Lettere slave*, Bari 1939, S. 97–106, hier 101.

ob sie sich denn wirklich aus ihrem aus Eroberung fremden Landes, Genozid und Sklaverei bestehenden Kontext lösen läßt, so als sei dieser Kontext eher zufälliger und in keiner Weise mit dem Impetus der Deklaration in Verbindung stehender Natur. Mit den dort eingeklagten Rechten sind nun einmal in erster Linie die Rechte von Kolonisten gemeint, an deren Aufgabe, die „wild- den Nationen zu zivilisieren oder auch ohne Eroberung zum Verschwinden zu bringen“, aufgeklärte Geister wie Condorcet keinen Zweifel hegen.³⁴

Da jedoch legitimierende Worte und Deutungen gegenüber der Herrschaftswirklichkeit ein gewisses Eigengewicht erlangen, wird der Widerspruch, der sich so offensichtlich zwischen dem Topos von Freiheit, Humanität und Fortschritt als Telos historischer Veränderung auf der einen und dem Kolonialismus auf der anderen Seite auftut, durchaus empfunden und immer wieder kritisch angemerkt. Allerdings laufen die Lösungsvorschläge auf Milderung und Reform, selten jedoch auf Herrschaftsverzicht hinaus. Ein Rückzug aus den Kolonien ist schon aus humanitären Gründen ausgeschlossen, würde man doch deren ahnungslose Bewohner in unverantwortlicher Weise der Rückständigkeit, dem Obskurantismus und der Barbarei preis geben. Der Widerspruch läßt sich jedoch auf bequemere Weise lösen, indem man nämlich ‚die Wilden‘ unter Verweis auf natürliche Faktoren wie Klima und Rasse vom Erfordernis der Gewährung freier Selbstbestimmung weitgehend ausklammert. So schreibt David Hume im Jahre 1742: „Ich neige dazu, anzunehmen, daß die Neger und die anderen Arten von Menschen, von denen es etwa vier oder fünf gibt, den Weißen von Natur aus unterlegen sind“. Er begründet seine Annahme komparativ und deduktiv, sich selbstverständlich am Fortschrittskriterium orientierend: „Nie hat es eine zivilisierte Nation gegeben, die nicht weißer Hautfarbe gewesen wäre, und auch keine Einzel- persönlichkeit, die sich iur Denken oder im Handeln hervorgetan hätte. Keine erfindungsreichen Unternehmer gibt es unter ihnen, keine Handwerke und Künste, keine Wissenschaften“.³⁵ Das ist eine offenherzige und letztlich konsequente Form des europäischen Selbstentwurfes nach Außen.

33 R. Dahrendorf, Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika, München 1963.

34 Das Zitat entstammt einer Polemik gegen ‚unsere blutige Verachtung gegenüber Menschen anderer Hautfarbe oder anderen Glaubens‘, welche Respekt und Vertrauen der Eingeborenen in die ‚Überlegenheit unserer Aufklärung‘ zerstöre; de Condorcet, *Esquisse d'un tableau des progrès* (Ann. 28), S. 331-335.

35 D. Hume, *Of National Characters*, in: ders., *Political Essays*, hrsg. von K. Haakonsen, Cambridge 1994, S. 78-92, hier 86 (Cambridge texts in the history of political thought); daß Humes Rassismus kein Einzelfall war, sondern würdig neben dem anderen *philosophical heroes* wie Locke, Voltaire, Jefferson oder Kant stand, darauf wurde längst hingewiesen von R. Popkin, *The Philosophical Basis of Eighteenth*

Der Gerechtigkeit halber muß hinzugefügt werden, daß die meisten Autoren der Aufklärung, wenn sie über ‚universelle‘ Güter und Werte nachdenken und von der ‚Menschheit‘ sprechen, sich kaum über Afrika oder den Fernen Osten verständigen möchten, sondern weiterhin den europäischen und Mittelmeerraum im Blick haben. In diesem Sinne sind der amerikanische Unabhängigkeitskrieg und die Erklärung der Unabhängigkeit eine wesentlich europäische Angelegenheit. Jedoch erlangt auch in dieser Innenwelt die universelle Ziffer des Europadiskurses einen besonderen Stellenwert. Damit verbindet sich in der Tat eine zweite große Neuerung in der Rede über Europa, welche sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts abzuzeichnen beginnt. Gerard Delanty hat sie in Ausdruck von der „Dialektik von nationaler und europäischer Identität“ zusammenfaßt. Er meint damit, „daß nationale Identität seit der Aufklärung eine universalistische Ideologie verkörpert hat, die einen Appell an Europa selbst erforderlich machte, um so, paradoxerweise, nationalen Partikularismus zu legitimieren“.³⁶

Dafür ist nicht nur der fließende Übergang der französischen Revolution in eine Art europäischen Bürger- und Adelskrieg Beispiel gebend. Die europäische Mission Frankreichs hat sowohl revolutionäre, als auch vor- und sogar konterrevolutionäre Wurzeln. Also nicht nur das rationalistische Frankreich als Hüterin und Fortsetzerin des klassischen europäischen Erbes; sondern auch das christlich-karolingische Frankenreich als Einiger und Neubegründer Europas; oder das gallische Frankreich, das den keltischen, das heißt ‚alteuropäischen‘, von Latein und Bibel noch nicht verseuchten Ethnos repräsentiert; und im Zusammenwirken der naturalistisch-ethnischen und der rechtlich-aufklärerischen Begründungen, das revolutionäre Frankreich europäischer Völkersouveränität.³⁷ Teilweise stehen diese Begründungen im politischen Kampf konträr gegeneinander, viel Blut fließt über die Meinungsverschiedenheit. Aber in Hinsicht auf Europa wirken sie doch eher komplementär und zielen allesamt darauf ab zu belegen, daß das wahre und beste Europa durch die französische Nation repräsentiert wird.

Doch auch die Reaktion auf die Revolution und die napoleonische Expansion bedient sich des gleichen, modernen Mittels der Anrufung eines wahren, besseren, jetzt von der Revolution zerstörten oder bedrohten Europa. Es geht dabei kaum um echte Rückkehr zu den Verhältnissen vergange-

Century, in: *Racism in the Eighteenth Century. Studies in the Eighteenth Century Culture*, hrsg. von H. E. Pagliaro, Cleveland-London, S. 245-262, hier 245.

36 G. Delanty, *Die Transformation nationaler Identität und die kulturelle Ambivalenz europäischer Identität*, in: *Kultur – Identität – Europa* (Anm. 10), S. 267-288, hier 272.

37 A. M. Thiesse, *La création des identités nationales*, Paris 1999, zitiert aus der italienischen Ausgabe *La creazione delle identità nazionali in Europa*, Bologna 2001, S. 44-51.

ner Jahrhunderte. Es geht zumeist, jedenfalls von Nahem betrachtet, um nationale Antithesen zur französischen Revolution. Edmund Burke legt durch seinen nostalgisch anmutenden Rückgriff auf europäisches Fürsten- und Rittertum und den Westfälischen Frieden – in einem aus seiner Sicht wohlverstandenen Zukunftsinteresse Großbritanniens – den ideologischen Grundstein für die Wiener Restauration und das europäische Gleichgewicht im späteren ‚britischen‘ Jahrhundert.³⁸ Genauso wenig sollte Novalis' Anrufung der „schönen, glänzenden Zeiten, wo Europa ein christliches Land war“,³⁹ als reine Nostalgie abgetan werden. Bei genauem Lesen enthüllt sich *Die Christenheit oder Europa* als moderne, auf Sakralisierung zielende Neuformulierung des nationalen und europäischen Diskurses. Genau diese Leistung erkennt der Autor der französischen Revolution an. Sie hat den politischen Diskurs und die politische Aktion von ihrer elitären, vernünftigen Begründung befreit und auf die populäre Grundlage der Leidenschaft, des Gefühls und des Glaubens gestellt. Wenngleich der revolutionäre Glaubensinhalt aus Novalis' Sicht nicht hätte falscher sein können, bleibt doch der Sturz der ‚europäischen Gelehrtenrepublik‘ ihr welthistorisches Verdienst. Hardenbergs Anrufung des christlichen Etropa zielt somit auf eine ganz ähnliche Popularisierung und Sakralisierung des Nationalen, wenngleich auf anti-revolutionärer, ‚wahrhaft‘ europäischer, will heißen christlicher Grundlage: „Deutschland geht einen langsamen aber sicheren Gang vor den übrigen europäischen Ländern voraus“ auf dem Weg in ein „neues höheres religiöses Leben“. Hierin liegt sein universeller Wert, denn die „anderen Welteile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden“.⁴⁰ Novalis erweist sich als ein Pionier moderner politischer Kommunikation, welche die Emotion als zentrale Kategorie neu entdeckt hat.

Während auf der Schwelle zum 21. Jahrhundert die Mehrheit der Europäer weiterhin national empfindet, hat ihre Zustimmung zu Europa „einen instrumentellen Charakter und geringe affektive Elemente“, wie heute bedauernd festgestellt wird.⁴¹ Interessanter Weise stand jedoch am Anfang jeder

38 E. Burke, *Reflections on the Revolution in France, and on the Proceedings in Certain Societies in London Relative to that Event*, London 1790; vgl. auch U. Frank-Planitz, *Edmund Burkes Leben und Wirkung*, Vorwort zur deutschen Ausgabe von E. Burke, *Betrachtungen über die Französische Revolution*, Zürich 1987, S. 9-32, hier 23.

39 Novalis [G. P. F. von Hardenberg], *Die Christenheit oder Europa*, in: ders., *Monolog [und andere Schriften]*, Hamburg 1963, S. 35-52, hier 37 (*Deutsche Literatur* 11).

40 Ebenda, S. 47 und 51.

41 M. R. Lepsius, *Die Europäische Union. Ökonomisch-politische Integration und kulturelle Pluralität*, in: *Kultur – Identität – Europa* (Anm. 10), S. 201-222, hier 208.

Erziehung zum Liebhaben der Nation neben ‚Volk‘, ‚Natur‘ und ‚Freiheit‘ nicht zuletzt das Wort von ‚Europa‘ auf dem pädagogischen Lehrplan.

5. Das 19. Jahrhundert: Europa legitimiert die Nation

Zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 19. Jahrhunderts fächern sich die Deutungen von Europa weiter auf und gewinnen zugleich klarere Züge. Sie lassen sich in grober Annäherung auf sechs Deutungskerne eingrenzen, welche sich dann als in der Zeit relativ stabil erweisen. Insbesondere haben in der einen oder anderen Mischung fast alle Begründungen des Nationalen Bezug auf diese Erzählungen über Europa genommen. Es ist gewiß nicht einfach, eine hierarchische Ordnung oder wenigstens chronologische Folge festzulegen. Dennoch darf mit einer gewissen Berechtigung das ‚klassische Europa‘ an erster Stelle genannt werden. Es ist das Erstgeborene und bildet zusammen mit dem ‚christlichen Europa‘ eine Matrix für verschiedene weitere Redeweisen, die daraus mehr oder weniger große Teile oder Aspekte entlehnen.

5.1. Das klassische Europa

Praktisch alle nationalistischen Diskurse haben auf das klassische Europa rekurriert. Selbst die ‚peripheren‘ Finnen fühlen sich durchaus als ideelle Fortsetzer des griechischen und römischen Altertums, und nehmen teil am Wettlauf um Ausgrabungen und die Errichtung von Lehrstühlen und Instituten der Altertumsforschung und Archäologie. Das revolutionäre und republikanische Frankreich sieht sich als Fortsetzerin der Traditionen der Polis. Giuseppe Mazzini spricht im *Risorgimento* vom Dritten Rom, das eine nationale Synthese des im Barock wieder auferstandenen päpstlichen Rom und des antiken Rom als Welthauptstadt und Wiege der Zivilisation werden soll; demzufolge gehört der zivilisatorische Primat Italien.⁴² Aber auch Moskau wird in Rußland als Drittes Rom gesehen, welches das vom zweiten Rom, sprich Konstantinopel, transportierte doppelte Erbe der griechischen Antike und des Christentums übernehmen soll.⁴³ Ähnlich bescheiden ist eine weiterhin akkreditierte deutsche Lesart. Gottlieb Fichte zufolge haben die Deut-

42 H. Kohn, *Propheten ihrer Völker*. Mill, Michelet, Mazzini, Treitschke, Dostojewski: Studien zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts, Bern 1948, S. 101-102. Schon im napoleonisch besetzten Italien ist der Romkult präsent. in Bonapartes Proklamationen wird die künftige Bestimmung Italiens aus dem römischen Erbe abgeleitet, und in Mantua organisierte General Miollis den Kult des republikanischen Vergil. Vgl. E. Pii, *La ricerca di un modello politico durante il triennio rivoluzionario (1796-99) in Italia*, in: *Modelli nella storia del pensiero politico*, Bd. 2 (*La rivoluzione francese e i modelli politici*), hrsg. von V. I. Comparato, Firenze 1989, S. 271-296, hier 285.

schen einen tieferen sprachlichen Zugang zu den klassischen Quellen einschließlich der lateinischen, als die Sprecher neulateinischer Sprachen. Denn die deutsche Sprache sei eine alte, von Kontaminationen weitgehend verschont gebliebene Zunge, während die Christianisierung die Semantik der neulateinischen Sprachen überformt habe. Deshalb müßten deutsche Gelehrte den Franzosen und Italienern erst einmal übersetzen, was ihre eigenen Worte eigentlich bedeuten.⁴⁴ Auch im 20. Jahrhundert feiert die Anrufung des klassischen Europa zum Zwecke nationaler Legitimation verschiedentlich Wiederkehr, wie etwa bei der italienischen *Mostra Augustea* von 1937.⁴⁵ Vor allem aber im 19. Jahrhundert sehen sich die verschiedenen Nationalkulturen vereint im Wettbewerb um einen privilegierten Zugang zum europäischen klassischen Erbe.

5.2. *Das christliche Europa*

Es liegt schon von der Chronologie her nahe, an zweiter Stelle das christliche Europa zu nennen. Es ist ungefähr so alt wie das klassische, die Hervorholung des klassischen Erbes durch den Humanismus und die Begründung eines christlichen Europa in Spätmittelalter und früher Neuzeit gingen Hand in Hand. Allerdings schien das christliche Europa in seiner Bedeutung durch Aufklärung, Revolution und Prozesse der Säkularisierung geschwächt. Im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert toben – das belegt die Schrift Novalis' nicht anders als die Begründung der Heiligen Allianz zum Anklang des Wiener Kongresses – zwischen den Befürwortern beider Attribute heftige ideologische Auseinandersetzungen, ja manchmal selbst blutige militärische Kämpfe. Die Auseinandersetzungen ziehen sich – man denke an den anhaltenden Widerstand des Papstes gegen den laizistischen Staat in Italien oder den deutschen Kulturkampf – bis weit über die Mitte des Jahrhunderts hinaus. Zwar besteht das Ergebnis meist in der politischen Zurückdrängung eines religiös motivierten Konservatismus, genauer gesagt in dessen weitgehender Vertreibung aus den Institutionen der Politik in diejenigen der Kultur,

43 M. van den Bruck, Die politischen Voraussetzungen der Dostojewskischen Ideen, Einführung zu F. M. Dostojewski, Politische Schriften, hrsg. von dems. und D. Mereschkowski, München 1917, S. VII-XIV, hier VII-VIII.

44 Johann Gottlieb Fichte, Reden an die deutsche Nation (1808), in: ders., Sämtliche Werke, hrsg. von J. H. Fichte, Dritte Abtheilung, Bd. 2, Berlin 1846, S. 320-327; die Anfänge solcher Sprachtheorie gehen ins 17. Jh., besonders auf Leibniz, zurück: D. Vian, Leibniz e il concetto di „Deutsche Sprache“, in: *I linguaggi e la storia*, hrsg. von A. Trampus, U. Kindl, Bologna 2003, S. 99-139.

45 F. Scriba, The Sacralization of the Roman Past in Mussolini's Italy. Erudition, Aesthetics, and Religion in the Exhibition of Augustus' Bimillenary in 1937-1938, *Storia della Storiografia* 30 (1996), S. 19-29.

doch wäre es eine grobe Vereinfachung zu sagen, das christliche Europa sei damit seiner Bedeutung verlustig gegangen. In der Außenrepräsentation gegenüber asiatischer Despotie oder unbedarfter Wildheit, sprich in der Macht- und Kolonialpolitik, spielt es weiter eine unverzichtbare Rolle. Über den Kampf gegen den sogenannten Jakobinismus behält es eine Zeitlang auch eine wichtige innenpolitische Funktion.

Vor allem aber ist die These, das christliche Europa, verstanden als Symbol der Einheit in der Vielfalt und einer kontinentalen Kooperation und Toleranz, werde schließlich zum unschuldigen Opfer eines anti-klerikalen und heidnisch motivierten Nationalismus,⁴⁶ kaum zu halten. Denn das christliche Europa steht bei der nationalen Legitimations- und Traditionsarbeit gern und häufig Pate. Gemeint sind damit keineswegs nur katholische oder orthodoxe Nationen, die sich zum Schutzwall des christlichen Abendlandes erklären. Auch für Länder wie Großbritannien⁴⁷ oder Dänemark⁴⁸ spielen christliche Motive – wie das vom auserwählten Volk – eine erhebliche Rolle. Selbst radikal republikanische und z. T. sogar antiklerikale Patrioten wie der Pole Moritz Mochnatzki⁴⁹ oder der Italiener Mazzini⁵⁰ berufen sich als echte Kinder und Erben der Romantik auf die brüderschaftlichen christlichen Traditionen und Werte Europas sowie im Grunde auf denselben Spiritualismus und utopischen Entwurf, der schon bei Novalis anklang. Schlußendlich muß unterstrichen werden, daß Konfessionen und Geistlichkeit selbst einem Nationalisierungsprozeß unterliegen, welcher nicht nur den Protestantismus betrifft. Zum Beispiel haben sich in Tirol zwischen 1815 und 1918 katholisch inspirierte italienische und deutschsprachige Patrioten im nationalen Kampf gegenübergestanden und manchmal gar, jeder für seine gerechte Sache der Mutter Gottes Beistand erlehend, einander totgeschossen.⁵¹

46 Cardini, *Le radici* (wie Anm. 22), S. 9 und 30; siehe auch C. Schmitt, *Römischer Katholizismus und politische Form*, Hellerau 1923.

47 H. Schulze, *Staat und Nation in der Europäischen Geschichte*, München 1999, S. 131-133, zitiert das Motiv des auserwählten Volkes, welches Cromwell 1655 verwandte, aus O. Cromwell, *Letters and Speeches*, hrsg. von T. Carlyle, Bd. 3, London 1857.

48 Vgl. N. F. S. Grundtvig, *Nordens Mytologi eller Udsigt over Eddalaeren for danne- de Maend der ei selv ere Mytologer*, København 1808; ders., *Vom wahren Christenthum*, Leipzig 1844.

49 Zur Verurteilung der ‚Vernunft ohne Glauben‘, siehe M. Mochnatzki, *Über die Revolution in Deutschland*, Dresden-Leipzig 1833, S. 73-84.

50 G. Mazzini, *D'una letteratura europea* (1829), in: ders., *Opere*, Bd. 2 (Scritti), hrsg. von L. Salvatorelli, Milano 1939, S. 101-102.

51 H. Heiss, T. Götz, *Am Rand der Revolution. Tirol 1848/49*, Wien 1998; R. Petri, *Nordschleswig und Südtirol. ‚Heimat‘ im Kontext multipler Identitäten*, in: *Die Na-*

5.3. *Europa als Einheit in der Vielfalt*

Die dritte Art der Reden über Europa klang bereits bei Burke an. Sie gruppiert sich um das Motiv der Einheit in der Vielfalt. Diese Argumentation wurzelt sowohl im christlichen wie im klassischen Europa. Möglicherweise könnte man sie aufgrund der beiden unterschiedlichen Zitate – nämlich der griechischen Städtebünde mit ihrem rationalen Interessenausgleich auf der einen, und der auf spiritueller Verbundenheit basierenden Toleranz zwischen Völkern und Herrschaften im mittelalterlich-christlichen Europa auf der anderen Seite – auch in zwei eigenständige Diskurse aufteilen. In noch anderer Hinsicht gilt dies, insofern nämlich die Forderung nach Gleichheit und Vielfalt des öfteren in Widerspruch zu einer Auffassung des Gleichgewichts als exklusives Kompensationsgeschäft zwischen Großmächten geraten ist. Allerdings überwiegt zumindest im 20. Jahrhundert die Tendenz zur Verflechtung der Bedeutungsstränge zu einem einzigen.⁵²

Gleichgewicht als Resultat rationalen Interessenausgleichs inspiriert also nicht nur (u. a. im Verweis auf den Westfälischen Frieden) die europäische Diplomatie des 19. Jahrhunderts,⁵³ vor allem bis zum Krimkrieg und nach 1871. Auch der neo-funktionalistischen Begründung der europäischen Integration nach dem Zweiten Weltkrieg⁵⁴ ist dieses Bild zu eigen. Federico Chabod hat es auf die Renaissance, genauer auf Nicolò Machiavelli, zurückgeführt.⁵⁵ Von dort aus weist es weiter auf die Multipolarität der griechi-

tionalisierung von Grenzen, hrsg. von M. G. Müller und R. Petri, Marburg 2002, S. 161-197, hier 173-177.

52 Siehe z. B. W. Hallstein, *Die Europäische Gemeinschaft*, Düsseldorf/Wien 1974, S. 11-14, der allerdings Vielfalt deutlich vom Konzept des Machtgleichgewichts zwischen Großmächten absetzen möchte.

53 F. Chabod, *Nazione ed Europa nel pensiero dell'Ottocento* (1951), in: ders., *Idea di Europa e politica dell'equilibrio*, hg. von L. Azzolini, Bologna 1995, S. 259-283; H. Duchardt, *Gleichgewicht der Kräfte, Convenance, Europäisches Konzert. Friedenskongresse und Friedensschlüsse vom Zeitalter Ludwigs XIV. bis zum Wiener Kongreß*, Darmstadt 1977, S. 3-4.

54 B. Balassa, *The Theory of Economic Integration*, London 1961, S. 3-15; H. von der Groeben, E. J. Mestäcker, *Ziele und Methoden der Europäischen Integration*, Frankfurt a. M. 1972, S. 13-23; B. Bursig, *Die Regionalpolitik der Europäischen Gemeinschaft unter besonderer Berücksichtigung integrationstheoretischer Überlegungen*, Frankfurt a. M. 1991, S. 43-48.

55 F. Chabod, *Il principio dell'equilibrio nella storia d'Europa* (1935), in: ders., *Idea (Anm. 53)*, S. 3-6. Chabod rekurriert auf: G. Bonnot de Mably, *Principes des négociations pour servir d'introduction au droit public de l'Europe fondé sur les traités*, in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. 5, Paris 1797, S. 4-15, sowie N. Machiavelli, *Il principe* (1513), hier in: ders., *Tutte le opere*, hg. von M. Martelli, Firenze 1971, S. 255-298.

schen Polis-Bünde zurück. Aber wie Guizot⁵⁶ und Sismondi⁵⁷ unterstrichen, war Einheit in der Vielfalt auch Kennzeichen des christlichen, sprich lateinischen und katholischen Mittelalters, das auf den Trümmern des weströmischen Reiches errichtet wurde. Auch hier wieder reklamieren verschiedene Nationen ein Primat: etwa sei der Polyzentrismus der oberitalienischen Städte beispielgebend, oder die vom Egalitarismus der germanischen Rechtstradition rührenden Momente territorialer Autonomie. Die Polemik gegen innereuropäischen Imperialismus – der ja selbst das Argument des Gleichgewichts bemüht – kann aus jeweils nationaler Sicht nicht nur gegen Napoleon, dann gegen das Habsburger- und Zarenreich geführt werden, sondern auch gegen die Ansprüche jeweiliger Nachbarn und Erbfeinde, gegen welche die eigene Nation das europäische Recht der Vielfalt und freien Selbstbestimmung verteidigen müsse.

5.4 Das liberale Europa

Unter dem vierten Europa, dem liberalen, wird hier das in sich heterogene, von persönlichen, ideologischen und nationalen Spezifika stark gefärbte europäische Selbstverständnis nach-revolutionärer Eliten subsumiert. Gemeint sind die Ansichten der gemäßigt republikanischen bis konservativen oder konstitutionell und monarchisch orientierten politischen Klassen. Ihr Verständnis von Europa läßt sich nicht leicht auf einen inhaltlichen Nenner bringen, wie etwa der Verweis auf so unterschiedliche Exponenten wie Friedrich List oder Alexis de Toqueville andeuten mag. Vor allem fällt es nicht leicht, das liberale Europa konzeptionell von den anderen Redeweisen abzugrenzen, aus denen es gerne und häufig in immer neuen Varianten zitiert. Ist es überhaupt sinnvoll, ein ‚liberales Europa‘ als gesonderten Knoten im europäischen Diskursgewebe zu isolieren? Der dafür sprechende Grund besteht in der Häufigkeit, mit welcher dem Kontinent das liberale Attribut als eine auszeichnende Besonderheit zugeteilt wird. Wenngleich darunter zum Beispiel in England etwas anderes verstanden werden mag als in Frankreich, umreißt das ‚liberale Europa‘ doch so etwas wie eine diffuse Grundstimmung des regierenden europäischen Establishments.

Die Ansprüche, Motive und inneren Verwerfungen des liberalen Europa lassen sich vielleicht am Beispiel dessen exemplifizieren, was Benedetto Croce in seiner Apologie des 19. Jahrhunderts darunter verstanden hat.⁵⁸ Er

56 F. P. G. Guizot, Cours d'histoire moderne. Histoire générale de la civilisation en Europe depuis la chute de l'empire romain jusqu'à la révolution française, Paris 1828.

57 J. C. L. Sismonde de Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen âge, Paris 1809; siehe auch Le Goff, Les traits originaux (Anm. 16).

führt den Begriff der ‚Freiheitsreligion‘ als europäisches Grundmerkmal ein. Die Religion der Freiheit sei begründet auf Vernunft, Realismus, Ethik und Mythos. Europa stelle geschichtsphilosophisch betrachtet den wichtigsten Etappensieg der Menschheit auf ihrem Weg zur individuellen Freiheit dar. Dieser sei Resultat einerseits des gesamten materiellen und ideellen Zivilisationsprozesses, andererseits aber auch der Relativierung derselben durch die romantische spekulative Philosophie. Genauer, jenes Teils der Philosophie, die dem Individuum aus den deterministischen Zwängen der Newtonschen Mechanik befreit habe. Das liberale Europa erscheint so als ökumenisch und gemäßigt, als demokratische Überwindung jakobinischer Wildwüchse, als Interessenausgleich und Friedensschluß mit den eigenen dynastischen und religiösen Traditionen. In dieser Hinsicht läßt es sich weitgehend verallgemeinern.

Auf nationale und ideologische Spezifika eingeeengt sind hingegen die folgenden Aussagen. Auf der einen Seite wird die Romantik der deutschen, nordischen und slawischen Neuheiden, auf der anderen Seite der mechanizistische, die individuelle Freiheit bedrohende Utilitarismus der britisch beherrschten Welt scharf abgelehnt. In Croces liberalem Europa stehen also einerseits Rußland, andererseits Großbritannien und die Niederlande praktisch vor der Tür, Deutschland und Skandinavien gelten als unsichere Kandidaten, über slawische und/oder orthodoxe Länder lohnt es sich offenbar kaum zu reden. Als die besseren Europäer, weil besseren Liberalen, stehen die im weitesten Sinne lateinischen und/oder katholischen Länder da. Zufällig weist Italien dabei die günstigsten Koordinaten auf. Nicht der Inhalt, sondern die Methode dieser Einengung läßt sich wiederum verallgemeinern. Einmal mehr treffen am Ende die europäischen Koordinaten, die man anwirft, auf das eigene Land am besten zu.

5.5. Das heidnische und anti-lateinische Europa

Nicht von ungefähr polemisiert Croce gegen das heidnische, anti-lateinische Europa. Das ist der fünfte Deutungskern. Im Unterschied zu drei und vier, die eins und zwei so viel verdanken, handelt es sich hierbei um eine radikale und wegweisende Neuerfindung des 19. Jahrhunderts, welche für die Massenkommunikation und die politische Mobilisierung wie keine zweite Bedeutung erlangt. Allerdings weisen auch hier wieder die Gründungsstränge in das 17. und 18. Jahrhundert zurück. Einen könnte man auf den Genfer Philosophen Rousseau und seine Idee einer ursprünglichen, natürlichen Le-

58 B. Croce, *Storia d'Europa nel secolo decimonono*, Bari 1932.

bensform und Daseinsweise des Menschen zurückführen.⁵⁹ Ein anderer könnte unter Verweis auf Herder⁶⁰ und Fichte⁶¹ im Gedanken zu finden sein, über Sprache, Usancen und Tradition bildeten Menschengruppen eine Volkheit aus, der ein ursprünglicher, transzendenter ‚Geist‘, eine ‚Wesenheit‘ oder ‚eigene Tümllichkeit‘ innewohne, die jedem geschichtlichen Wandel standhalten muß, um ihre Individualität für den Prozeß humanitärer Vervollkommnung zu retten. Sehr weitschweifig läßt sich hinter diesen beiden Entwürfen, wengleich nicht das christliche Europa, so doch die christliche Teleologie erkennen: Menschheitsgeschichte nach dem verlorenen Paradies (‚Natur‘, ‚Urvolk‘) als Fortschritt hin zur Erlösung. Zugleich ahmt die Neuentdeckung ‚alt-europäischer‘ Mythologie über mittelalterliche Queilen literarische Form und historische Erforschung des ‚klassischen Europa‘ nach, will sie doch der französisch-lateinischen Kulturhegemonie Mythen, Oden und Sagen mindestens gleicher Würde sowie größerer (nationaler, europäischer) Authentizität entgegen setzen.

Das sind die europäischen Wurzeln des ethnologischen Diskurses. Die volkskundliche Begründung der Nation sollte sich als das wohl mächtigste nationalisierende Instrument erweisen, als Kern eines volkspädagogischen Programms zur Schaffung nationaler Mythologie. Wie kein zweites hat es Kultur, Poesie, Folklore, Museologie, Geschichtsschreibung und anhängende Wissenschaften durchzogen und popularisiert. Nicht zuletzt, weil es sich viel einnehmender als etwa der abstrakte Verweis auf die Polis oder das römische Recht auf das *Volk* in seiner doppelten Bedeutung bezieht: als Traditions- und/oder Blutgemeinschaft, die ihrem Wesen endlich freien Ausdruck verleihen kann, und als Gemeinschaft der Gleichen, die über die Errichtung ihrer Souveränität zur ursprünglichen, natürlichen, Lebensform zurückkehrt.

Ist denn die Hinwendung ‚der Völker‘ zu ihrem jeweiligen, von Latinisierung und Christianisierung nur übertünchten Wesen europäisch? Sind das nicht vielmehr autistische Diskurse? Die Antwort ist klar verneinend, denn es handelt sich um ein eminent europäisches Reden. Inhaltlich europäisch nicht nur, weil die überlegene europäische Rasse oder Zivilisation bzw. Europa als Schauplatz der Stammes- und Völkerwanderungen gemeinsamer Bezugspunkt ist, sondern auch weil wieder z.B. Frankreich oder Britannien um das beste gälisch-gallische Erbe streiten, Skandinavien und Deutschland um das nordisch-germanische usw. Vor allem die Kelten sind ein europäisches Programm, an denen kaum jemand vorbei kommt: im Westen sind sie

59 J. J. Rousseau, Discours sur les sciences et les arts. Lettre à d'Alembert. Préface de Narcisse (1752), Paris 1987.

60 Herder, Ideen (Anm. 31), Bd. 6, S. 792-794.

61 Fichte, Reden (Anm. 44), S. 315.

beispielsweise in revolutionärer Umkehr der Theorie von den zwei Bevölkerungen Frankreichs ein Mittel sozialer und politischer Emanzipation des dritten Standes, im Osten prähistorischer Kern einer Forderung nach der nationalen Befreiung der ‚vorgestellten Gemeinschaft‘ der Rumänen. Vor allem aber ist die Form eine europäische. Wie Anne-Marie Thiesse gezeigt hat,⁶² waren die archäologischen Ausgrabungen und literarischen Erfindungen, mit denen die europäischen Völker unter dem lateinisch-christlichen Sediment ihre ursprüngliche und ewige Wesenheit hervorziehen,⁶³ Frucht eines europäischen Kommunikationszusammenhangs und Methodentransfers. Der Mechanismus, über den James McPherson das an die Krone annektierte Schottland in den mythischen Ursprungsort authentischer Britannizität verwandelt, wird aufmerksam studiert und durch eigene Widerlegungsarbeit kopiert. Das Ganze läßt sich mühelos auf Germanen, Illyrer usw. usf. übertragen. Selbst das lateinische Land par excellence kommt um die Aufwertung der prä- und antirömischen Etrusker, Sabiner, Picenen usw. nicht herum.⁶⁴ So geht das ethnographische Europa dem ethnischen Europa voraus, um es zu begründen.

5.6. Das „Neue bäuerliche Europa“

Die bisher vorgenommene Einteilung der Reden über Europa sollte nicht als absolutes Dogma gelten. Wie bereits angedeutet, ließen sich weitere Einteilungen vornehmen. Der Diskurs der Einheit in der Vielfalt ließe sich zweiteilen, es ließe sich gesondert etwa über das jakobinische Europa oder sogar über die sozialistische Internationale (eine zunächst überwiegend europäische Veranstaltung) sprechen, auch der alles durchziehende Fortschrittsgedanke ließe sich zu einer eigenständigen Deutung erheben; der ‚West-Ost-Gegensatz‘ oder das undefinierbare Verhältnis zwischen ‚Europa‘ und dem ‚Westen‘ oder ‚Abendland‘ eigneten sich ebenfalls für eine relativ geschlossene Betrachtung. Wenngleich also die Einteilung in der vorliegenden Form nicht als in letzter Konsequenz zwingend aufzufassen ist, dürfen die bisherigen fünf doch beanspruchten, die wichtigsten Redeweisen über Europa zu sein. Wenn hier noch eine sechste genannt wird, so deshalb, weil sie vor allem in Osteuropa ein gewisses Eigenleben geführt hat, wenngleich wieder auf der Grundlage gesamteuropäischer Zitate. Gemeint ist das sogenannte

62 Thiesse, *La creazione* (Anm. 37).

63 J. Michelet, *Le peuple*, Paris 1826, hier nach der Übersetzung: *Das Volk*, Nordhausen 1846, S. 216-221.

64 S. Troilo, *Il patrimonio storico-artistico e l'identità locale nell'Italia liberale (1861-1911)*, Beitrag zur Sektion ‚Le identità locali nella storia d'Italia‘ der SISSCO-Tagung ‚Cantieri di Storia‘ in Urbino am 20. September 2001, S. 4.

Neue bäuerliche Europa. Jules Michelet zufolge drückt sich in Ländlichkeit und bäuerlichem Instinkt der wahre Geist eines Volkes noch am treuesten aus,⁶⁵ wie ja auch in der deutschen ‚Nährstands‘-Rhetorik des späten 19. Jahrhunderts behauptet wird. Ähnlich schon rief Herder die Slawen auf, ihre unverfälschte bäuerliche Humanität in die Geschichte Europas einzubringen.⁶⁶ Dieser Aufruf hat nachhaltige Wirkungen erzielt und ist von mehreren Nationalbewegungen zu eigen gemacht worden. Etwa in der kollektiven Selbstdarstellung, welche die Bewegung *Lud Polski* Polen verleihen will. Der polnische Bauer ist demzufolge gleichermaßen gegen die kapitalistische Stadt und die asiatische Despotie ausgerichtet, d.h. auf natürliche Weise antibritisch und anti-russisch.⁶⁷ Das hindert allerdings die russischen Slawophilen wie Dostojewski nicht daran, die bewegende Ungeschlachtheit des russischen Bauern als völkisches Ideal einer in ihrer russischen Identität verdorbenen, europäisierten *Inteligencija* gegenüber zu stellen.⁶⁸ Die anti-europäische Polemik in Rußland ist demnach Teil einer typisch europäischen Diskurspraxis in einem typisch europäischen Deutungskontext. Auch Herder, Michelet, Walter Scott, Nicolai Grundtwig und andere leben von solchen Kulturtransfers und werden selbst wieder zu deren Ausgangspunkten.

5.7. *Europa und die Nation: eine Zwischenbilanz des 19. Jahrhunderts*

Alle hier genannten ‚Europas‘ mischen und befruchten sich, und/oder bekämpfen sich gegenseitig, sei es auf horizontaler Frontlinie, als symbolische Instanzen sozialer und politischer Auseinandersetzung im Klassen-, Kultur- und Parteienkampf, sei es auf vertikaler Frontlinie, im nationalistischen Widerstreit. Eines scheint jedoch klar: eine nationale Legitimationsautarkie kann es offenbar nicht geben, Europa ist und bleibt eine unumgängliche Instanz von prinzipiell hohem Stellenwert, auch wenn Zentralität und konkrete Bedeutung im Einzelfall differieren (man denke an die Weltmacht England und den Atlantismus der Iberer gegenüber der Europa-Fixierung Frankreichs usw.) und die zeitabhängige Betonung auch im selben Nationaldiskurs mal stärker auf Dazugehörigkeit, dann wieder stärker auf dem Anderssein liegen mag. Diese Unterschiede, hier notwendig zu großen Linien gebündelt,⁶⁹

65 Michelet, *Das Volk* (Anm. 63), S. 117-210.

66 Herder, *Ideen* (Anm. 31), S. 696-699.

67 H. Temkinowa, *Lud Polski. Wybor dokumentow*, Warschau 1957, S. 107-128, 332-351.

68 F. M. Dostojewski, *Vom russischen Volk* (1872), in: ders., *Politische Schriften* (Anm. 43), S. 147-159.

69 In diesem Zusammenhang ist erneut auf den von Mikael af Malmberg und Bo Stråth herausgegebenen Bd.: *The National Meanings of Europe* (Anm. 6) zu verweisen, in

scheinen jedoch nie die Grenze zur schlichten Indifferenz und Bedeutungslosigkeit zu überschreiten; demonstrative Verachtung, Abwehrhaltungen, tiefe Enttäuschung und Protest gegen Europa zeugen im Gegenteil von einem hohen Grad an Identifikation, quasi der trotzigen Anerkennung eines Kindestverhältnisses ähnelnd. Michelet zufolge hat Europa Frankreich Blut und Reichtum ausgesaugt und trachtet nun nach seinem Wesen. D.h. der Autor entwirft Europa als das Andere, welches das Eigene bedroht. Zugleich aber behauptet er stolz, daß es ein Europa ohne das französische Wesen weder gebe noch habe geben können.⁷⁰ Dieses zweideutige, widersprüchliche Spiel von Identität und Alterität ist bis heute ein Grundsubstrat nationaler Europadiskurse geblieben.⁷¹

Für die nationale und politische Auseinandersetzung wird Europa nicht nur als das Andere, das Bedrohliche gebraucht, sondern auch als das Eigene, die gute Mutter, welche die schlecht meinenden Brüder straft, und als der gerechte Vater, der die Eindringlinge hinauswirft. So fragt sich Mochnatzki: „Und Polen, kann es sein Daseyn wiedererlangen ohne Russland aus Europa zu bannen?“⁷² Für die in der Frageform enthaltene rhetorische Relativierung hat Victor Hugo offenbar kein Verständnis. Er sagt in klarem Imperativ: „England muß in die Ozeane zurückgeworfen werden, das tatarische Rußland in die Steppe“.⁷³ Und während sich Dostojewski darüber beschwert, daß die kleineren slawischen Völker als undankbare Kinder ihre Mutter Rußland asiatischer Barbarei bezichtigten, tut er sich gegenüber den europäischen Mächten als ‚zivilisiert‘ auszuweisen und so in den Genuß ihrer Zuschüsse zu gelangen, verbirgt er doch nicht, daß seine vordergründig anti-europäische Polemik letztlich aus der Enttäuschung darüber entspringt, daß Rußland auf den Schauplätzen der Macht nicht als europäisches Bollwerk gegen die asiatische Despotie anerkannt wird.⁷⁴ Mit anderen Worten richtet

dem die Ähnlichkeiten und Unterschiede nationaler Sichtweisen ausführlich gewürdigt werden.

70 Michelet, *Das Volk* (Anm. 63), S. 214-215.

71 Das ist allerdings nichts typisch Europäisches: Volkskundler europäischer Schule wie Michel de Montaigne oder die Geisel Hans Staden haben ‚das prekäre, vielleicht unmögliche Gleichgewicht von Identität und Alterität‘ (Remotti) schon im 16. Jh. beim gegenseitigen Aufessen der Tubinamba-Kannibalen beobachtet; vgl. Remotti, *Contro l'identità* (Anm. 10), S. 69.

72 Mochnatzki, *Über die Revolution* (Anm. 49), S. 62.

73 Als Aphorismus aufgegriffen von: *Giovane Europa* 6 (1942), S. 3.

74 F. M. Dostojewski, *Zur Orientfrage* (1877), in: ders., *Politische Schriften* (Anm. 43), S. 461-463; ders., *Foma Daniloff, der zu Tode gemarterte russische Held 1877*, ebenda, S. 222.

sich selbst der slawophile Diskurs eher an Wiener Kaffeehäuser, Pariser Salons oder Londoner Zeitungen als an die Bauernkaten der Taiga.

Zur Zwischenbilanz gehört die Feststellung, wie weit die Europadiskurse im Lauf des 19. Jahrhunderts bereits ausgereift und gediehen ist. Es braucht nur geringe Phantasie, um solche Arten der Rede über Europa hinter den Polemiken gegen nationale Zahlmeisterschaft in Europa, oder in den Auseinandersetzungen um Währungsunion, EU- und NATO-Osterweiterung, die Frage des Ein- oder Ausschlusses der Türkei, in den Feuilleton-Beiträgen zum ewigen Charakter von Mütterchen Rußland, in Expertenberichten über die Balkankriege und den schwierigen ‚Weg Serbiens nach Europa‘ – wie übrigens in der serbischen Selbstspiegelung⁷⁵ – wieder zu erkennen. Ohne dem Neuigkeits- und Eigenwert der einzelnen Gegenstände Abbruch tun, läßt sich behaupten, die Europadiskurse nährten sich auch zu Beginn des 21. noch wesentlich aus einem Menü von Deutungen und Redeweisen, das bis zum 19. Jahrhundert angerichtet wurde.

Damit allerdings wird eine weitere Europa-Erzählung fragwürdig – im Sinne zumindest von nachdenkenswert. Die Erzählung, daß uns Europa vor einem aus den Ufern getretenen Nationalismus gerettet habe, ist demnach nur die halbe historische Wahrheit. Es ist gänzlich unverkennbar, daß fünf Jahrzehnte institutionalisierten Interessenausgleichs im Westen des Kontinents dazu beigetragen haben, die nationale Konfrontation abzumildern und die Konflikte in Kompromisse und Kooperation umzuwandeln. Darin übertrifft die Europäische Union frühere, unter dem Zeichen Europas stehende Friedensordnungen, wie etwa die des Wiener Kongresses, die nach vier Jahrzehnten auf der Halbinsel Krim zerbrach. Doch akkreditiert der unbezweifelbare Erfolg der Integration nicht automatisch seine historische Herleitung aus einer Art Katharsis nach „der grenzenlosen Übersteigerung nationalistischer Politik im Zweiten Weltkrieg“.⁷⁶ Denn die Geschichte des 19. Jahrhunderts zeigt auch, daß die vormalige nationalistische Konkurrenz – in bezeichnender Weise häufig als Selbstzerfleischung, Bruderkampf oder Bürgerkrieg dargestellt – nicht auf einer Verneinung, sondern ebenfalls auf einer Bejahung Europas basierte. So gut wie niemand hat in dieser Weltgegend auf die Anrufung Europas verzichten mögen, am wenigsten jedoch exaltierte Nationalisten.

Auch deshalb ist Europa schon im 19. Jahrhundert alles andere als eine Schimäre.⁷⁷ Die genannten ‚Europas‘ sind nicht nur das Ergebnis mehr oder weniger überzeugender Mythen, sondern vor allem auch kultureller Trans-

75 V. Pellizzari, Milosevic denuncia le ‚bugie della Nato‘, *Il Messaggero* 124 (2002), 44, S. 9.

76 Hallstein, *Die Europäische Gemeinschaft* (Anm. 52), S. 15.

ferbewegungen. Die gegenseitigen Beleidigungen, die deutsche und französische Intellektuelle ausstoßen, sind nicht weniger als die gegenseitige Bewunderung Gegenstand aktueller Debatte in der Presse. Victor Hugo zum Beispiel scheint in Deutschland nicht nur als Dichter und Schriftsteller, sondern auch als politischer Essayist ein rasch übersetzter und viel gelesener Autor gewesen zu sein. Später werden Richard Wagners scharfe Anwürfe tags darauf in der Pariser Presse diskutiert. Sehr häufig führen dabei die Kontrahenten Europa ins Feld. Europa ist ein Kommunikationszusammenhang, in dem ständig Gleich- und Anderssein, Zu- und Abneigung zelebriert werden. Der Große Krieg von 1914/18, mit seinem massenhaften Abschlachten und seinem viele Jahrzehnte dauernden Gefolge von Veteranen- und Versöhnungstreffen, ist dafür vielleicht das traurigste und zugleich prägnanteste Beispiel. Nicht allein Interessengleichgewicht, Versöhnung und die Kooperation, sondern auch Kampf, Krieg und Konkurrenz schaffen und reformieren Europa. Im doppelten Wortsinne von Teilung, von Entzweiung und Teilhabe, und vor allem im Sinne von Mitteilung. Sie kreieren so etwas wie eine ‚europäische Öffentlichkeit‘, einen Kommunikationsraum mit eigenen typischen Argumenten und eigenen ethischen und ästhetischen Standards.

6. Das 20. Jahrhundert der ‚europäischen Bürgerkriege‘

Damit ist auch zum 20. Jahrhundert bereits Einiges angedeutet, obwohl es natürlich viel mehr zu sagen gäbe. In der europäischen Politik ergeben sich nach 1950 wesentlich neue Strukturen, welche in ihrer Form keine Vorläufer besitzen. Doch sind nicht solche Veränderungen Gegenstand der hier entwickelten Betrachtung. Das beobachtete Phänomen ist das der Europa-Diskurse, welche im 20. Jahrhundert in der internationalen Politik, dann im ‚europäischen Bürgerkrieg‘, nach dem Krieg schließlich zur Begründung der (west)europäischen Integration herangezogen werden. Löst man sie in analytischer Absicht aus dem jeweiligen Kontext, so tritt die Kontinuität eines langen, in mancherlei Hinsicht noch nicht beendeten 19. Jahrhunderts deutlich hervor.

Altiero Spinelli, dessen in der Verbannung geschriebenes Manifest von Ventotene in der offiziellen Geschichte der Europäischen Integration als eines der spirituellen Gründungsdokumente gilt, schrieb 1942, daß „einem Europäer, der naiv und ohne viel nachzudenken geglaubt hatte, die Zivilisation des 19. Jahrhunderts sei gewissermaßen die natürliche und spontane Form

77 Die Befürchtung von W. Burgdorf, ‚Chimäre Europa‘. Antieuropäische Diskurse in Deutschland (1648–1999), Bochum 1999, Europa werde als Schimäre gesehen, ist im Fall des vorliegenden Beitrages also unbegründet.

menschlicher Lebensäußerung“, müsse das tätige „Auftreten und Überhandnehmen des Rassismus“ nur absurd vorkommen könne.⁷⁸ Offenbar bekümmert ihn weniger der im 19. Jahrhundert alltägliche Rassendünkel der europäischen Kolonialherren, als die ihn umgebende innere Bedrohung und potentielle Selbsterstörung der europäischen Zivilisation.

Im ‚europäischen Bürgerkrieg‘,⁷⁹ der im Zweiten Weltkrieg kulminiert und dessen ideologische Motivation wesentlich dem Muster des West/Ost-Gegensatzes folgt, stellt sich der nach innen gerichtete Rassenhaß in den Augen vieler Beobachter, die an Gegensätze wie Freiheit versus Despotie, Zivilisation versus Barbarei, Aufklärung versus Obskurantismus und Fortschritt versus Rückständigkeit gewöhnt sind, als ein Absurdum dar. Dieses läßt sich nur durch eine weitere Abgrenzung, nämlich der des Totalitarismus von der Tradition des Westens, sanieren. Dadurch werden allerdings Traditionslinien der europäischen Deutungspraxis verdeckt, die relativ ungebrochen aus dem 19. in das 20. Jahrhundert herauf kommen, um es in weiten Teilen, wenn nicht gänzlich, zu überspannen.

6.1. Zivilisationsgefälle und Bedrohung aus dem Osten

Schon das Bild vom europäischen Bürgerkrieg selbst, eines Kampfes unter Angehörigen ein und derselben europäischen *Civitas*, ist dem 19., wenn nicht gar schon früheren Jahrhunderten, geschuldet. Die Anrufung einer gemeinsamen Zivilisation begründet die Ausschaltung eines inneren oder äußeren Feindes, um die Merkmale, Integrität und historische Bestimmung des Gemeinwesens zu erhalten. „Ganz Europa ist momentan in zwei Parteien gespalten, ganze Nationen gehören der einen oder anderen Partei an“, hatte der Historiker Vincenzo Cuoco während der napoleonischen Kriege geschrieben.⁸⁰ Ähnlich gestaltet sich die Lage in den Jahren der Revolution, etwa 1830 und 1848. Auch das katholische Europa erlebt Kulturkampf und Säkularisierung als Kampf eines inneren Feindes wider die wahren Werte Europas. Zur horizontalen Spaltung tritt häufig eine vertikal auf dem europäischen Territorium stehende: die Spaltung zwischen West und Ost. Gemeint mag damit Verschiedenes sein, etwa Europa und ‚der‘ Orient, Europa und das Osmanische Reich, vor allem aber Europa und Rußland.

78 A. Spinelli, Gli Stati Uniti d'Europa e le varie tendenze politiche, in: A. Spinelli, E. Rossi, Il Manifesto di Ventotene, Napoli 1982, S. 47-94, hier 48.

79 E. Nolte, Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus, Berlin 1987.

80 V. Cuoco, La Rivoluzione francese e l'Europa, zitiert nach I. Tognarini, Giacobinismo, rivoluzione, Risorgimento. Una messa a punto storiografica, Firenze 1977, S. 15.

„Sollte Rußland eines Tages die Überhand bekommen, glaubt ihr denn, daß die Kultur so wie wir sie verstehen, weiter ihre unwiderstehliche Kraft ausüben und es noch eine Hoffnung für die Freiheit geben könnte?“,

fragt Cesare Correnti sein Publikum im frühen 19. Jahrhundert.⁸¹

Richard Nicolas von Coudenhove-Kalergi veröffentlicht 1922 seinen Aufruf zu ‚Paneuropa‘, inspiriert Aristide Briand zum Vorschlag eines *régime d'union fédérale européenne*, erhält 1950 den ersten Internationalen Aachener Karlspreis und wird posthum zu einem ‚Heiligen‘ der offiziellen EU-Geschichte. Noch 1930 bezeichnet er die Gruppe um den Mussolini-Vertrauten Asvero Gravelli als ‚faschistischen Flügel der Paneuropa-Bewegung‘.⁸² Im Zweiten Weltkrieg ergreifen er und andere Föderalisten eine klare, antifaschistische Partei. Nach der Niederlage des Rassenhasses soll Europa endlich vereint und versöhnt werden. Allerdings, so bemerkt Spinelli, „in Rußland das Thema der europäischen Einheit zu entwickeln, bedeutet dem russischen Volk zu erlauben, einen weiteren Schritt auf die europäische Zivilisation zuzugehen“. Und dies wiederum bedeutet „die Notwendigkeit, einen Großteil seines wirtschaftlichen Systems zu beseitigen“.⁸³ Die janusköpfige Stellung Rußlands zwischen orientalischer Despotie und europäischer Berufung, zwischen Fortschritt und ökonomischer Rückständigkeit, verbietet vorläufig den Einschluß des Landes in die Grenzen des vereinten Europa.

Die Ablehnung von asiatischer Rückständigkeit und Despotie bewegt zur selben Zeit auch Spinellis Kerkermeister: „Der Grund, warum wir an diesem überwältigenden Zug gegen Sowjetrußland teilnehmen besteht darin, daß uns Europa heilig ist“, heißt es 1942 aus faschistischer Feder.⁸⁴ Der deutsche Bündnispartner stellt 1937 fest, „das heutige Rußland“ sei „im Grunde genommen nichts anderes als das Rußland vor 200 oder 300 Jahren. Eine brutale Diktatur einer fremden Rasse, die die Herrschaft über das eigentliche Russentum restlos an sich gerissen hat...“ Einst waren es (wie bei Victor Hugo) Mongolen bzw. Tataren, jetzt ist es an ‚dem Juden‘, zu verhindern, daß sich europäisches Slawentum, wie von Herder gefordert, aus den Ketten

81 Als Aphorismus unter dem Titel *La minaccia russa*, zitiert aus *Giovane Europa* 3 (1943), S. 51.

82 R. N. von Coudenhove-Kalergi, *Antieuropa, Paneuropa* 6 (1930) Heft 3, S. 91-95, hier 94-95; siehe S. Eleuteri, *Europäische Einheitsbewegungen zwischen den zwei Weltkriegen*. Coudenhove-Kalergis ‚Paneuropa‘ und das faschistische ‚Antieuropa‘, Vorstellung eines Dissertationsprojekts, München 2002, S. 4.

83 Spinelli, *Gli Stati Uniti* (Anm. 78), S. 73.

84 *La fine della guerra civile europea*, *Giovane Europa* 1-2 (1942), S. 69.

befreit.⁸⁵ Immer sind es das ‚despotische Asien‘, der ‚rückständige Osten‘, welche Rußland seiner europäischen Dimension berauben und zu einem „terroristischen Gebilde“ werden lassen.⁸⁶ „Der Aufstand der Steppe ... und der Ansturm des Ostens“, so Joseph Goebbels in seinem nach Stalingrad erfolgten Aufruf zum ‚totalen Krieg‘,

„der in täglich sich steigender Stärke gegen unsere Frontlinien anbrandet, ist nichts anderes als die versuchte Wiederholung der geschichtlichen Verheerungen, die früher schon so oft in unserer Geschichte unseren Kontinent in seinem Leben gefährdet haben. ... Die europäischen Mächte stehen hier vor ihrer entscheidenden Lebensfrage! Das Abendland ist in Gefahr! ... Eine zweitausendjährige Aufbauarbeit der abendländischen Menschheit ist in Gefahr“.⁸⁷

Auch nach dem Zurückdrängen des antisemitischen Rassismus bricht sich das ‚europäische Bewußtsein‘ von der Gefahr aus dem Osten weiter Bahn. „Vom Osten sah sich die europäische Welt durch politische Kräfte bedroht, deren Ziel die Zerstörung der europäischen Lebensform war“. Mit diesen Worten umschreibt Walter Hallstein die Stoßrichtung sowjetischer Außenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg.⁸⁸ 1952 hält ein anderer europäischer Gründungsvater, Alcide De Gasperi, als Träger des Karls-Preises zu Aachen sowie vor dem Europarat zwei Vorträge, in denen aus europäischer Sicht die Notwendigkeit der NATO mit einer Bedrohung aus dem Osten begründet wird, die sich „gegen unser gemeinsames zivilisatorisches Erbe und Jahrhunderte alte Erfahrung richtet“.⁸⁹ Eine Lebensfrage, in der die europäischen Mächte einen Atlantischen, keinen nur westeuropäischen Pakt benötigen.

„Obwohl es stimmt, daß dieser einen Großteil der Welt umspannt, so ist es doch auch wahr, daß Europa Hüterin der ältesten Quellen und Traditionen der Zivilisation ist“.⁹⁰

85 Ein ‚West-Ost-Gefälle‘ ist sogar noch in der abgestuften Behandlung der in Osteuropa ghettoisierten Juden durch die deutsche Okkupationsmacht festzustellen. Selbst in der Eigenwahrnehmung der zwangsweise ghettoisierten ‚Westjuden‘ wirkt das Rückständigkeitsparadigma; G. Corni, I ghetti di Hitler. Voci da una società sotto assedio, Bologna 2001, S. 51, 97, 190.

86 [A. Hitler], Reden des Führers am Parteitag der Arbeit 1937, München 1937, S. 88-89.

87 [J. Goebbels], Berlin, Sportpalast, Kundgebung des Gaus Berlin der NSDAP, in: Goebbels Reden 1932-1945, hg. von H. Heiber, Bindlach 1991, S. 172-208, hier 177-179.

88 Hallstein, Die Europäische Gemeinschaft (Anm. 52), S. 15.

89 A. De Gasperi, Discorso pronunciato il 25 settembre 1952 nella sala imperiale del comune di Acquisgrana in occasione del conferimento all'on. De Gasperi del Premio ‚Carlo Magno‘ per l'Europa, in: ders., Per l'Europa. Tre discorsi, Roma 1952, S. 19-22, hier 20.

Auch der französische Außenminister Robert Schuman unterstreicht in seinem 1950 abgegebenen, den Integrationsprozeß einleitenden Vorschlag, ein „organisiertes und lebendiges Europa“, das seinen unverzichtbaren Beitrag zur Zivilisation leisten wolle, müsse Anstrengungen unternehmen, „die der Größe der Bedrohung entsprechen“.⁹¹ Merke: „Der Krieg kommt immer aus dem Osten“.⁹²

Seit 1989 ist die russische Bedrohung vorerst gebannt. Allein, Osten bleibt Osten, neue Gefahren ziehen herauf. Zum Beispiel setzt der „Vielvölkerraum Südosteuropa“ die Frage „Zivilisierung des Balkans oder Balkanisierung Europas?“ erneut auf die Tagesordnung. Die Entscheidung fällt einem überzeugten Europäer nicht schwer. Bei seiner Aufgabe der „Zivilisierung von Kulturen“ muß er laut Theisen jedoch „Abschied von romantischer Naivität und Illusion nehmen. Es ist nicht leicht, Dialoge mit denjenigen zu führen, die einen absoluten Wahrheitsanspruch und zudem einem moralischen Überlegenheitsanspruch für sich reklamieren, die also nicht in skeptischer und aufklärerischer Relativierung der eigenen Perspektive geübt sind“. Besser macht man solchen Kräften in einem peremptorischen Monolog klar, daß zur „Übernahme der europäischen Identität“ keine Alternative besteht, denn Europa kann „nur diejenigen integrieren, die sich der europäischen Leitkultur anpassen wollen. Europa ist zwar multiethnisch, aber nicht multi-kulturell im Sinne eines gleichwertigen Nebeneinanders der Kulturen“. Überhaupt geht es bei der Osterweiterung der Europäischen Union weniger um „formale Anpassung“ denn um „kulturelle Lernprozesse“ und „identifikative Akkulturation“.⁹³ Dokument einer solchen ist offenbar die im Frühjahr 2003 geleistete Unterschrift der Repräsentanten des ‚Neuen Europa‘ zur Unterstützung des anglo-amerikanischen Feldzuges im Nahen Osten. Sie verspricht militärischen und politischen Schutz vor der asiatischen Despotie, dem islamistischen Terror und dem alle Zeit bedrohlichen Rußland.

90 De Gasperi, Discorso pronunziato dinanzi all'assemblea del Consiglio d'Europa, in: ebenda, S. 5-9, hier 6.

91 R. Schuman, Die Erklärung vom 9. Mai 1950, in: Eine große Idee wird Wirklichkeit: Europa. Festschrift zum zehnten Jahrestag der Erklärung Robert Schumans, o. O. 1960, S. 9.

92 M. Bassi, La guerra viene sempre dall'Est, Milano 1950; hier heißt es unter anderem: ‚Wir befinden uns in der tragischen Situation, einem extrem gefährlichen Koloß gegenüber zu stehen: Rußland. Und zwar nicht dem zaristischen Rußland, welches die im Kern primitiven Formen seiner unzivilisierten Völker mit einer westlich aussehenden Tünche zu überkleistern verstand, sondern dem wahren Rußland, welches eins ist mit dem russischen Wesen‘; S. 11-12.

93 Alle Zitate aus H. Theisen, Zivilisierung von Kulturen. Zu einer notwendigen Selbstreflexion Europas, Die politische Meinung 47 (2002) Heft 388 (Themenheft ‚Erwacht Europa?‘), S. 22-28, hier 25 und 27-28.

Fast wäre man geneigt, von Aischylos' Tragödien einen geraden Strich zum 21. Jahrhundert zu ziehen: Europas Konturen, welche nach Condorcet die wechselnden Umriss des allgemeinen menschlichen Fortschritts darstellen, werden immer und immer wieder von östlicher Despotie und Barbarei bedroht. Das gilt, obgleich sich der Schurke unter wechselnden Masken verbirgt (Perser, Hunnen, Mongolen oder Tataren, Araber, Osmanen, Zaren, Bolschewiken, Juden, Islamisten) und wie ein Bazillus versucht, die kulturelle Integrität des Kontinents von innen her aufzuweichen (Häretiker, Reformatoren, Jakobiner, Sozialisten, Kommunisten, Spione, in Inkubation befindliche ‚Terrarzellen‘). Wie Edward Said geschrieben hat, trägt die Idee des Orients dazu bei, per Gegensatz das Bild, die Idee, den Charakter und die Erfahrung Europas zu definieren.⁹⁴ Europa als Idee beinhaltet demnach eine ähnlich manichäische Welteinteilung wie sie für andere, den Wechsel der Zeiten überdauernde Ideologien und (politische) Religionen typisch ist.

6.2. *Einigung in der Vielfalt*

Stellt man Europa vergleichend neben ‚den‘ Orient oder auch nur das ‚richtige‘ Europa neben seinen eigenen Osten (Rußland, Balkan usw.), so erweist sich nach vorherrschender Meinung die Einheit seiner Kultur. Aber „natürlich bleiben die Unterschiede. Ja, sie sollen bleiben. Denn aus Europa soll kein Schmelztiegel werden. Europa ist Vielfalt. Wir wollen den Reichtum und die Verschiedenheit der Charaktere, der Anlagen, der Bekenntnisse, der Gewohnheiten, der Sitten, des Geschmacks bewahren“.⁹⁵

Innerhalb Europas (gemeint ist hier das katholische und protestantische, lateinische Europa) hat sich nach 1950 der Umgang der Staaten und Nationen durch institutionelle Verabredungen grundlegend gewandelt. Der offiziellen, etwa von Walter Hallstein vorgetragenen Narration zufolge ist dies der Lehre zu danken, die aus der unheilvollen nationalistischen Radikalisierung des Weltkriegs gezogen wurde. Spinellis Hoffnung, die Teilung des Kontinents in Nationen und Nationalstaaten werde dadurch überwunden, hat sich bislang nicht erfüllt. In den nationalen Sichtweisen bleibt Europa wie zu Michelets Zeiten zugleich Hoffnung und Drohung, Objekt der Identifikation des Eigenen wie des Fremden. Im Übrigen ist der Föderalismus-Gedanke, etwa des Grafen Coudenhove-Kalergi oder Aristide Briands, unter dem Diktum der Einheit in der Vielfalt keineswegs notwendig auf Überwindung der Nationalstaaten gerichtet. Europa hat die Nationen legitimiert, und es legitimiert sie weiter.

94 Said, *Orientalismo* (Anm. 7), S. 11-18.

95 Hallstein, *Die Europäische Gemeinschaft* (Anm. 52), S. 12.

Diese Legitimation hat keinen nur ideellen Charakter. Alan Milward hat vor Jahren darauf hingewiesen, daß der europäische Integrationsprozeß den Nationalstaat auch ökonomisch ‚gerettet‘ habe. Der Zweite Weltkrieg habe auf die eine oder andere Weise (Besetzung, Niederlage, Bedrohung, Einschränkung der Souveränität usw.) allen Ländern vor Augen geführt, daß der Nationalstaat nicht, wie zuvor angenommen, eine notwendige, nicht umkehrbare, natürliche Veranstaltung sei, sondern seine grundsätzliche Verwundbarkeit unter Beweis gestellt. Der europäische Einigungsprozeß habe dann im Rahmen von *Welfare* und wirtschaftlichem Wohlstand das Grundvertrauen und die Identifikation der Bürger mit den Nationalstaaten allmählich wieder herstellen, die nationalen Gesellschaftsverträge reparieren können. Und dies weniger im Ergebnis eines altruistischen Ideals europäischer Brüderschaft denn als Folge zähen Ringens um die Durchsetzung und Vermittlung nationaler Interessen.⁹⁶ Historischer Kern des Integrationsprozesses ist nicht zufällig die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS), die erstmalig ohne militärische Mittel herbeigeführte Vereinigung zwischen deutscher Kohle von der Ruhr und französischem Eisenerz aus Lothringen.

Vernünftige Aushandlung und europäisches Gleichgewicht haben dem westlichen Kontinent expandierende Wirtschaften, integrierte Märkte, Wohlstand und vor allem Jahrzehnte langes friedliches Zusammenleben beschert. Dennoch bleibt ihre Darstellung als glatte Negation des unheilvollen nationalistischen Aggressionskurses und der Weltkriege allzu phänomenologisch. Von der Idee her gesehen stellen sie nämlich keine Totalnegation, sondern höchstens eine partielle, des ‚totalitären Jahrhunderts‘ dar. Jedenfalls ziehen Rechtshistoriker heute Parallelen zwischen dem ‚machiavellistischen‘ Denkansatz Carl Schmitts zum europäischen Großraum und dem, was dann in ideeller Opposition zu den Diktaturen tatsächlich an europäischen Rechtsgebäuden errichtet wurde.⁹⁷ Dies lag auch an der weiter in die Geschichte zurück reichenden Wirkungsmaecht ökonomischer Prozesse, die zu einer Integration von Märkten oder, wie es hieß, von Wirtschaftsräumen, drängten. So sahen das beispielsweise jene Wirtschaftsplaner der NS-Zeit, die sich über ein Nachkriegseuropa Gedanken machten. Sie sprachen bereits 1942 von einer ‚Europäischen Wirtschaftsgerateinschaft‘ in Westeuropa und meinten damit ausdrücklich kein Kolonial- oder Besatzungsregime, wie es für Osteuropa vorgesehen war, sondern eine Gemeinschaft, in welcher

96 A. S. Milward, *The European rescue of the nation-state*, London 1994.

97 F. Blindow, *Carl Schmitts Reichsordnung. Strategie für einen europäischen Großraum*, Berlin 1999, S. 8; M. Mahlmann, *The European order in Fascist and Nazi legal thought*, *EUI Review* 20 (2000) Heft November. S. 14-17.

Deutschland nicht so sehr militärisch oder politisch als vielmehr im freien Wettbewerb ökonomisch den Ton angeben müsse.⁹⁸ Durch die allseitigen ökonomischen Vorteile einer Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft könne auch die kleinkarierte ‚partikularistische Mentalität‘, die in Europa weiter vorherrsche, überwunden werden, lautete das freundliche, die neo-funktionalistischen Theorien der Nachkriegszeit vorweg nehmende Echo aus der faschistischen italienischen Sozialrepublik.⁹⁹

Ob im Voraus gedacht oder nicht, praktisch, politisch und institutionell beginnt ohne Zweifel erst mit der EGKS, also nach 1950, ein völlig neuer Prozeß. Diskursgeschichtlich allerdings ist dadurch im europäischen Zitatensystem, um welches es hier geht, keine Zäsur entstanden.

7. Schluß

Es wurde gezeigt, daß der klassische Begriff von Europa vor allem seit dem 15. Jahrhundert unter dem Eindruck des Falls Konstantinopels geprägt worden ist. Zu Beginn der Epoche der modernen Nationalstaaten, im Zusammenhang mit der Nationalisierung kollektiver Vorstellungen bildete sich dann ein Grundbestand von Deutungen und Reden über Europa heraus, auf den in immer neuen Mischungen bis heute zurück gegriffen wird. Dies berechtigt zur Feststellung, die ‚Essenz‘ Europas bestehe nicht aus konkreten geographischen Gegenständen, sondern aus einem variablen System von Zitaten und Querverweisen.

Daß sich deren Gegenstand nicht eindeutig definieren läßt, trägt eher zu seiner kulturellen Macht und Aufwertung in der Massenkommunikation bei, als daß er ihn beschädigte. Gerade in der Mehrdeutigkeit seiner konkreten Bezüge und der Multiplizität seiner möglichen Assoziationen besteht die politische Zähigkeit und Durchschlagskraft des Europa-Gedankens. Wäre er eindeutig besetzt, könnte er nicht jahrhundertlang in die legitimatorischen und deklamatorischen Reden von Freund und Feind, in das Selbstbild und die Raumvorstellungen unterschiedlicher Kollektive eingebunden werden. Auf der anderen Seite beinhaltet er als konstante Denkfigur eine Achse: die in der Zeit zunehmende Zivilisation und Humanität, die Achse des menschlichen Fortschritts. Sie ist auch räumlich gerichtet, weist von Osten (was auch Süden oder Norden meinen kann) gegen Westen, gegen Europa.

Der ‚Westen‘ und ‚Europa‘ sind hier bewußt weder als interne noch als externe Abgrenzung genau auseinander gehalten worden. Wo der Unterschied liegt und ob es überhaupt einen gibt, läßt sich vermutlich genauso

98 Vgl. Bundesarchiv, R 3 (RuK), 1941, Vortrag von Walther Funk 15.1.1942.

99 C. Ferri, Lineamenti di una comunità economica europea, *Giovane Europa* 3 (1943), S. 35-39, hier 39.

wenig eindeutig entscheiden wie sich seine geographische und historisch-politische Essenz festlegen läßt. Allerdings kündigt sich für die Zukunft möglicherweise eine Neuerung an. Das 20. Jahrhundert begann europäisch, endete aber amerikanisch. Die sich vollendende Amerikanisierung Amerikas führt uns die historische Offenheit des Deutungs-Systems namens Europa vor Augen. Die hier diagnostizierte, lang anhaltende Stabilität des Systems zeugt nicht etwa von einem teleologischen Zwang sämtlicher, selbst Europa widersprechender Reden, konvergieren und letztendlich zu einer ‚Europa-Idee‘ gerinnen zu müssen, sondern von einer Jahrhunderte andauernden, definitiven Vormacht europäischer Ideen, Techniken, Güter und Kanonen. Doch ist der Anspruch, den geographischen Raum des Kontinents als Ursprung und Kernland des menschlichen Fortschritts beschreiben zu können, unter dem Eindruck sich verselbständigender amerikanischer Macht und Anziehungskraft auf die hergebrachte Weise wohl nicht mehr aufrecht zu erhalten. Entweder, so scheint es, wird das Primat gänzlich auf Amerika übergehen oder es wird durch ein Aufbäumen Europas geteilt, oder aber mit Hilfe einer aufklärerischen europäischen (Selbst-)Kritik an Vorrecht und Herrschaft in Frage gestellt. Vielleicht hätte Europa tatsächlich die Chance, gewisse eigene Konturen zu bewahren, indem es sich für ein neues Set von Zitataten entscheidet. Allerdings deutet darauf wenig hin, vieles hingegen auf eine schlichte Erweiterung ‚Europas‘ in Richtung auf einen ‚Westen‘, der den europäischen Diskurs subsumiert. Ob es sich dabei noch um eine Art Meta-Europa oder wenigstens eine europäische Erbegemeinschaft handeln wird, oder aber ‚der Westen‘ auf europäische Zitate wird gänzlich verzichten können, läßt sich heute nicht absehen.

Was bleiben wird, soviel scheint momentan sicher, ist die Teleologie des Fortschritts, eine Reinkarnation der Theologie des Heils. Was bleibt, sind die manichäischen Teilungen der menschlichen Gemeinschaft in Gut und Böse. Was bleibt, sind, wie schon in der Antike, ‚der‘ Westen und ‚der‘ Osten. Das letzte Wort zu Europa gehört deshalb einem alten Griechen:

„Der westliche Mensch, der von den Phobien des kalten Krieges befreit ist, seine Feinde ruiniert sieht und sich an seiner Kraft berauscht, hat er in sich seine alte Stüffsanz und Lust auf die totale wirtschaftliche, politische, militärische und kulturelle Herrschaft gespürt?“¹⁰⁰

Das fragte sich Mikis Theodorakis, zweieinhalb Jahre vor dem Elften September.

100 M. Theodorakis in TO BHMA, 26. April 1999, übersetzt von G. Wagner unter <http://www.mikis-theodorakis.net/mikinato.htm>.

Stuart Woolf

Europa und seine Historiker*

Die Geschichten Europas können auf eine lange Genealogie zurückblicken. Ihre Ursprünge sind wahrscheinlich in der vor allem von humanistischen Kreisen propagierten Verteidigung des christlichen Europa gegen die Bedrohung durch die muslimischen Osmanen zu suchen.¹ Im Zeitalter der Aufklärung und Napoleons wurden die seit längerem als für ganz Europa charakteristisch angegebenen Elemente zu einer von den europäischen Eliten akzeptierten Deutung zusammen gefaßt, die sich unter dem Namen der ‚Zivilisation‘ im Umlauf befand und die Hervorgehobenheit und Überlegenheit Europas und der Euronäer gegenüber anderen Weltgegenden begründete. Woraus bestand diese ‚Europa-Idee‘? Wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, lassen sich eine Reihe konstitutiver Elemente heraus arbeiten, mit Hilfe derer die damaligen Autoren die Fortschrittlichkeit Europas gegenüber den geschichtlichen Erfahrungen oder zeitgenössischen Bedingungen anderer Staaten und Gesellschaften zu erklären suchten.² Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen: (1) eine säkulare, auf die Antike zurück geführte, klassische Kulturtradition, die nach dem ‚barbarischen‘ Zwischenspiel in der Renaissance ihre Wiederauferstehung feierte und im damaligen Frankreich ihren höchsten Ausdruck fand; (2) individueller Unternehmerdrang, als Motor der europäischen Wirtschaftsdynamik und -kraft; (3) Freiheit als hervorsteckende Eigenart politischer Herrschaft; (4) Machtgleichgewicht zwischen einer kleinen Gruppe führender Staaten; (5) zivile Umgangsformen (*civilités*), im Sinne Norbert Elias’ verstanden als öffentlich akzeptierte Regelmechanismen sozialer Beziehungen.³ Wie Federico Chabod gezeigt hat, erweiterte die Restauration dann das Korpus dieser Europa zugeschriebenen Werte durch eine Wiederaufwertung des Mittelalters und der Christenheit.⁴

* Die Originalversion ‚Europe and its historians‘ ist erschienen in *Contemporary European History*, 12 (2003), Heft 3, S. 323-338. Der Zeitschrift sei gedankt für die freundliche Erlaubnis.

1 D. Hay, *Europe. The emergence of an idea*, Edinburgh 1957.

2 S. Woolf, *The construction of a European world-view in the Revolutionary-Napoleonic years*, *Past and Present* 137 (November 1992), S. 72-101.

3 N. Elias, *The Civilising Process. The History of Manners*, übers. von E. Jephcott, Oxford 1978.

4 F. Chabod, *Storia dell’idea d’Europa*, Bari 1961, Kapitel 6. Chabod nahm auf François Guizot, den wichtigsten Vertreter der These von der Bedeutung des Mittelalters

Das Substantiv ‚Zivilisation‘ fand um 1760 Eingang in die französische und englische Sprache.⁵ Es wurde als Synonym sowohl für ‚Europa‘ als auch für ‚Fortschritt‘ aufgefaßt. Diese drei Worte versinnbildlichten unterschiedliche Aspekte der Europa-Idee. Je nach Ort und Umständen der Mission, welche die europäischen Mächte gegenüber den ‚weniger glücklichen‘ Erdteilen auszuführen gedachten, wurde mal das eine, mal das andere betont. ‚Europa‘, ‚Zivilisation‘ und ‚Fortschritt‘ bildeten die Triade rhetorischer Allgemeinplätze während des Imperialismus im 19. Jahrhundert. Für die hier folgenden Überlegungen muß unterstrichen werden, daß sie stillschweigend und wie selbstverständlich der europäischen Geschichtsschreibung als Vorannahmen zugrunde lagen. Dabei verschob sich die der ‚europäischen Zivilisation‘ zugeschriebene Bedeutung im Lauf der letzten anderthalb Jahrhunderte. Im Zeitalter der positivistischen oder ‚wissenschaftlichen‘ Geschichtsschreibung wurde Europa mit seinen Nationalstaaten identifiziert. Vom Ausbruch des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das aufklärerische Verständnis erneut gegen die als nationalistische Selbsterstörung der europäischen Zivilisation erlebten Konflikte und deren Protagonisten ins Feld geführt. In jüngerer Zeit wurde die Vergangenheit Europas von Historikern (und Nicht-Historikern), die dem europäischen Föderalismus nahestehen, in naiver teleologischer Weise als eine auf die Errichtung des vereinten Europa zulaufende Geschichte neu erzählt. Ich möchte im Folgenden auf diese drei – notgedrungen etwas schematisch voneinander abgegrenzten – Phasen etwas näher eingehen.

1. Die Geschichte Europas als Ensemble von Nationalgeschichten

Die großen kollektiven Geschichtswerke über Europa – angefangen bei der von Lord Acton zu Beginn des 20. Jahrhunderts konzipierten Reihe *The Cambridge Modern History* über die in der Zwischenkriegszeit von Louis Halphen und Philippe Sagnac herausgegebenen Bände über *Peuples et Civilisations* bis hin zur jüngeren *Propyläen Geschichte Europas* – sind als Geschichte der europäischen Nationalstaaten konzipiert und strukturiert worden. Das ist nicht weiter verwunderlich, insofern die moderne, zunächst positivistische Geschichtswissenschaft als ein Kind der nationalstaatlichen Ära angesehen werden muß. Historiker waren aktive Teilnehmer an der

für die europäische Zivilisation, erst in der dritten (und letzten) seiner Vorlesungen über die Europa-Idee Bezug; vgl. S. Woolf, Reading Federico Chabod's Storia dell'idea d'Europa half a century later, *Journal of Modern Italian Studies* 7,1 (2002), S. 279-280.

5 L. Febvre, *Civilisation. Évolution d'un mot et d'un groupe d'idées*, in ders., *Pour une histoire à part entière*, Paris 1962.

Konstruktion und Legitimation ihrer Nationalstaaten, indem sie einen langen roten Faden der Kontinuität durch die Geschichte ihres Volkes und Landes zogen, so als sei deren Entwicklung mit teleologischer Zwangsläufigkeit auf die Errichtung eines unabhängigen Staates gerichtet gewesen.⁶ Die einzelnen Bände der beeindruckenden und ambitionierten Geschichtswerke bieten eine Synthese des jeweiligen *state of the art* der historischen Disziplin. Jeweils aufeinander folgenden Epochen gewidmet, sind sie in Kapitel aufgeteilt, die sich überwiegend den führenden Staaten zuwenden. Andere fassen – weniger ausführlich – kleinere Länder wie Skandinavien oder die italienischen Staaten vor der nationalen Einheit zu regionalen Gruppen zusammen. Noch andere Kapitel sind den internationalen Beziehungen gewidmet. Die weitere Welt wird (zumindest bis zum 20. Jahrhundert, in dem die USA und Japan in den Rang eigener Abhandlungen würdiger Mächte aufsteigen) nur als Hintergrund der europäischen Expansion behandelt. Das i-Tüpfelchen bilden ein oder zwei Kapitel über Kunst, Kultur, Technik und Wissenschaft der jeweiligen Epoche. Europa als solches wird nie hinterfragt.⁷ Die früheren Traditionen europäischer Geschichtskultur werden übergangen, vielleicht weil die Geschichte eine Wissenschaft geworden ist und ihre professionellen Hüter nur noch wenig Geduld für das literarische Geschichtenerzählen eines Voltaire oder eines Gibbon aufbringen (was allerdings gewiß keine erschöpfende Erklärung darstellt). Europa ist eine geographische Weltregion und wird als solche schlicht als schon immer existent vorausgesetzt. Kraft dieser Existenz schreibt man ihr gemeinsame Züge zu, die sie von anderen Weltgegenden unterscheiden. Mit derselben Selbstverständlichkeit werden diese so genannten allgemeingeschichtlichen Darstellungen primär in die Form der politischen Geschichte gegossen.

Ihr gemeinsamer Nenner besteht dabei wesentlich aus zwei Elementen. Zum einen wird Europa als ein natürlicher geographischer Nährboden der politischen und wirtschaftlichen Macht sowie (als eine subtilere Form der Macht) des kulturellen Einflusses seiner im Wettstreit liegenden National-

6 E. Gazi, 'Scientific' National History. The Greek case in comparative perspective (1850–1920), Frankfurt a. M. 2000.

7 The Cambridge Modern History, 13 Bände, Cambridge 1902–1911; The New Cambridge Modern History, 14 Bände (1957–1979), unterscheidet sich in ihrer Struktur nicht wesentlich von der früheren Version, wenngleich jetzt größeres Augenmerk auf die außereuropäische Welt gelegt wird. Siehe weiter: L. Halphen/Ph. Sagnac (Hrsg.), *Peuples et Civilisations*, 22 Bände, Paris 1926–1975. Der letzte Band, *Le Monde depuis 1945*, hrsg. von M. Crouzet (1973), ist wesentlich zeitgemäßer aufgebaut und nach reichen und armen Ländern unterteilt; er behandelt zunächst Europa, die USA und Japan, dann „les pays pauvres et la naissance de nouveaux mondes“. Schließlich: *Propyläen Geschichte Europas*, 7 Bände, Berlin 1975–1978.

staaten angesehen. Zum anderen gilt die militärische und wirtschaftliche Stärke als unhinterfragbarer Ausweis einer umfassenden Überlegenheit des gesamten Europa gegenüber dem Rest der Welt, welche die europäischen Staaten dazu befähigt, Macht und Einfluß weltweit auszudehnen.

Tatsächlich stellt das Zeitalter der Nationalstaaten, insbesondere seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, einen Kontinuitätsbruch in der Geschichte der Europa-Idee dar.⁸ Aufgrund der gesteigerten zwischenstaatlichen Rivalitäten und realpolitischen Konfliktpotentiale wurde die über das Zivilisationsparadigma der Aufklärung implizit an die europäische Kulturgemeinschaft gerichtete Friedenshoffnung enttäuscht. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden diese Spannungen in den historischen Erzählungen durch die Thematisierung des materiellen Wohlstands, der wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, der Ausbreitung künstlerischer Kreativität und die Behauptung kaschiert, die Menschheit ziehe zivilisatorische Vorteile aus der europäischen Vormachtstellung. Dann riß der Weltkrieg den historiographisch gewobenen Schleier einer vorgestellten europäischen Gemeinschaft von den nackten Tatsachen der europäischen Politik. Deren Charakter trat in der Nachkriegszeit noch deutlicher hervor, als Faschismus und Nationalsozialismus jene liberaldemokratischen Prinzipien herausforderten, die im 19. Jahrhundert als der ‚natürliche‘ Weg zum Fortschritt und als höchste Errungenschaft von Aufklärung und Revolution angesehen wurden.

2. Die Wiederkehr europäischer Geschichten

Es ist gewiß kein Zufall, daß europäische Geschichten, die den Kontinent als Einheit in den Blick nehmen und ihm eine über die Aggregation seiner Nationalstaaten hinaus gehende Bedeutung verleihen, erst in den schlimmsten Momenten der langen Krise europäischer Zivilisation, d.h. in den letzten Jahren des Ersten Weltkrieges, in den unter dem Eindruck des faschistischen und des nationalsozialistischen Regimes stehenden dreißiger Jahren und im Zweiten Weltkrieg, wieder das Licht der Welt erblickten. Den Anfang machte Henri Pirenne mit seiner in einem deutschen Gefangenenlager 1917/18 geschriebenen, erst 1936 veröffentlichten *Histoire de l'Europe*.⁹ Oswald Spenglers pessimistischer *Untergang des Abendlands*, 1918–1922 veröffentlicht, galt unter Fachhistorikern wie Lucien Febvre zwar als reine Ge-

8 Aus Chabods Sicht war das Bismarcksche Deutschland praktisch allein verantwortlich für den Niedergang und das Ende der aufklärerischen Idee von Europa: Woolf, Reading Federico Chabod (Anm. 4), S. 276, 283 und 286.

9 H. Pirenne, *Histoire de l'Europe*, Paris 1936; dazu: C. Violante, *La fine della 'grande illusione'*. Uno storico europeo tra guerra e dopoguerra. Henri Pirenne (1914–1923). Per una rilettura della 'Histoire de l'Europe', Bologna 1997.

schichtphilosophie ohne solide historische Grundlage, beeinflusste aber dennoch mit hoher Wahrscheinlichkeit (den von Febvre ebenfalls wenig geschätzten) Arnold Toynbee, dessen erste sechs Bände von *A Study of History* (1934–1939) Zeugnis für das den Autor beherrschende Gefühl der Krise des europäischen Nationalstaates ablegten.¹⁰ In den 1930er Jahren erschien eine größere Anzahl von Geschichten Europas und seiner Zivilisation, von Benedetto Croce *Storia dell'Europa nel secolo XIX* (1932) und Christopher Dawsons *The Making of Europe* (1932) bis hin zu Paul Hazards *Crise de la conscience européenne* (1935). In den Augen Johan Huizingas (1935) war der Niedergang der europäischen Zivilisation durch die Krise von 1929 zu einem nicht mehr zu leugnenden Tatbestand geworden. Herbert A. L. Fisher drückte die *raison d'être* seines imponierenden Werkes *A History of Europe* (1935) dahingehend aus, daß „die Gezeitenströme der Freiheit sich nun plötzlich aus weiten Teilen Europas zurück gezogen“ hätten und „die Springflut der Knechtschaft“ den Fortschritt bedrohe. Der Schweizer Historiker Werner Kaegi unterzog 1938 das Phänomen der zwischenstaatlichen Konflikte einer kritischen Würdigung und schloß daraus *pro domo sua*, daß die Großmächte aufgrund ihrer imperialen Struktur unvermeidlich aggressiv seien, während nur die kleineren Staaten dank stärker republikanischer Traditionen solcher Neigung widerstünden.¹¹ Im Zweiten Weltkrieg schlug der durch die Exzesse des Nationalismus erzeugte Eindruck der Zerstörung europäischer Zivilisation eindeutig auf das Schaffen der führenden europäischen Historiker durch, obwohl sie doch ihren Ruf auf von der Zeitgeschichte entfernt liegenden Forschungsfeldern erworben hatten. Huizinga und Kaegi griffen das Thema erneut auf, zu ihnen gesellten sich Lewis Namier und Chabod. Die Vorlesungen über die Idee der Nation und Europas, die Chabod 1943/44 in dem von den Nazis besetzten Mailand hielt, kann (und, wie ich meine, muß) als beklommener *cri de cœur* gewertet werden.¹²

10 O. Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, Band 1, Wien/Leipzig 1918, Band 2, München 1922; A. J. Toynbee, *A Study of History*, 10 Bde., Oxford 1934–1954. Siehe Febvres wild attackierende Rezension: *Deux philosophies opportunistes de l'histoire. De Spengler à Toynbee* (1936) in ders., *Combats pour l'histoire*, Paris 1953, S. 119–143. Verständnissvollere Worte über Toynbees Großprojekt findet P. Anderson, *The Origins of Postmodernity*, London 1998, S. 5–6.

11 B. Croce, *Storia dell'Europa nel secolo XIX*, Bari 1932; C. Dawson, *The Making of Europe*, London 1932; P. Hazard, *La crise de la conscience européenne (1680–1715)*, 2 Bände, Paris 1935; J. Huizinga, *In de schaduwen van morgen*, Harlem 1935; H.A.L. Fisher, *A History of Europe*, 3 Bde., London 1935, Vorwort zum ersten Band, S. VI; W. Kaegi, *Historische Meditationen*, Zürich 1942, S. 249–314.

All diesen Geschichten Europas war die (in den Augen der Autoren *erneute*) Bekräftigung der Europa inhärenten Werte der Zivilisation und des Fortschritts zu eigen. Unterschiedliche thematische Zugänge wurden dazu genutzt, weil das aufgrund der unterschiedlichen Interessen und fachlichen Kompetenzen der einzelnen Historiker unvermeidlich war, aber auch, weil das Konzept der historischen Entwicklung der europäischen Zivilisation eine breite Palette recht unterschiedlicher konstitutiver Elemente beinhaltete, von denen jede, einzeln oder im Verein mit anderen, eine Grundlage für eine europäische Geschichte abzugeben vermochte. Aus Pirennes Sicht erklären die *grand mouvements*, die über die Jahrhunderte europäischer Geschichte hinweg nachvollzogen werden können, die sozialen und wirtschaftlichen Eigenheiten des Kontinents; allerdings wissen wir nicht, wie er die tiefen religiösen Gräben und zwischenstaatlichen Konflikte in dieses Schema eingeordnet haben würde, endet doch sein klassisches Werk mit dem 16. Jahrhundert der Reformation. Aus Dawsons Sicht lagen die Wurzeln Europas im Christentum, aus der Hazards rührte die Krise aus dem Untergang der klassischen Epoche, für Chabod aus dem Bruch mit der Tradition des europäischen Gleichgewichts, welchen Bismarcks Politik eines starken Deutschland herbeigeführt habe. Gemeinsam, wenngleich meist unausgesprochen, unterlag diesen Werken das kulturelle Bedürfnis, dem faschistischen und nationalsozialistischen Rückfall in die Barbarei mit den Mitteln des professionellen Historikers entgegen zu treten: *L'Europe. Genèse d'une civilisation* hieß der Titel, den Lucien Febvre 1944/45 für seine Antrittsvorlesung am gerade befreiten Collège de France wählte.¹³

Die Intensität der ideologischen Schlacht zwischen den westlichen Demokratien und den nationalsozialistischen bzw. faschistischen Regimes, welche den militärischen Konflikt begleitete, brachte auch einige europäische Geschichten hervor, deren politische Absicht offen zutage lag. Die direkt oder indirekt an der nationalsozialistischen ‚Neuordnung‘ Europas ausgerichtete Propaganda veranlaßte die Erziehungs- und Bildungsminister der alliierten Staaten dazu, führende Historiker 1942/43 in London mit der Aufgabe zu betrauen, das aufklärerische und liberal-demokratische Erbe Europas herauszustellen. Deren Bekenntnis fiel so gewichtig aus, daß die drei dicken

12 J. Huizinga, *Geschonden Wereld*, Amsterdam 1943; Kaegi, *Historische Meditationen* (Anm. 11) S. 9-37; die zweite Ausgabe von 1942 ist um einen dritten Aufsatz erweitert, den die erste von 1940 noch nicht enthält; L. Namier, *From Vienna to Versailles* (February 1940), in ders., *Conflicts. Studies in Contemporary History*, London 1942; F. Chabod, *L'idea di nazione*, Bari 1961; ders., *Storia dell'idea d'Europa* (Anm. 4); Woolf, *Reading Federico Chabod* (Anm. 4).

13 L. Febvre, *L'Europe. Genèse d'une civilisation. Cours professé au Collège de France en 1944/1945*, Paris 1999.

Bände erst erscheinen konnten, als der Krieg längst beendet war.¹⁴ Das wahrscheinlich erste Werk speziell über *The Unity of European History* war zu großen Teilen während des Zweiten Weltkriegs geschrieben worden.¹⁵ Da der europäische Föderalismus zumindest unter den Eliten des Antifaschismus eine weit verbreitete Überzeugung war und die unmittelbaren Anfänge der Bewegung zur europäischen Einigung von ihren Historikern auf die Widerstandsbewegungen zurück geführt werden,¹⁶ kann es nicht verwundern, daß das Thema der europäischen Zivilisation nach der Errichtung europäischer Institutionen wie dem Europarat und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft eine erneute Aufwertung erfuhr. Jetzt wurden diese Geschichten in offener teleologischer Absicht verfaßt. Demnach lief die gesamte Vergangenheit Europas seit je auf den Aufbau der künftigen europäischen Einheit hinaus. Das Modell für diese Erzählungen gaben die vormaligen Nationalgeschichten ab. Sie replizierten dabei jene typische diskursive Methode, die ich für den Sündenfall aller derartigen Narrationen halte: namentlich die Darstellung der Identität der Nation – und jetzt des als Völkergemeinschaft verstandenen Europas – in Form einer über die Jahrhundert hinweg auffindbaren und nachvollziehbaren, ideellen Kontinuitätslinie, die auch unabhängig davon Bestand hat, ob sich die Völker ihrer immer bewußt waren.¹⁷

Ich werde im dritten Abschnitt kurz auf die föderalistischen Europahistoriker zurück kommen. Doch scheinen zunächst einige Anmerkungen zu den Implikationen der unausgesprochenen Annahme angebracht, es habe so etwas wie die Einheit Europas gegeben, und auch zu den Fragwürdigkeiten und Verdrehungen, zu denen diese Annahme führen kann.¹⁸ Es ist selbstverständlich jederzeit möglich, eine Geschichte Europas zu schreiben, so, wie es im-

14 E. Barker/G. Clark/Ph. Vaucher (Hrsg.), *The European Inheritance*, 3 Bde., Oxford 1954.

15 J. Bowles, *The Unity of European History*, London 1948.

16 W. Lippens (Hrsg.), *Documents on the History of European Integration*, Band 1, Berlin-New York 1985; C. Pavone, *Una guerra civile. Un saggio sulla moralità nella Resistenza*, Torino 1991, S. 304-307.

17 Angesichts der lange währenden Dominanz Hegelianischer Traditionen in der Geschichtsschreibung, denen zufolge eine Nation zwangsläufig sich zum Staat hin entwickeln muß, war die Anwendung eines solchen Ansatzes vermutlich kaum zu vermeiden. Ein nationalistisch gesonnener italienischer Historiker benutzte dieses metaphysische Konzept bewußt wie einen sich durch die Jahrhunderte ziehenden „roten Faden“, unabhängig davon, ob sich die einander ablösenden Generationen der „nationalen“ Gemeinschaft dessen bewußt waren oder nicht. E. Rota, *Genesi storica dell'idea italiana*, 2 Bde., Milano 1948.

18 Für eine frühere und ausführlichere Diskussion der in diesem Abschnitt behandelten Fragen, siehe S. Woolf, *Europa: una sola storia, un'unica identità?*, in F. Cerutti (Hrsg.), *Identità e politica*, Roma-Bari 1996, S. 213-236 und 263-266.

mer möglich war, die eines einzelnen Landes zu verfassen. Doch wird sie je nach interpretatorischem Ansatz, Gegenstand und Periodisierung ganz unterschiedlich ausfallen. Zum Beispiel könnte im Mittelpunkt eines historiographischen Ansatzes das Christentum stehen, insofern es von kontinentalem Belang ist (wenngleich dieser Belang immer schon über das Europäische hinaus wies). Obwohl die meisten Vertreter einer europäischen Tradition auf den einigenden Charakter des Christlichen insistieren und Papst Johannes Paul II. darauf besteht, einen entsprechenden Verweis in die europäische Verfassung aufzunehmen,¹⁹ könnte man es mit gleichem Recht als ein trennendes Element interpretieren, das Europa seit dem 4. Jahrhundert wiederholt in den Streit über theologische Auslegungen und tiefe Glaubensspaltungen getrieben hat. Es ist nicht schwierig, dem christlichen eine Anzahl weiterer Themen gegenüber zu stellen, welche die ganzheitliche Kulturentwicklung Europas in ebenso überzeugender und legitimierender Weise darstellen. So könnte Europas Geschichte etwa interpretiert werden als Ergebnis von Rodungen und landwirtschaftlicher Kolonisierung (von der römischen oder gar griechischen Antike bis zum Mittelalter), der Schaffung von Handelswegen (seit dem 10. Jahrhundert), der Entwicklung nationaler Kulturen (beginnend mit den regional gebundenen Völkerschaften des nachkarolingischen Reiches), der gemeinsamen Institutionen des Feudalismus, des Hangs zum ökonomischen Individualismus, des Kapitalismus, der Ausbildung sozialer Klassen und Staaten, des europäischen Wirtschaftswachstums, der weltweiten Expansion und so weiter. Kein einziger dieser Ansätze ist allein gültig, hinreichend angemessen oder für alle Jahrhunderte von gleichem Wert. Ihre relative Bedeutung hängt schließlich von den vom jeweiligen Historiker bevorzugten Fragestellungen ab. Gerade weil ihr Gewicht objektiv in Bezug auf Epochen und Gegenstände und subjektiv in Bezug auf Ansatz und Forschungsinteresse des Historikers variiert, ist die Pluralität der interpretatorischen Ansätze zur europäischen Geschichte gänzlich unvermeidlich, werden immer solche, die das Gemeinsame Europas betonen, anderen gegenüber stehen, die den Schwerpunkt auf geographische und chronologische Brüche und Teilungen legen.

Damit soll nicht gesagt sein, Fürsten und gesellschaftliche Eliten hätten ‚Europa‘ keinen positiven Wert beigemessen. Spätestens seit der früher

19 Johannes Pauls II Beharren auf den christlichen Wurzeln Europas geht schon auf die frühen Jahre seines Pontifikats zurück. Zusammen mit der Katholischen Universität Lublin organisierte die Vatikanische Universität eine Tagung, deren Ziel im Nachweis bestand, daß die slawische, namentlich polnische Kultur mindestens so wichtig für die spirituelle Einheit Europas war wie die westliche; siehe *The Common Christian Roots of the European Nations*, 2 Bde., Florence 1982.

Neuzeit war dies der Fall. Wie Michael G. Müller betont hat,²⁰ kamen politische Gruppen und soziale Eliten besonders an der ‚Peripherie‘ gern auf Europa zurück, um Anerkennung und Legitimation zu erlangen oder Identität zu begründen. Die Revolutionäre von 1848, die nationalistischen Führer des 19. Jahrhunderts, die Regionalisten Westeuropas im 20. Jahrhundert, die fremdenfeindlichen nationalistischen Führer Ex-Jugoslawiens, sie alle beriefen oder berufen sich auf ihre europäische Zugehörigkeit. Aber gerade weil Europa in letzter Instanz eben doch die Summe seiner Bestandteile ist, d.h. die Summe aller Gesellschaften und Staaten, die sich irgendwann im Lauf der Jahrhunderte innerhalb der (ebenfalls wechselnden) Grenzen des europäischen Territoriums befunden haben oder befinden, war und ist das, was als europäisches Wertesystem verstanden werden konnte oder kann, nichts Festliegendes. Je nach dem Blickwinkel und je nach der Region Europas, aus der ein Autor stammt oder in welcher er ausgebildet wurde, wird seine Interpretation völlig unterschiedlich ausfallen.

Die dominante Interpretation, welche auf das Konzept der Zivilisation und den Fortschritt des liberalen 19. Jahrhunderts rekurriert, ist eine exklusive Selbstbeschreibung Westeuropas, der zufolge die im Westen entwickelten Werte sich nach und nach in die weniger entwickelten Regionen des östlichen, zentralen und südöstlichen Europa ausbreiten. Schon vor der Zeit der Aufklärung und bis heute wird Europa in zwei ungleichen Hälften vorgestellt. Danach setzen die westlichen Werte die Norm. Von den ‚anderen‘ Teilen Europas wird erwartet, daß sie sich daran angleichen. Diejenigen, die sich den westlichen Idealen zu widersetzen wagen, werden als außerhalb Europas stehend betrachtet. In der Tat variierten die Grenzen Europas aufgrund des Ausschlusses der Türkei und Rußlands. Im Fall der Türkei lag dies gewissermaßen auf der Hand, angesichts der für viele Jahrhunderte dem Osmanischen Reich im Vexierspiegel europäischer Selbstbetrachtung zugewiesenen Rolle des ‚Anderen‘.²¹ Aufschlußreicher waren und sind die ‚europäischen‘ Wahrnehmungen Rußlands und die russischen Wahrnehmungen Europas von den Slawophilen bis zur Sowjetunion. Die Änderungen der

20 M. G. Müller, *In cerca dell'Europa. Realtà e rappresentazioni di un continente*, Contemporanea 2 (1999), S. 81-87.

21 Die Reiseführer des 18. Jahrhunderts unterschieden eindeutig zwischen den europäischen und den nicht-europäischen Teilen des Osmanischen Reiches; vgl. B. de la Rinharderie, *Bibliothèque universelle des voyages*, 6 Bde., Paris 1808, Band 2, S. 50-267. Die Macht hergebrachter Vorurteile zeigt sich indes an der extremen Position des anerkannten Agrarsoziologen H. Mendras, *L'Europe des européens*, Paris 1997. Seiner Ansicht nach müssen die längere Zeit osmanisch dominierten Teile – des Balkans, große Teile Ungarns, aber kurioser Weise nicht die Slowakei – aus dem ‚wahren‘ Europa ausgegliedert werden.

Standpunkte und Gesichtswinkel spiegeln ziemlich genau das Auf und Ab der internationalen Beziehungen wider, welche die westliche Akzeptanz Rußlands in oder seinen Ausschluß aus Europa bedingten. Unter Katharina der Großen und während der anti-napoleonischen Phase Alexanders I. galt Rußland als mehr oder weniger europäisch, um dann lautstark mit der polnischen Revolution nach 1830 und noch aggressiver nach der bolschewistischen Revolution und während des Kalten Krieges aus Europa hinaus komplimentiert zu werden.

Der West-Ost-Gegensatz bildet das grundlegende Unterscheidungsmerkmal in der geschichtlichen Repräsentation Europas. Nicht von ungefähr wurde er zur Zielscheibe der Kritik von Historikern aus bzw. Experten der osteuropäischen Regionen, von Oscar Halecki bis Norman Davies. Wie Halecki 1950 anmerkte, „entscheiden diejenigen, welche die europäische Zivilisation als eine westliche bezeichnen, schon im Vorhinein eine der schwierigsten und umstrittensten Fragen der europäischen Geschichte“.²² Allerdings vervielfacht die Einengung der Beobachtungsgegenstände die Zahl der Bedeutungen von ‚Europa‘ eher noch, als daß sie sie reduzierte. ‚Osteuropa‘ war selbst eine Erfindung westlicher politischer Publizistik des 18. Jahrhunderts. An die Stelle des vormals benutzten Terminus ‚Norden‘ gesetzt, bedeutete es Anerkennung des Zarenreiches als europäische Großmacht im Gefolge von Peters des Großen Sieg über Schweden. ‚Zentral- oder Mitteleuropa‘ sind ebenfalls Ausdrücke, deren geographische Koordinaten sich in ständiger Bewegung befinden. Einst geprägt, um die Distanz des jeweils eigenen Landes von Rußland auszudrücken, beinhaltete es jedoch auch – je nach dem, ob sich der Schreiber mit Habsburg, Ungarn, Polen oder dem Tschechischen identifizierte – die stillschweigende Behauptung eigener Zugehörigkeit zu einem europäischen Status, der den weiter östlich oder südöstlich gelegenen Ländern hingegen abgehe. Wie Antonis Liakos meint, ist das Negativ-Bild des Balkans von den europäischen Diplomaten und Schriftstellern nach dem Zerfall des osmanischen Reiches mit solcher Nachhaltigkeit verbreitet worden, daß es – analog zu Edward Saids ‚Orientalismus‘ – von den dortigen Intellektuellen als eine Form ‚negativen Bewußtseins‘ akzeptiert und interiorisiert worden ist.²³

22 O. Halecki, *The Limits and Divisions of European History*, London/New York 1950, S. 11; N. Davies, *A History*, Oxford/New York 1996; E. H. Dance, *History the Betrayer. A Study in Bias*, London 1960, S. 108-116; D. Groh, *Rußland und das Selbstverständnis Europas*, Neuwied 1963; *L'immagine dell'Occidente nella società sovietica*, *Europa Europa* 2 (1993), Heft 1, passim.

23 A. Liakos, *The canon of European identity. Transmission and decomposition*, in: L. Passerini (Hrsg.), *The Question of European Identity. A Cultural-Historical Ap-*

Aber auch nationale Einengungen der Perspektive führen kaum zu besseren Ergebnissen. Die europäische Geschichte erscheint in jeweils ganz anderem Licht, wenn sie von einem englischen, französischen, deutschen, spanischen, portugiesischen, russischen, polnischen, serbischen, griechischen oder rumänischen Historiker erzählt wird, von einem schottischen, katalanischen, weißrussischen, estnischen oder albanischen Historiker ganz zu schweigen. Die Bilder und Darstellungen der europäischen Geschichte und die stillschweigend an sie gerichteten Erwartungen ändern sich entsprechend des kulturellen Umfeldes und der (wesentlich nationalen) Erziehung des Autors. Jedesmal kommen andere Hierarchien sowie Ein- und Ausschlußkriterien ins Spiel. Angesichts der mehrtausendjährigen Geschichte Europas, der Dauerhaftigkeit und Vielfalt der damit verbundenen Erfahrungen, kann es auch kaum verwundern, daß die europäische Vergangenheit einem großen, bunt zusammen gewürfelten Erfahrungsschatz gleicht, welcher potentiell einer ebenso breit gefächerten Nutzung zugeführt werden kann wie jede einzelne nationale (oder nationalistische) Geschichte. Es reicht schon, die europäischen Geschichtsdarstellungen aus führenden Ländern mit denen zu vergleichen, die in kleineren Staaten, in Skandinavien oder am Mittelmeer geschrieben wurden, um zu bemerken: sie sind nicht nur vielfältig, sie sind miteinander nicht kompatibel. Alle können für sich nur deshalb mit vollem Recht europäische Wurzeln und Erbschaften beanspruchen, weil die Geschichte von ‚Europa‘ tatsächlich ein gemeinsames Objekt der Begierde ist.

3. Geschichten Europas und der Europäischen Union

Geschichten Europas und europäische Geschichten sind heute gleichermaßen in Mode. Das ist nicht weiter verwunderlich angesichts der Entscheidung der Europäischen Kommission Mitte der 1980er Jahre, ihre Zuständigkeit auf das Gebiet der Kultur auszudehnen, und der im Maastricht-Vertrag von 1992 unter Kapitel IX im Artikel 128 enthaltenen Beteuerung, man wolle das gemeinsame kulturelle Erbe in den Vordergrund stellen.²⁴ Auf institutioneller Ebene wurden seit den 1980er Jahren erhebliche Geldmittel zur Verfügung gestellt, um die Sichtbarkeit der Europäischen Gemeinschaft (EG) an den Universitäten zu erhöhen: zunächst durch die Stiftung von Professuren und die Finanzierung von Unterrichtsveranstaltungen zur europäischen Integration, dann über die Förderung der Mobilität von Studierenden

proach, IUE Working Papers, HEC n.1, Florence 1998; E. Said, *Orientalism. Western Concepts of the Orient*, London 1978.

24 C. Shore, *Building Europe. The Cultural Policies of European Integration*, London 2000, Kapitel 2.

mit Hilfe der Erasmus- und Sokratesprogramme. Daneben gab es, schon lange vor jeder offiziellen politischen Entscheidung, anhaltende Bestrebungen supranationaler europäischer Institutionen, professionelle und demzufolge akademische Forschung für die europäische Geschichte zu gewinnen, wenn nicht sogar Geschichten Europas aus ganzheitlicher Sicht direkt in Auftrag zu geben, natürlich unter der stillschweigenden Prämisse europäischer Einheit. Max Beloff, ein ‚leidenschaftlicher Europäer‘, und der etwas skeptischere Geoffrey Barraclough schrieben auf Einladung durch den Europarat jeder einen Essay über die Europa-Idee.²⁵ In den sechziger Jahren wurde eine informelle Arbeitsgruppe von europäischen Zeithistorikern aus Brüssel gesponsert; von dieser Initiative nahm vermutlich der von Jean-Baptiste Duroselle verfaßte Band über die Europa-Idee seinen Ausgang.²⁶

Es wäre unfair, solche Bestrebungen allein auf das Unbehagen zurück zu führen, welches das zunehmende Ungleichgewicht zwischen dem wirtschaftlichen Erfolg der EG bzw. EU (Europäischen Union) und der geringen emotionalen Bindekraft europäischer Symbole und Institutionen auf dem Weg in das künftige Europa auslöst. Doch läßt sich nicht übersehen, daß ein kausaler Zusammenhang besteht zwischen der Kulturpolitik der EU und anderer europäischer Institutionen, den Erwartungen der Verlage hinsichtlich der Entwicklung des universitären Marktsegments sowie der Vielzahl der in den letzten Jahren erschienen Lehrwerke über die Geschichte Europas.

Bis vor wenigen Jahren war derartigen Geschichtswerken eine meist offene zur Schau getragene teleologische Botschaft gemein. Während und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg war dies als Reaktion auf die verheerenden Folgen des Nationalismus nur allzu verständlich. John Bowles schrieb 1948, sein Ziel sei es gewesen, „die Einheit und Entwicklung der großen kosmopolitischen Traditionen Europas darzulegen, seine wirtschaftlichen und kulturellen Errungenschaften vor den politischen Hintergrund zu stellen und die Mythen des gegenwärtigen Nationalismus zurecht zu rücken“.²⁷ Der Kalte Krieg und die amerikanische Ermunterung der westeuropäischen Nationalstaaten zur Zusammenarbeit lieferte dann eine machtvolle Begründung für eine Identifikation Europas mit dem Westen. Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Regime wurde, namentlich im wiedervereinigten Deutschland, die Förderung der europäischen Geschichte auch

25 M. Beloff, *Europe and the Europeans*, London 1957; G. Barraclough, *European Unity in Thought and Action*, Oxford 1963; hinzu mag man fügen: R. Albrecht-Carrié, *The Unity of Europe. An Historical Survey*, London 1966.

26 J.-B. Duroselle, *L'idée d'Europe dans l'histoire*, Paris 1965.

27 Bowles, *The Unity of European History* (Anm. 15) S. 7.

als Gegengewicht zum möglichen Wiederaufleben des Nationalen und einer nationalistischen Geschichtsbetrachtung gesehen.²⁸

Wie schon ein oberflächlicher Blick auf die nationalen Geschichtsschreibungen enthüllt, stand das Schreiben von Geschichte mit den politischen Entwicklungen stets in enger Wechselwirkung. So gesehen würde die Forderung, professionelle Historiker sollten gegenüber politischen Einflüssen immun bleiben, in unserer post-modernen Epoche wie eine Heuchelei klingen. Dennoch ist sowohl aus der Sicht des methodischen Herangehens wie aus derjenigen des Forschungsinteresses eine allzu enge Zusammenarbeit mit öffentlichen Institutionen bei der Herstellung von Geschichtswerken – zumal Lehrbüchern – schlicht irritierend. Die restriktiv gehandhabte stalinistische Zensur und das Umschreiben der Geschichte waren immer ein leichtes Ziel von Kritik und Hohn. In westlichen Demokratien gibt es solche Zensur nicht, wohl aber hat die Einflußnahme der Politik zugenommen. „Die Kulturpolitik der europäischen Integration“ – um den Untertitel von Chris Shores jüngstem Buch²⁹ zu zitieren – wurde aktiv von den Beamten der Europäischen Kommission und föderalistisch gesonnenen Historikern und Politikern betrieben, um eine Historiographie Europas zu begründen, welche die Hegemonie der Nationalgeschichten hätte schwächen sollen. Auf der einen Seite sollte dies durch die Hervorhebung der für die gesamte Welt wertvollen, kulturellen Einheit Europas geschehen, auf der anderen Seite durch Herunterspielen der Konflikte in Europas politischer und religiöser Vergangenheit. Die Selbsteinschätzung von Denis de Rougemont, der seine aus ihrem Kontext geklaubten und zur Anthologie zusammengestellten Zitate von Hesiod bis zur Gegenwart als Zeugnisse eines wachsenden „Bewußtseins unserer kulturellen Einheit“ anpries, mochte schlicht (und ganz zu Recht) als föderalistisches Politikergeschwätz abgetan werden. Dagegen stand hinter Jean-Baptiste Duroselles Rückführung der Europa-Idee auf die wenigen Gelegenheiten, bei denen überhaupt über Europa als Ganzes diskutiert wurde (Münster 1648, Wien 1815, Versailles 1919), auf die nur kurz zuvor gegründeten europäischen Institutionen wie der Europäische Gerichtshof, die EWG usw.), die ganze, schwer wiegende Autorität eines Professors der Sorbon-

28 T. Risse, D. Engelmann-Martin, Identity politics and European integration. The case of Germany, in: A. Pagden (Hrsg.), *The Idea of Europe. From Antiquity to the European Union*, Cambridge 2002, S. 287-316. Allerdings ist darauf hinzuweisen, daß in verschiedenen Nachfolgestaaten der UdSSR und Jugoslawiens historische Texte eher dazu tendieren, deutliche und zum Teil aggressive nationalistische Positionen einzunehmen; siehe P. Pezzino (Hrsg.), *I manuali di storia contemporanea. Esperienze nazionali a confronto*, *Passato e Presente* 55 (2002), S. 53-80.

29 Shore, *Building Europe* (Anm. 24).

ne.³⁰ Eines der Probleme so enger Bindungen professioneller Historiographie an die Politik besteht darin, daß die Glaubwürdigkeit der ersten nur allzu leicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Der zögerliche, unstetige und an Hindernissen reiche Aufbau supranationaler Institutionen zur Konfliktverhinderung, zu denen sicherlich auch die Europäische Gemeinschaft gehört, wird sehr viel überzeugender in Hinsleys *Power and the Pursuit of Peace* dargelegt als von Duroselle, eben weil Hinsley seine Grundfragen mit eigenen Mitteln und anhand selbst ausgewählter Gegenstände überprüft und dabei nicht von Hintergedanken über den vorherbestimmten Zielpunkt der Entwicklung ausgeht.³¹

In den letzten Jahren ist die direkte Einmischung der Politik in die inhaltliche Gestaltung von Schullehrbüchern noch stärker geworden, als die Aktivitäten der anfänglich kleinen Gruppe Brüssel nahestehender europheiler Zeithistoriker jemals vermoht hätte. Ähnlich wie der Völkerbund nach dem Ersten Weltkrieg sind die Ziele des Europarates und die *raison d'être* des Georg-Eckert-Instituts für Internationale Schulbuchforschung in Braunschweig mehr als *politically correct*, möchte man doch das Aufkommen nationalistischer, ethnischer, fremdenfeindlicher und rassistischer Intoleranz und Vorurteile besonders in den früheren Staaten der Sowjetunion und Südosteuropas bekämpfen.³² Ihre Vorschläge, wie diese hehren Ziele zu erreichen seien, laufen indes auf regelrechte Direktiven über das richtige Schreiben von Geschichts- und Erdkundebüchern hinaus, denen zufolge die Zentralität Europas gegenüber derjenigen der Nationalgeschichte betont werden soll. Nach Falk Pingel, dem Direktor des Braunschweiger Zentrums, „müssen sich die Schüler darüber bewußt werden, daß Europa in der Ge-

30 D. de Rougemont, *Vingt-huit siècles de l'Europe. La conscience européenne à travers les textes d'Hésiode à nos jours*, Paris 1961; Duroselle, *L'idée d'Europe* (Anm. 26); ders., *Europe. A History of its Peoples*, London 1990. Siehe auch die Sammlung von Anrufungen der Vergangenheit und der Bestimmung Europas durch den früheren Rektor des Collège d'Europe, bei H. Brugmans, *Europe. Une civilisation commune, un destin, une vocation*, in: ders. (Hrsg.), *Europe: Rêve – Aventure – Réalité*, Brussels 1987.

31 F. H. Hinsley, *Power and the Pursuit of Peace. Theory and Practice in the History of Relations between States*, Cambridge 1963.

32 *Against Bias and Prejudice. The Council of Europe's Work on History Teaching and History Textbooks*, Council of Europe Report, Strasbourg 1986; F. Pingel, *The European Home. Representations of 20th Century Europe in History Textbooks*, Strasbourg 2000. Die Empfehlungen des Europarates zum Geschichtsunterricht als wichtigster Grundlage „pour la formation d'un citoyen responsable et actif et pour le développement du respect de toute sorte de différences, respect fondé sur une compréhension de l'identité nationale et des principes de tolérance“, können auf der Website: www.coe.int nachgelesen werden.

schichte des 20. Jahrhunderts eine außerordentlich bedeutsame Rolle gespielt hat“.³³ Der Europarat gibt lediglich Empfehlungen heraus. Aber solange die Auswahl von Schulbüchern in vielen europäischen Ländern einer unterschiedlich starken staatlichen Kontrolle unterliegt (ich fürchte, daß nur in wenigen Ländern Europas einschließlich Großbritanniens echte Wahlfreiheit unter den Produkten eines vom Wettbewerb gesteuerten Schulbuchmarktes herrscht), läßt sich leicht vorstellen, welche Folgen solche Empfehlungen haben.

Für mehr als ein Jahrhundert war es entsprechend ihrer besonders im nationalen Aufbauprozeß freiwillig und bewußt eingenommenen Rolle gängige Praxis der meisten Historiker, geschichtliche Erzählungen in Lehrbüchern so zu strukturieren, als sei der geschichtliche Ablauf gleichsam auf „natürliche“ Weise linear auf die Ausbildung des Nationalstaates ausgerichtet gewesen. So gesehen gab es keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Hoffnung der Nationalhistoriker, mit ihren Texten patriotisch gesinnte Staatsbürger heranzuziehen, und der Erwartung der europäischen Institutionen, zwischen ihren Leitlinien für die Abfassung von Schulbüchern und der erfolgreichen Erziehung zum europäischen Bürger bestünde ein direkter Zusammenhang. Wie ich an anderer Stelle deutlich zu machen versucht habe, erweist es sich in der Praxis allerdings als weitaus schwieriger, die Botschaft einer europäischen Identität als Instrument des *Europe-building* einzusetzen, als dies beim *nation-building* der Fall war. Der Grund liegt genau im Erfolg der früheren Erziehungsarbeit, an der Tiefe, welche die emotionale Bindung an das Nationale dank der Absorption von nationaler Identitäten und Solidarbeziehungen im Kontext rasch voran schreitender Modernisierung erreicht hat, während den europäischen Einheitsbestrebungen bisher nichts anderes blieb, als das Hindernis nationaler Gefühle mit der hohlen Phrase von der ‚Einheit in der Vielfalt‘ zu umgehen.³⁴

Darüber hinaus stellt sich die Rolle der Historiker im Prozeß des *nation-building* auch aus anderen Gründen anders dar als die Überzeugungsarbeit europäischer Institutionen zugunsten einer europäischen Einheitsgeschichte. Die selbstkritischere Haltung heutiger Historiker, ihr Wissen über die Grenzen des Positivismus und die Tücken einer bewußt oder unbewußt willkürli-

33 Pingel, *The European Home* (Anm. 32) S. 110-11. Duroselle zeichnete für die besonders glücklose Initiative eines europäischen Geschichtslehrbuches verantwortlich, das von zwölf Historikern unterschiedlicher Länder verfaßt und 1992 veröffentlicht wurde. Darin wurde ‚Europa‘ mit den Mitgliedsstaaten der EG plus Skandinavien, Österreich und Schweiz identifiziert, wobei bezeichnender Weise Griechenland vergessen wurde; Davies, *Europe* (Anm. 22), S. 42-45.

34 Woolf, *Europa: una sola storia* (Anm. 18) S. 232-234.

chen Quelleninterpretation unterscheidet sich radikal von der Attitüde ihrer Vorgänger; auch haben sich die Formen sozialer Kommunikation tiefgreifend verändert. Dies ist nicht der Ort, den ersten der beiden Punkte weiter zu erörtern, die von der Postmoderne stimulierte Debatte über den Historiker als Filter und Interpret wird häufig genug geführt. Hingegen scheinen zum zweiten Punkt, den Formen der sozialen Kommunikation, einige weitere Bemerkungen angebracht. Diese betreffen vor allem drei miteinander verflochtene Aspekte solcher Kommunikation: die Beziehung zwischen politischen Instanzen und einfachen Bürgern, den Beruf des Historikers in der Gegenwart und die heutigen Wege der Vermittlung historischen Wissens. Das sind große Themen, die gewiß eine gründlichere Behandlung verdienen würden, als die reine Auflistung, die mir an dieser Stelle möglich ist.

Der erste Aspekt hat mit der sich im 20. Jahrhundert durchsetzenden, kaum zu leugnenden Ausdehnung und Allgegenwart staatlicher Tätigkeit im Alltagsleben der Menschen zu tun. Eine (nicht die wichtigste) damit verbundene Konsequenz ist, daß von oben kommende Direktiven mit einer Häufigkeit, Schnelligkeit und Zielgenauigkeit auf die Bürger niederprasseln, die in früheren Jahrhunderten undenkbar gewesen wäre. Und daß die Bürger sich darauf eingerichtet haben, diese Direktiven entgegen zu nehmen und in Allgemeinen auch zu akzeptieren. Hinweise und Ratschläge öffentlicher Behörden, obgleich weder der Intention noch der Ausdrucksformen nach mit Zensur vergleichbar, wirken als eine mildere Form der Überredung und nehmen auch für die Autonomie und Forschungsfreiheit des professionellen Historikers einen (möglicherweise weiter zunehmenden) Zwangscharakter an.³⁵

Der zweite und der dritte Aspekt betreffen eine kürzere Zeitspanne der letzten Jahrzehnte. Besonders seit den 1970er Jahren haben sich radikale Veränderungen ergeben hinsichtlich der Frage, wer Geschichte schreibt, wie sie vermittelt wird und wie sie beim Empfänger ankommt. Bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg hielten die professionellen Historiker das Monopol der historiographischen Produktion inne und waren davon überzeugt, daß zumindest die historische Erzählungen ihrer produktiveren Vertreter durch Lektüre oder indirekte, etwa schulische Wissensvermittlung bis zum breiten Publikum vordringen und dort in dem vom Autor selbst abgesteckten Rahmen diskutiert werden würden. Zumindest, so dachten sie, würden sich die Schreiber ‚populärwissenschaftlicher‘ Texte eigene Forschung durch den Rückgriff auf wissenschaftliche Werke ersparen, die so in ihre Bücher und

35 Dies wurde nach dem Wahlsieg Silvio Berlusconi im Jahr 2001 in Italien besonders deutlich, wo die Parlamentarier der post-faschistischen und katholischen Gruppen auf eine Änderung der ihrer Meinung nach ideologisch einseitigen Geschichtsbücher beharren; G. Turi, *Una storia italiana, Passato e Presente* 59 (2003).

Broschüren einfließen würden. Jedoch ist der Geschichts-„Markt“ in den letzten drei Jahrzehnten durch die Entwicklung der Kommunikationstechnologien gründlich umgekrempelt worden. Die historische Fiktion kann bereits auf eine respektable Genealogie zurückblicken, nicht ganz so lange gibt es den historischen Film. Kino und Fernsehen haben die Konstruktion von Geschichtsbildern weiter erleichtert, die völlig ohne die kritische Nutzung der historischen Quellen professioneller Historiker auskommen, und dabei ein um ein Vielfaches größeres Publikum erreichen. Kurzfristig inszenierte Geschichte ist Bestandteil öffentlicher Unterhaltung geworden. Ihr wird derselbe Grad an Glaubwürdigkeit beigemessen wie der berufsmäßig betriebenen Geschichte.³⁶ Den einstigen Sicherheiten der Geschichtswissenschaft werden nun von innen durch die linguistische Wende und von außen durch die öffentliche und politische Instrumentalisierung der Vergangenheit die Grundlagen entzogen.

Ob dies zu der von den meisten Historikern westeuropäischer Staaten beklagten Unkenntnis Heranwachsender über ihre Nationalgeschichte beigetragen hat, mag hier dahingestellt bleiben. Was unter Schülern recht verbreitet scheint, ist das selektive Desinteresse für die traditionellen – genauer vielleicht: offiziellen – Narrationen über die Nationalgeschichte sowie die auf die Weltkriege oder den Widerstandskampf bezogenen Erinnerungsrituale. Sofern dieses Verhalten tatsächlich verbreitet ist, kann es angesichts der engen Verzahnung von nationaler Identität und staatsbürgerlichem Bewußtsein nur beunruhigen.³⁷ Es ist klar, daß den Bemühungen von Europarat und europäischer Kommission um die Gestaltung von Geschichtslehrbüchern ähnliche Befürchtungen zugrunde liegen.³⁸ Jedoch tragen die Anstrengungen, eine „offizielle“ Geschichte Europas zu entwickeln, welche das gemeinsame historische und kulturelle Erbe als Grundlage eines demokratischen Europa herausstellen soll, das selbe Risiko der offiziellen Nationalgeschichten: den Verlust an Glaubwürdigkeit und Plausibilität und den Rückfall in ein rhetorisches Ritual, das in diesem Fall die Tiefe kollektiver Eritnarungen und Gemeinsamkeiten einer europäischen Identität beschwört und dabei die zahlreichen Konflikte der europäischen Vergangenheit herunterspielt. Vielleicht ist der weiträumigere geographische Bezug ohnehin noch weniger da-

36 N. Gallerano, *L'uso pubblico della storia*, Milano 1995.

37 Zum Beispiel K. Robbins, *National identity and history. Past, present and future*, *History* 245 (October 1990), S. 369-387.

38 Empfehlung des Europarats über den Unterricht in der Geschichte Europas im 21. Jahrhundert (31. Oktober 2001): „respect de toute sorte de différences, respect fondé sur une compréhension de l'identité nationale et des principes de tolérance... un facteur décisif de réconciliation, de reconnaissance, de compréhension et de confiance mutuelle entre les peuples“.

zu geeignet, symbolisch dargestellt zu werden und durch eine Assoziation zu persönlichen Erinnerungen, Orten und Ereignissen kollektive Gefühle zu wecken. Jedenfalls deutet wenig darauf hin, daß die von oben kommende Großproduktion europäischer Symbole – von Flaggen und Wappen über Karten bis hin zu Erinnerungstagen – in den fast schon per Definition als eher lokal oder national zu bezeichnenden kollektiven Erinnerungen und Traditionen breiterer Schichten Widerhall findet.

Die offensichtlichen Absatzschwierigkeiten für die Produkte professioneller historischer Erzählung haben eine lukrative Marktlücke für die Verbreitung historischer Mythen hinterlassen. Während der Europarat Schulbuchempfehlungen verabschiedet, die gegenseitiges Verstehen und Toleranz fördern sollen, hat das Jahrzehnt nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Regimes einmal mehr die bindende und mobilisierende Kraft nationalistischer, auf Territorium, Sprache, Geschichte und selbst Blutsbande rekurrierender Mythen bewiesen. Das gilt keineswegs nur für Ex-Jugoslawien, sondern auch für das Baskenland, Korsika oder ‚Padanien‘. Möglicherweise bin ich zu pessimistisch, aber ich fürchte, daß die Gefahr eines Rückfalls besteht, wenn die historischen Mythen Europas keine Attraktivität mehr besitzen.

4. Ist eine europäische Geschichte möglich?

Der tiefgreifende Wandel der historiographischen Interessen, der sich im Übergang von nur einer Generationen in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, bewirkt heute eine ohne Zweifel weitaus kritischere Haltung gegenüber den früheren Arten, die Geschichte Europas zu schreiben. Die Bewegung weg von der Geschichte der politischen Ereignisse und Institutionen sowie der Wirtschaft, die Hinwendung zur Sozial- und Kulturgeschichte, das Ablassen von den makrohistorischen, auf *grandes thèses* beruhenden Erklärungsmodellen hin zur detaillierten, mikrohistorischen Rekonstruktion, der von der literarischen, linguistischen und philosophischen Textanalyse geprägte Zugang zu den historischen Quellen – all dies läßt heute das, was wir einst als Geschichte Europas verstanden haben, als problematisch erscheinen.

Vermutlich ist allein in der Wirtschaftsgeschichte die Besonderheit und Überlegenheit des langfristigen ökonomischen Wachstums Europas von Forschern wie David Landes und Eric Jones weiter hochgehalten worden.³⁹

39 D. S. Landes, *The Unbound Prometheus*, Cambridge 1969; E. L. Jones, *The European Miracle*, Cambridge 1981. Ein interessanter Gegenvorschlag gegen den vorherrschenden Ansatz, immer das Wirtschaftswachstum in den Mittelpunkt der Be-

Im Kontext des klassischen Paradigmas von Aufklärung und Liberalismus bestärkte ihre detaillierte Analyse der europäischen Entwicklung einmal mehr die Identifikation Europas mit dem Westen, genauer gesagt: dem Nordwesten. Aber selbst in der Wirtschaftsgeschichte haben Sidney Pollards Untersuchungen der großen und andauernden regionalen Ungleichgewichte unterhalb des sonst zum statistischen Vergleich herangezogenen volkswirtschaftlichen Aggregats und die zahlreichen, von der fruchtbaren Debatte über die Proto-Industrialisierung angeregten Lokalstudien⁴⁰ die Wende zu einer stärker auf Komplexität und Widersprüche abhebenden Interpretation der gesamteuropäischen Wirtschaftsentwicklung markiert.

Schon der Vergleich der im ersten und zweiten Abschnitt diskutierten ‚klassischen‘ Europageschichten mit den in den letzten Jahren erschienenen genügt, um sich der radikalen Neuorientierung in der Geschichtswissenschaft gewahr zu werden, was Themen, Ansätze und Methoden betrifft. Chabods *Storia dell'idea d'Europa* (1943/44) stand noch in der großen Tradition der Ideengeschichte, welche sich auf die Werke ‚großer Denker‘ stützte und die Entwicklung der Idee in den Termini eines linearen Fortschritts darlegte; in Peter Rietbergens *Cultural History of Europa* (1998) stellt sich die europäische Kultur hingegen als ein vielfältiger, in die unterschiedlichen sozialen und ökonomischen Entwicklungen der einzelnen Regionen eingebetteter Prozeß dar.⁴¹ Das klassische Thema der europäischen Zivilisation wurde 1990 von Krzysztof Pomian auf einem beachtlichen Niveau analytischer Verfeinerung als zyklischer Wechsel von zentrifugalen und zentripetalen Bewegungen, zwischen Nationalgefühl und europäischer Einigung, Christenheit und Europäischer Gemeinschaft, dargelegt.⁴² Norman Davies widmet in seiner gewichtigen, polemischen, exzentrischen und zugleich unterhaltsamen Geschichte Europas dem mittleren und östlichen Teil des Kontinents bewußt ebenso viel Raum wie dem westlichen, dem mediterranen genauso viel wie dem nördlichen.⁴³ Das ambitionierte, von mehreren Autoren verfaßte Opus des italienischen Einaudi-Verlags, dessen Bände in den Jahren 1993–1998 erschienen sind, geht von der Frage aus, welches andere Europa sich hätte entwickeln können und reflektiert darüber, wieso die ver-

trachtung zu stellen, ist der von J. K. J. Thomson, *Decline in History. The European Experience*, Cambridge 1998.

40 S. Pollard/L. Hölscher (Hrsg.), *Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte*, Göttingen 1980; S. C. Ogilvie/M. Cerman (Hrsg.), *European Proto-industrialization*, Cambridge 1996.

41 P. Rietbergen, *A Cultural History of Europe*, London/New York 1998.

42 K. Pomian, *L'Europe et ses nations*, Paris 1990.

43 Davies, *Europe* (Anm. 33).

schiedenen europäischen Regionen so unterschiedlichen Entwicklungspfaden folgten.⁴⁴ Ein zuletzt erschienenenes Buch über die Geschichte der Europa-Idee (2002) besteht aus einer Sammlung von Aufsätzen, welche das Konzept selbst untersuchen und in Frage stellen.⁴⁵

Ist es überhaupt möglich, eine den thematischen und methodischen Anforderungen der heutigen Geschichtswissenschaft genügende europäische Geschichte zu schreiben? Meine Antwort ist verhalten positiv unter der Bedingung, daß ein solches Werk von Anfang an komparativ angelegt ist. Der häufig zu beobachtenden Tendenz, nur die Gemeinsamkeiten der jeweiligen Epoche mit ‚Europa‘ zu identifizieren, muß durch die genaue Beachtung und Darstellung der jeweils besonderen Antworten und Reaktionen der verschiedenen Regionen Europas entgegen gewirkt werden. Ich denke, es wäre möglich dies zu erreichen, indem man ein solches Werk nach drei unterschiedlichen Gesichtspunkten strukturiert.

Die erste Ebene wäre die einer vergleichenden Geschichte Europas ‚von oben‘. Damit meine ich eine Geschichte Europas, welche die Prozesse staatlicher Formierung über die Jahrhunderte hirtweg verfolgt und dabei das breite Spektrum von Differenzen zwischen den verschiedenen geographischen Zonen ausleuchtet, um ihre Bedeutung unter dem Gesichtspunkt kurz-, mittel- und langfristiger Wirkungen zu untersuchen. Zum Beispiel die institutionellen, rechtlichen, militärischen und die Gesellschaft strukturierenden Folgen der Grenzziehung zwischen dem römischen Reich und dem ‚barbarischen‘ Europa, später des christlichen Europa gegenüber arabischen und osmanischen Staatswesen; die frühe Staatsbildung in Frankreich, England und auf der iberischen Halbinsel; die Stadtstaaten Italiens und Flanderns; räumliche und klimatischen Bedingungsfaktoren der staatlichen Formierung in Skandinavien und Rußland. Und so weiter, bis hin zum Nationalstaat und der Rolle des (faschistischen, kommunistischen und Sozial-) Staates im 20. Jahrhundert. Das, was wir als Historiker als den typischen Staatsdiskurs der verschiedenen Epochen ansehen – Feudalstaat, absolute Monarchie, Republikanismus, Liberalismus, Verwaltungswissenschaft, Wirtschaftslenkung usw. – sollte in aller Deutlichkeit herausgestellt werden; nicht, um zu suggerieren, die wirtschaftlich oder militärisch ‚erfolgreichen‘ Staaten setzten die Norm des europäischen Fortschritts, sondern um die für den Wandel in Europa bezeichnenden regionalen Ungleichzeitigkeiten der staatlichen Formgebung auch als Ergebnis von Kräfteverhältnissen zu beschreiben. Ein solches Vorgehen würde das Verständnis dafür verbessern, warum es den

44 *Storia d'Europa*, 5 Bde., Torino 1993–1998.

45 Pagden (Hrsg.), *The Idea of Europe* (Annn. 28).

Eliten und Regierenden sowie den späteren nationalistischen Bewegungen als erstrebenswert oder doch notwendig erschien, ein Teil Europas zu sein.

Die zweite Perspektive einer vergleichenden Geschichte Europas wäre die ‚von unten‘. Strukturiert würde sie durch die für die jeweilige Epoche spezifischen Formen sozialer Organisation, aber auch das wieder mit einem besonderen Augenmerk auf die Unterschiede, die in diesem Hinblick in den verschiedenen Regionen Europas bestehen: Feudalismus, Handelsstädte, ländliche Gesellschaften (in der Ebene, im Gebirge, auf Inseln etc.), Religion, urbane Siedlungsformen und so weiter. Um ein Verharren in der Aufzählung statischer Typen zu vermeiden, könnte als gemeinsamer Nenner der Einfluß gewählt werden, den die großen exogenen Entwicklungen – wie der Handels-, Proto- und industrielle Kapitalismus, die Bildung von Staaten, der Wandel der Verkehrswege (Straßen, Eisenbahnen, See- und Luftwege) – auf die Gemeinschaften und ihre Organisation ausüben, also das, was die Sozialwissenschaften leichthin als Modernisierung bezeichnen. So würde der Ansatz einmal mehr vom Spektrum unterschiedlicher Reaktionen der verschiedenen europäischen Regionen bestimmt, von den Epochen und der Zeitdauer, während derer sie den exogenen Einflußfaktoren unterliegen und diese auf ihre Weise verarbeiten. In diesem Zusammenhang ist natürlich auch die Migration von besonderem Interesse, insofern die Migranten Träger von Neuerungen (Techniken, religiösen Überzeugungen usw.) waren und zugleich, als Personen, oft wie Katalysatoren der Macht, des Verdachts und der Diskriminierung gewirkt haben.

Die dritte Ebene ist die der subjektiven Erfahrung des sozialen Wandels durch Individuen und Gruppen. Wie und auf welchen Wegen wurde ‚Europa‘ erfahren? War dies zumindest bis vor kurzem das vermutlich schwierigste Feld, so ist es jedoch auch dasjenige, auf dem neue Untersuchungsmethoden in den letzten Jahrzehnten die größten Möglichkeiten geboten haben. Das hat sich etwa bei den Forschungen über die Wahrnehmung, Anpassung und Aneignung religiöser Praktiken und Häresien durch lokale Eliten, bei der Untersuchung der Diffusion und Aufnahme gedruckter Medien und der Erforschung des aufkommenden Nationalismus bei *minority communities* gezeigt. Auch hierfür ist die Migrationsforschung wieder von großem Interesse, war doch die Wanderung gemeinsames Schicksal eines Kontinents, welcher über Jahrhunderte hinweg massive interne und überseeischen Bevölkerungsbewegungen und individuelle Emigration erlebt hat.

Aus diesen in aller Kürze aufgelisteten Stichpunkten dürfte bereits klar geworden sein: eine derartige europäische Geschichte wird niemals geschrieben werden. Nicht zuletzt deshalb, weil immer auch nicht-europäische wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklungsprozesse, etwa der arabi-

schen Kultur und Gesellschaft des Mittelalters, Chinas in der frühen Neuzeit, der USA in den letzten beiden Jahrhunderten, gegenwärtig gehalten werden müßten. Meines Wissens sind in jüngerer Zeit nur wenige Historiker mutig genug gewesen, um eine solche Herausforderung anzunehmen.⁴⁶ Ich hoffe jedoch, daß mein Vorschlag möglicherweise im Sinne eines ‚Idealtypus‘ brauchbar ist. Er ist gemeint als Aufforderung an die heutige historische Forschung, einen Schritt hin zu einer europäischen Geschichte zu gehen, welche stärker auf die Vielfalt gesellschaftlicher Entwicklungen achtet als auf die Geschichte der europäischen Nationalstaaten.

46 William McNeill ist wahrscheinlich ihr wichtigster Vertreter: W. H. McNeill, *A World History*, Oxford 1979; ders., *Polyethnicity and National Unity in World History*, Toronto 1986. Auch Eric Jones hat sich in dieser Hinsicht verdient gemacht: Jones, *The European Miracle* (Anm. 39); ders., *Growth recurring. Economic Change in World History*, Oxford 1988.

Michael G. Müller

Wo und wann war Europa? Überlegungen zu einem Konzept von europäischer Geschichte

Eine europäische Debatte über den Gegenstand Europa ist in der Geschichtswissenschaft wohl nie geführt worden. Dagegen gab und gibt es immer partikulare, auch partikular nationale historiographische Debatten über Europa. Sie haben je eigene Anlässe, auch je besondere Agenden und Teilnehmerkreise.

Zu den ältesten und längsten Debatten dieser Art gehört die über die osteuropäische Geschichte. Die ‚Erfindung‘ Osteuropas im 18. Jahrhundert hatte die Frage nach der Europäizität der *borderlands of European civilisation*¹ als Provokation hervorgebracht. Seidem war eigentlich jede Generation russischer, polnischer, ungarischer Historiker neu mit der Frage befaßt, wie die eigene Nationalgeschichte in die europäische Geschichte einzuschreiben oder auch gegen diese abzugrenzen wäre. Parallel begann im 19. Jahrhundert im Westen die fachorganisatorische und nomenklatorische Institutionalisation von Osteuropäischer Geschichte (mit Großbuchstaben). Im 20. Jahrhundert wurde das Konzept einer mit Osteuropa befaßten Teildisziplin der ‚allgemeinen‘ (d. h. europäischen) Geschichtswissenschaft mehrfach revidiert und neu ausgehandelt² – mit unterschiedlichen Konsequenzen in den verschiedenen europäischen Historikermilieus – um am Jahrhundertende durchaus grundsätzlich in Frage gestellt zu werden.³ Alle bisher an der Debatte Beteiligten griffen natürlich auf die ihnen geläufigen, für die jeweilige Zeit autoritativen Definitionen von dem zurück, was sozusagen als Kernbestand von europäischer Tradition und europäischen Werten zu gelten hatte.

1 So der Titel von Oskar Haleckis 1952 in New York erschienener Geschichte Ostmitteleuropas (*Borderlands of western civilization*), deutsch: O. Halecki, *Grenzraum des Abendlandes. Eine Geschichte Ostmitteleuropas*, Salzburg 1957.

2 Die nachdenklichste Auseinandersetzung mit Gegenständen und Begrifflichkeit der Osteuropäischen Geschichte ist wohl noch immer K. Zernack, *Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte*, München 1977. Das von Anfang an kontrovers diskutierte Buch unternimmt den Versuch einer Systematisierung von Regionen und Epochen der osteuropäischen Geschichte – jedoch nicht in der Absicht, essentialistische Vorstellungen von der Andersartigkeit Osteuropas zu bekräftigen, sondern, im Gegenteil, dieses als Teil des historischen Europa zu reklamieren und methodisch kontrollierte Regionervergleiche anzuregen.

3 Siehe u. a. S. Kreuzberger u. a. (Hrsg.) *Wohin steuert die Osteuropaforschung? Eine Diskussion*, Köln 2000.

Gleichzeitig aber hat die Osteuropa-Debatte ihrerseits die geschichtswissenschaftlichen Europa-Diskurse auf bemerkenswerte Weise geprägt: Wo von der Diversität historischer Erfahrungen und Entwicklungswege innerhalb Europas die Rede ist, wird diese ganz überwiegend, und beinahe selbstverständlich, in Kategorien der Differenz zwischen West und Ost verhandelt.

Ein solcher *bias* läßt sich leicht auch in der Begründungsrhetorik für die meisten ‚post-nationalen‘ Konzepte von europäischer Geschichte nachweisen, die seit den 1960er Jahren im Westen schnell an Boden gewonnen haben. Europäische Geschichte wurde hier vor allem zum Kürzel für die erklärte Absage an eine Tradition von Historiographie in Europa, für welche die Nation lange Zeit die scheinbar natürliche territoriale Bezugsgröße gewesen war. Der Anspruch von jüngeren Historikergenerationen und neuen Forschungseinrichtungen europäische Geschichte zu erforschen war mit vor allem diesem Perspektivewechsel verknüpft – und die daraus folgenden Kontroversen wurden zunächst auch vor allem in nationalen Kontexten ausgetragen. Methodisch weitgehend unkontrolliert floß dabei aber auch die Überzeugung ein, daß der im Westen begonnene, und lange auf diesen beschränkte, wirtschaftlich-politische Integrationsprozeß der Europäischen Gemeinschaft, später Europäischen Union die Essenz von Europäizität und Europäisierung repräsentiere – oder sehr vereinfacht ausgedrückt: daß die Beitrittskriterien der EU auch die Kriterien für die Deutung einzelner Geschichtsverläufe in Europa als mehr oder weniger ‚europäische‘ lieferten.⁴ Jedenfalls privilegierten die meisten Institutionen zur Erforschung europäischer Geschichte in den letzten Jahrzehnten bewußt oder unbewußt ein okzidentalistisches Bild von europäischer Eigentlichkeit. Noch als in der ersten Hälfte der 1990er Jahre eine internationale Historikerrunde am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz über das Konzept für eine Sozialgeschichte Europas im 19. und 20. Jahrhundert diskutierte, schlug John Komlos vor, die von den Entwicklungen in den europäischen Pionierländern der industriellen Modernisierung abweichenden Phänomene in einem oder auch mehreren Kapiteln über ‚East European Exceptionalism‘ abzuhandeln!

4 Dies war z. B. bis zu den 1990er Jahren weitgehend auch die Perspektive der Abteilung *Histoire et Civilization* am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz. Früh dagegen haben etwa das Institut für Europäische Geschichte in Mainz oder die *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris andere, weitere Geographien von europäischer Geschichte im Blick gehabt. In jüngeren Jahren galt dies u. a. für das History Department an der Central European University in Budapest oder das Zentrum für vergleichende Geschichte Europas in Berlin.

1. ‚Geschichtsräume‘ in Ost und West: ein methodisches Dilemma

Andere Sensibilitäten dagegen waren und sind im Spiel bei der Methodendiskussion über Geschichte in Europa, die sich seit etlichen Jahren um die allgemeine Frage nach den Raumbegriffen der Geschichtswissenschaft und deren eigener Historizität geführt worden ist. Die Einsicht, daß Geschichtsschreibung immer zeitliche und räumliche Parameter braucht – immer über das Wann und Wo Auskunft geben muß – ist an sich banal. Während jedoch Debatten über Periodisierung immer im Mittelpunkt von historiographischer Auseinandersetzung standen, wurde die Frage nach den territorialen Bezügen von Geschichtsschreibung erst vergleichsweise spät problematisiert. Aus der neuen Nachdenklichkeit resultierte einerseits die Forderung, nicht nur die transnationalen Dimensionen historischer Entwicklungen neu zu überdenken, sondern auch die Orte und die Regionen als Geschichtsräume zu eigenem Recht zu behandeln.⁵ Andererseits hat sich (wiederum vor allem in bezug auf Osteuropa) eine produktive Diskussion darüber entwickelt, ob und inwieweit Edward Saids Analyse des *Orientalism* auch für das Verständnis inhereuropäischer Beziehungsgeschichten bedeutsam ist⁶: Unbestreitbar hat immer auch ein ‚kolonialer Blick‘ bei den historiographischen Grenzziehungen zwischen ‚Abendland‘ und ‚Osten‘ eine Rolle gespielt, war und ist eine spezifische Hierarchisierung kultureller Werte maßgeblich beteiligt gewesen an der Festlegung der Begriffe, mit Hilfe derer z. B. die Geschichte des Balkans historiographisch repräsentiert wird.⁷ Die Gewißheit darüber, daß es eine europäische Geschichte gab – und vielleicht das Interesse an dieser Frage überhaupt – hat in den hier beteiligten Milieus entsprechend abgenommen.

In jedem Fall gilt, daß einerseits die Dekonstruktion nationaler Ansätze in der europäischen Historiographie weit fortgeschritten ist, es andererseits aber

5 Zur Diskussion der 1990er Jahre siehe H.-G. Haupt/M. G. Müller/S. Woolf (Hrsg.), *Regional and National Identities in Europe in the 19th and 20th Centuries*, The Hague 1998.

6 Die vehement kontroverse, besonders seitens der fachwissenschaftlichen Orientalistik offensiv geführte Debatte über E. W. Said, *Orientalism*, London 1978, hat der Autor selbst in dem Band *Culture and Imperialism*, New York 1994, verarbeitet. Wie produktiv das Konzept für die Osteuropäische Geschichte ist, zeigt jetzt u. a. B. Sidikov, ‚Eine unermessliche Region‘. *Deutsche Bilder und Zerrbilder von Mittel-asien (1852–1914)*, Berlin 2003.

7 M. Todorova, *Imagining the Balkans*, New York u. a. 1997, deutsch: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*, Darmstadt 1999; siehe jetzt auch, unter geschlechtergeschichtlichem Aspekt, die vergleichende Arbeit von J. Malečková, *Úrodná půda. Žena ve službach národa* [Fruchtbarer Boden. Frauen im Dienst der Nation], Prag 2002.

auch kein Konzept von europäischer Geschichte gibt, das geeignet schiene, das Dilemma des Essentialismus territorialer Festschreibungen zu überwinden. So berechtigt und nützlich es sein mag, die Entwicklung einzelner Leitstrukturen europäischer Entwicklung wie Christentum, Aufklärung, Nationalstaat, bürgerliche Zivilgesellschaft etc. als europäischen Geschichten (im Plural) zu erzählen, so wenig läßt sich letztlich behaupten, daß europäische Geschichte (im Singular) mehr wäre als eine Redensart. Wer von europäischer Geschichte spricht, polemisiert, wie wir gesehen haben, in der Regel an einer von vielen Fronten der Auseinandersetzung über Regionen- und Nationalgeschichte oder transnationale Geschichtsschreibung. Ein ernsthaftes Angebot, wie Europa als eine historische Realität beschrieben werden könnte, ist darin nicht enthalten, in der Regel auch nicht gemeint.

Wie wäre ein solches Angebot auch möglich? Die Bemühungen, europäische Geschichte auf der Grundlage systematischer Vergleiche von nationalen und regionalen Entwicklungen zu erkunden, stecken auch nach Jahrzehnten noch in den Anfängen. Außerdem, um sich der bewußten historischen Realität zu vergewissern, bedürfte es nicht nur der genauen Beschreibung von innen heraus, sondern auch der ebenso genauen Vergleiche zwischen Europa und der außereuropäischen Welt. In dieser Hinsicht aber kann wohl nicht einmal von Anfängen die Rede sein; die den europäischen Horizont überschreitenden *area studies* finden in der Geschichtswissenschaft heute weniger institutionellen Rückhalt denn je.⁸ Selbst wenn es also tatsächlich eine europäische Geschichte geben sollte, so sind die Historiker doch auf lange Sicht kaum in der Lage, Verbindliches darüber zu sagen.

Blieben die Geschichten (im Plural), die man über Europa erzählen kann. Typisch, für diese Geschichten ist, daß sie sich niemals – auch nicht nach dem hypothetischen Ende einer großen Arbeit des historischen Vergleichens – zu einer Geschichte Europas zusammensetzen lassen werden. Jede einzelne Geschichte nämlich hat ihren eigenen räumlich-zeitlichen Rahmen. Die Frage, wo und wann europäische Geschichte stattgefunden hat, muß für jeden konkreten Sachzusammenhang je anders beantwortet werden. So wird niemand bestreiten, zum Beispiel, daß es im 19. Jahrhundert eine europäische Erfahrung der sozialen, politischen und kulturellen Durchsetzung des Bürgertums gab. Aber große Teile des geographischen Europa (nicht nur im Russischen Reich sowie in Ostmittel- und Südosteuropas, sondern auch Süditalien, Spanien, Irland, Schweden u. a.) hatten daran nur sehr begrenzt, einige vielleicht auch gar nicht Anteil – und stellen sich in dieser Hinsicht für

8 Für Deutschland ist dies jedenfalls der (bisher unveröffentlichte) Befund einer Arbeitsgruppe, die sich 2001/2002 im Auftrag des Wissenschaftsrats mit Stand und Perspektiven der *areas studies* beschäftigt hat.

das 19. Jahrhundert nicht mehr und nicht weniger europäisch dar als manche Regionen der außereuropäischen Welt. Viele weitere epochale Erscheinungen, die wir scheinbar selbstverständlich als gesamteuropäische reklamieren, müßten auf diese Weise neu eingeordnet werden. Wie groß war das Europa des frühneuzeitlichen Humanismus, und welche Teile des Kontinents blieben davon ausgespart? War die frühneuzeitliche Gutsherrschaft etwa deshalb kein eigentlich europäisches Phänomen, weil sie, obwohl in Europa ausgeprägt, in den meisten künftigen Kernregionen der europäischen Modernisierung nicht anzutreffen war? Wie europäisch waren Entwicklungen wie die Industrialisierung oder die Entstehung einer modernen Arbeiterbewegung, welche doch längst weit über Europa hinaus wirksam waren, bevor die peripheren Regionen des Kontinents davon erfaßt wurden? Jedem Aspekt europäischer Gesellschafts-, Politik- und Kulturgeschichte liegt also eine eigene europäische Geographie zugrunde, die sich niemäls schlechthin mit den Grenzziehungen deckt, mit welchen die physikalische Geographie als Konventionen bei der Beschreibung Europas operiert.

Auch eine Untergliederung Europas in einzelne ‚Geschichtsräume‘ löst diese Vieldeutigkeit nicht auf. An keinem anderen Beispiel läßt sich dies wohl so gut demonstrieren wie an der eingangs zitierten Debatte über Ost und West in der europäischen Geschichte und darüber, ob Osteuropa eine gesonderte Geschichte hat. Die Tatsache, daß der Begriff Osteuropa (und seine Äquivalente: *Eastern Europe*, *Central and Eastern Europe*, *Europe Orientale* etc.) nicht nur einen festen Platz in der politischen Sprache Europas hat, sondern daß auch in der Geschichtswissenschaft der europäische Osten weiterhin einer institutionalisierten Teildisziplin als Gegenstand zugewiesen bleibt, läßt sich durch mehrere Umstände erklären:

- durch das lange Nachwirken der Klassifizierungsmuster in der westeuropäischen politischen Publizistik der Aufklärung, die seit der Etablierung des Russischen Reichs als europäische Großmacht im 18. Jahrhundert denjenigen Teil des Kontinents, welcher bis dahin als ‚der Norden‘ gegolten hatte, als den östlichen wahrzunehmen begann;
- dadurch, daß der Diskurs über ‚Ost und West‘ auch innerhalb Osteuropas immer im Vordergrund stand, wo sich die Eliten der Region über den Status ihrer jeweiligen Gesellschaften im Verhältnis zu den europäischen Pionierländern von Aufklärung, politischer Modernisierung, Industrialisierung usw. verständigten;⁹
- durch die Geschichte des Kalten Kriegs und der politischen West-Ost-Teilung Europas, in welcher sich ebenso zufällig wie wirkungsvoll die al-

9 L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The map of civilization on the mind of the Enlightenment*, Stanford/Cal. 1994.

- te Unterscheidung zwischen (westeuropäischem) Abendland und (osteuropäischem) Neu-Europa perpetuierte;
- durch die lange Institutionalisierungsgeschichte von historischer Osteuropaforschung im europäischen Westen, die einerseits den Notwendigkeiten einer pragmatischen Arbeitsteilung unter den Historikern (z.B. im Hinblick auf die erforderlichen speziellen Sprachkenntnisse) Rechnung trug, andererseits aber sowohl Resultat als auch Motor des Prozesses der kulturellen Konstruktion Osteuropas im europäischen Westen war.

Ursprünglich waren es natürlich vor allem politische Gegebenheiten, welche die Wahrnehmung der Staaten jenseits der deutschen Reichsgrenzen *grosso modo* als Osteuropa rechtfertigten. Osteuropa war derjenige Teil des Kontinents, welcher an der Entwicklung zu Nationalstaat und Demokratie seit der Französischen Revolution vermeintlich keinen Anteil hatte und statt dessen in anti-demokratische, imperiale Herrschaftssysteme eingebunden blieb – zuerst in die Reiche der Romanovs, Habsburger, Hohenzollern und der Osmanen, dann, nach der vermeintlichen Episode der Versailler Ordnung, in den Macht- und Einflußbereich der Sowjetunion. Früh aber schon wurde die Vorstellung von einer politischen ‚Systemgrenze‘ zwischen West und Ost auch mit strukturgeschichtlichen und kulturellen Grenzvorstellungen angereichert und, mehr noch, zu einer historischen (eigentlich sollte man sagen: ahistorischen) Konstante erhoben. Dies geschah vermittelt sehr verschiedener argumentativer Konstruktionen und mit sehr unterschiedlichen Deutungsinteressen; ‚westliche‘ Abgrenzungsideologien spielten dabei ebenso eine Rolle wie intern osteuropäische Diskussionen über den historischen Nutzen und Nachteil des eigenen Andersseins. Fast einheitlich unterliegt den verschiedenen Osteuropa-Diskursen seit dem 19. Jahrhundert jedoch eine bestimmte, zumindest implizite Grundbehauptung – nämlich die, daß das Charakteristikum Osteuropas seine Rückständigkeit sei: Osteuropäisch sein bedeutet so, einerseits an den historischen Prozessen ‚europäischer Entwicklung‘ teilzuhaben, diese andererseits aber stets nur auf eine unvollkommene oder deformierte Weise, bestenfalls aber mit Verspätung zu vollziehen. Die Geschichten, die in solcher Perspektive über Osteuropa erzählt wurden und werden, sind uns allen wohl vertraut. Sie reichen von der Vorstellung verspäteter Christianisierung und Staatsbildung, über den Topos von der versäumten bürgerlichen Modernisierung bis hin zu der aktuellen Auffassung, daß die Gesellschaften Osteuropas, besonders dramatisch die des ehemaligen Jugoslawien, die ethnischen Konflikte des europäischen 19. und frühen 20. Jahrhunderts heute sozusagen ‚nachspielen‘.¹⁰

10 Dazu M. G. Müller, Das bürgerliche Projekt historisieren. Anmerkungen zur Diskussion über Europa, Osteuropa und die Kategorie der Rückständigkeit, Tel Aviv

Was gegen einen solchen historischen Osteuropa-Begriff einzuwenden ist, liegt auf der Hand. Zum einen gilt, daß der Osteuropa-Diskurs im Kern vor allem ein Diskurs über Zentren und Peripherien europäischer Entwicklung ist und insofern gar nicht auf eine Ost-West-Geographie bezogen werden kann – es sei denn, man wollte große Teile des europäischen Nordens, Westens oder Südens ebenfalls unter Osteuropa subsumieren. Zum andern wird mit der Unterscheidung von normsetzendem Westen und rückständigem Osten eine normative Bedeutung bestimmter westeuropäischer (meist nordwesteuropäischer) Entwicklungen unterstellt, welche wohl nicht einmal für Westeuropa schlechthin behauptet werden kann. Gibt es zum Beispiel einen plausiblen Grund für die Annahme, daß die jeweilige Gegenwart der wirtschaftlich und politisch führenden Staaten Europas immer zugleich auch die Zukunft der osteuropäischen Gesellschaften war oder ist? Und schließlich trifft abermals das Argument von der zeitlichen und kontextuellen Variabilität der historischen Geographien zu, von dem oben schon die Rede war – denn auch in Osteuropa lassen sich innerhalb wie außerhalb der Großregion Strukturgrenzen benennen, welche für die einzelnen Gesellschaften historisch relevanter waren und sind als die konventionell behauptete Trennungslinie zwischen Ost und West: Der hochmittelalterliche Landesausbau hat in Ostmitteleuropa ländliche und urbane Strukturen hervorgebracht, welche die europäischen Standards der Zeit in gewisser Weise ‚teiner‘ repräsentierten als die Verhältnisse im Westen. Die Geschichte der Konfessionalisierung seit der Reformation erreichte im Westen Spanien, im Osten aber nicht nur Ungarn und Siebenbürgen oder Polen-Litauen, sondern auch das Moskauer Reich. In der Entwicklung der europäischen Protoindustrialisierung etwa gehörten Böhmen oder Bulgarien typologisch eigentlich zu Mittel- und Südwestdeutschland oder zu Flandern, während man das ostelbische Deutschland oder den Großteil Skandinaviens zu Osteuropa zählen müßte. Bei der Geschichte der Durchsetzung moderner Partizipations- und Zivilgesellschaften verlief die Grenze zwischen West- und Osteuropa, wenn man denn eine solche ziehen will, wahrscheinlich östlich des alten Polen und den Ländern der Habsburger Monarchie, nicht aber an der Elbe. Selbst innerhalb des sowjetischen Blocksystems nach dem Zweiten Weltkrieg hat es, wie die stark divergierenden ‚post-kommunistischen‘ Wege der ehemaligen Blockstaaten zeigen, offenbar deutlich verschiedene Dynamiken gesellschaftlicher und politischer Entwicklung gegeben, die gewiß nicht unter einen Begriff von osteuropäischem ‚Sonderweg‘ subsumieren lassen.¹¹ Geschichte Osteu-

Jahrbuch für deutsche Geschichte 29 (2001), S. 163-170.

11 Eindringlich werden die methodischen Probleme, die sich im Zusammenhang mit der Analyse der Gesellschaftsgeschichte Ostmitteleuropas im Sozialismus stellen,

ropas als etwas Einheitliches hat es also ebenso wenig gegeben wie eine Europäische Geschichte mit Großbuchstaben. Noch wichtiger aber: Die Unterscheidung zwischen Ost und West hilft uns in keiner Weise, die Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche zwischen den verschiedenen Pfaden der Entwicklung europäischer Gesellschaften zu erklären.

2. Wege in die Realität eines historischen Europa

Heißt dies in der Konsequenz, daß europäische Geschichte nur eine Erfindung im banalen Sinn, ein Phänomen bloßer Ideologie sei? Natürlich nicht. Schon die Tatsache, daß praktisch alle Gesellschaften des geographischen Europa ihre jeweiligen Geschichtsbilder aufgrund eines bestimmten Begriffs von diesem Europa entwerfen, muß an sich wohl als ein Existenzbeweis gelten.¹² Unter den möglichen Wegen, die Realität eines historischen Europa zu ermitteln, seien hier drei Varianten vorgeschlagen:

1. Selbst wenn es keine europäische Geschichte in einem empirischen Sinn – d. h. eine allen europäischen Gesellschaften unmittelbar gemeinsame historische Erfahrung – gegeben haben sollte, so gab es doch mit Sicherheit für ganz Europa bedeutsame Leitvorstellungen von ‚Europäizität‘. Schon das Konzept der *Christianitas* war im Mittelalter und für eine bestimmte Periode der Neuzeit eine solche Leitvorstellung, und dasselbe gilt für Aufklärung, Bürgerlichkeit, Demokratie etc. Das bedeutet weder, daß ganz Europa solche Leitvorstellungen realisiert hätte, noch daß diese ausschließlich von den Gesellschaften des geographischen Europa geteilt worden wären, also keine Äquivalente außerhalb des Kontinents gehabt hätten. Doch ist offenbar auch so gut wie keine Gesellschaftsordnung in Europa ohne die Legitimation durch ein als europäisch verstandenes Wertesystem ausgekommen – weder die osteuropäischen Staaten der Frühneuzeit, die sich in der Konfrontation mit dem Osmanischen Reich als *Antemurale Christianitatis* definieren konnten, noch letztlich die Alliierten des Kalten Kriegs, einschließlich der deutschen Bundesrepublik, welche sich bis 1989 als Platzhalter einer europäisch-abendländischen Zivilisation gegenüber dem sowjetischen Blocksystem in Osteuropa verstanden und präsentierten. Ja, selbst die dadurch jeweils ausgrenzten Gesellschaften haben sich der Konkurrenz um europäische Legitimität vielfach mit eigenen Gegenentwürfen gestellt; die Visionen der russischen Slavophilen des 19. Jahrhunderts sind dafür ebenso ein Beispiel wie

reflektiert in dem Sammelband von C. M. Hann (Hrsg.), *Post-Socialism. Ideals, ideologies and practices in Eurasia*, London u. a. 2002, deutsch: *Postsozialismus. Transformationsprozesse in Europa und Asien aus ethnologischer Perspektive*, Frankfurt a. M. 2002.

12 Siehe den Beitrag von R. Petri, *Europa? Ein Zitatensystem*, in diesem Heft.

Anstrengungen sowjetischer Propaganda im Kalten Krieg, die Länder des sozialistischen Lagers als das ‚antifaschistische Europa‘ zu profilieren. Solche gemeinsame Teilhabe europäischer Staaten und Gesellschaften am Deutungskampf um Begriffe von Europäizität könnte man wahrscheinlich am ehesten als Beleg für die Existenz einer ‚europäischen Identität‘ bezeichnen.

2. Europäische Identität in diesem Sinne ist wohl fast immer eine Sache national und regional partikularer Entwürfe gewesen. Das heißt, alle europäischen Gesellschaften haben offenbar ihre eigenen Europa-Diskurse, ohne daß diese notwendig mit den Europavorstellungen anderer Gesellschaften übereinstimmen oder sich ausdrücklich mit solchen auseinandersetzen. Schon die Frage, zu welchen Zeiten in der Moderne die europäischen Gesellschaften bzw. deren Eliten in dem Sinne über Europa kommunizierten, daß sie simultane und intensive Verständigungsdebatten untereinander führten, ist nicht ohne weiteres zu beantworten. Vielleicht markierten die napoleonische Ära oder Revolutionen von 1848 solche Momente, vielleicht auch die Emanzipationsbewegungen (in West und Ost) von 1968. Wenige Indizien dafür liefert hingegen die Geschichte der europäischen Integration seit den 1960er Jahren: Mit der Institutionalisierung europäischer Kommunikation wurde diese, wie es scheint, weitgehend aus den beteiligten Gesellschaften ausgelagert – und dies entsprach in gewisser Weise auch der Natur eines politischen Integrationsprozesses, dessen Akteuren es, wie wir heute wissen, zeitweise mehr um ‚die Rettung des Nationalstaats‘ (Alan Milward)¹³ ging als um die Herstellung transnationaler Handlungszusammenhänge.

Um so bedeutsamer waren und sind die Europa-Diskurse im Zusammenhang der Bestrebungen nationaler und regionaler Gesellschaften, sich über ihre Identität sowie über bestimmte Normen von Inklusion und Exklusion zu verständigen. Man braucht nicht die im Westen oft belächelten, emphatischen Bekenntnisse der post-kommunistischen Staaten Osteuropas zu Europa und zu einer europäischen Tradition von Zivilgesellschaft als Beispiel zu bemühen, um diesen Punkt zu belegen. Auch die Europarhetorik der Bundesrepublik Deutschland in der Ära Kohl hatte gleichermaßen außerdeutsche wie nationale Adressaten und war Teil von Strategien, das vereinigte Deutschland sowohl neu zu legitimieren als auch in seiner Souveränität zu festigen. Ähnlich haben sich die politischen Regionalismen in Europa offenbar erfolgreich des europäischen Arguments bemächtigt, um ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen, ohne sich der Ächtung als nationale und damit politisch ‚unzeitgemäße‘ Bewegungen auszusetzen; daß die Katalanen ihre ‚Nationsbildung durch Trennung‘ erfolgreich vorantreiben konnten und können, hat viel mit der bewußten politischen Ausrichtung ihrer Bewegung auf den

13 A. Milward, *The European rescue of the nation state*, London 1992.

konsensfähigen Entwurf eines ‚Europas der (kleinen) Vaterländer‘ zu tun. Und nicht zuletzt: Auch wo Europa wirklich zum Gegenstand supranationaler Diskurse wird, geht es oft vorrangig um die Ausgrenzung einzelner Teile des Kontinents – sei es, um die halb- oder uneingestandene Weigerung, islamische Gesellschaften (akut die Türkei, in mittlerer Perspektive Albanien oder den Kosovo) in die europäische Wir-Gemeinschaft zu integrieren, sei es schlicht in der Perspektive, die engere Wohlstandszone der alten EU als das ‚eigentliche‘ Europa zu verteidigen. So gilt für europäische Identität dasselbe, was sich über kollektive Identitäten schlechthin sagen läßt: Identität zu artikulieren bzw. als Handlungsanweisung zu entwerfen, heißt immer, zwischen verschiedenen Inklusions- und Exklusionsprogrammen zu wählen. Es kam und kommt bei der Definition von Europäizität immer darauf an, welche Wir-Gemeinschaften es herzustellen gilt und welche Barrieren gegenüber anderen errichtet werden sollen.

3. Das Europäische an der europäischen Geschichte sei, so der Osteuropahistoriker Klaus Zernack vor gut zwanzig Jahren, daß es sich um eine Geschichte von Nationen handele. Skeptische Gegenfragen dazu wären heute leicht zu formulieren: Können wir sicher sein, daß afrikanische oder asiatische Geschichte sich nicht auch in dieser Weise erzählen ließe? Und legen die aktuellen Prozesse der Dekonstruktion von Nationen (Belgien) sowie der Neukonstruktion von Regionen (Katalonien) nicht andererseits nahe, auch ein Europa ohne Nationen wenigstens für möglich zu halten? Und dennoch scheint die Aussage einen wahren Kern zu enthalten: Offenbar war und ist europäische Geschichte in hohem Maße von der Segmentierung in territoriale Identitätsgemeinschaften sowie vom Spannungsverhältnis zwischen ‚kleinen und großen Vaterländern‘ geprägt. Dies erklärt sich offenbar nicht, wie gelegentlich suggeriert wird, bloß durch das Überdauern vermeintlich archaischer Strukturen in Osteuropa. Denn einerseits ist es tatsächlich in viel geringerem Maße, als von westlichen Skeptikern prophezeit, zu nationalen Konflikten im post-kommunistischen Osteuropa gekommen; weder Polen, Ungarn, Tschechien und die Slowakei noch selbst Rußland sind entgegen vielen Prognosen bisher wirklich in eine politische Nationalismus-Falle getappt. Andererseits hat auch Westeuropa noch immer sehr wohl gewaltsame territoriale Konflikte – in Irland, Korsika, dem Baskenland, vielleicht in Italien – Konflikte, welche sich letztlich auch nicht plausibler auf zwingende Interessengegensätze zurückführen lassen als die Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien. Viel eher geht es wahrscheinlich darum, daß auch die ‚aufgeklärten‘ Gesellschaften Europas darauf angewiesen bleiben, ihre Identität letztlich nicht nur über ‚Weltbürgertum‘ oder ‚Verfassungspatriotismus‘ (Jürgen Habermas) zu definieren, sondern – wie eben auch in den

Jahrhunderten zuvor – immer auch über ein kulturell, d. h. durch Sprache, Ethnizität, gemeinsame Territorialgeschichte oder ähnliches begründetes ‚Wir-Konzept‘: Solches können Nationalstaaten leisten, aber ersatzweise auch alte und neue Regionalismen, vielleicht aber auch neue Entwürfe von Europa.

Diese Lage kann man optimistisch oder auch pessimistisch deuten. Gewiß ist es eine pessimistische Schlußfolgerung, daß der Entwurf Europa als politisches Projekt und als emphatische Antwort von Eliten auf die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs im wesentlichen eine ‚Kopfgeburt‘ (Günther Grass) der Kriegs- und Nachkriegsgenerationen geblieben ist. Die kulturtraditionellen und ethnisch-sprachlichen Partikularismen haben sich zumindest dort als stärker erwiesen, wo Mehrheiten bei Wahlen oder Referenden über Integration und Exklusion zu entscheiden haben. Andererseits mag durch das Beharren des politischen Europa auf der Identifikation mit den kleineren und größeren Vaterländern und auf Transnationalität an sich auch eine Kompetenz zum kulturellen Pluralismus gewachsen sein, welche den Europäern größere Handlungsspielräume eröffnet als diejenigen, welche den eher monokulturell Sozialisierten unter den Zeitgenossen außerhalb Europas zur Verfügung stehen.

Heinz-Gerhard Haupt

Die Geschichte Europas als vergleichende Geschichtsschreibung

Geschichtsschreibung in europäischer Absicht und international vergleichende Geschichte sind vielfältig miteinander verbunden. Sowohl gehen Geschichten Europas implizit oder explizit vergleichend vor als auch bezogen jene Autoren, die den historischen Vergleich befürworteten und vorantrieben, die europäische Dimension ihrer Praxis in der Regel ein. Nahezu alle jüngst erschienenen Geschichten Europas bedienen sich des Vergleichsverfahrens. So stellt Lutz Raphael in seiner auf die Verwaltungsvorstellungen und administrative Praktiken konzentrierten Darstellung des 19. Jahrhunderts die napoleonische Entwicklung dem englischen *self-governement*, den dynastischen Militärstaaten und der bürokratischen Autokratie des zaristischen Rußlands entgegen, um aus dem Vergleich nicht nur eine breitere Argumentationsbasis zu gewinnen, sondern auch Entwicklungstypen herauszuarbeiten.¹ Aber nicht nur synchrone, sondern auch diachrone Vergleiche tauchen in Geschichten Europas auf. So listet Krzysztof Pomian in seinem einflußreichen Werk ‚Europa und seine Nationen‘ unter den drei Konfigurationen, in denen Europa eine gewisse Kohäsion erfährt, nicht nur die katholische Kirche des Mittelalters auf, sondern auch die *République des lettres* des 17. und 18. Jahrhunderts und ansatzweise auch das politische Europa nach 1949.² Aus dem Vergleich dieser drei chronologisch aufeinander folgenden Konstellationen gewinnt die Argumentation an Kraft und Kohäsion. Selbst wenn die Zugehörigkeit zu Europa wie etwa Hagen Schulze für das 19. Jahrhundert annimmt,³ von der Zustimmung und Anerkennung von zwischenstaatlichen Verfahren und Konventionen abhängt, dann lassen sich die Staaten und ihre Regierungen untereinander daraufhin vergleichen, ob sie diese Abmachungen einhielten. Rußland würde nach Schulze dabei nicht zu dem derartig definierten europäischen Kontext gehören.

Aber auch die Ahnväter der historisch vergleichenden Methode hatten Europa vor Augen. Als der belgische Historiker Henri Pirenne auf dem internationalen Historikertag des Jahres 1924 für den Vergleich warb, stand

-
- 1 L. Raphael, *Recht und Ordnung. Herrschaft durch Verwaltung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2000.
 - 2 K. Pomian, *Europa und seine Nationen*, Berlin 1990.
 - 3 H. Schulze, *Phönix Europa: die Moderne. Von 1740 bis heute*, Berlin 1998.

ihm der erste Weltkrieg vor Augen, in dem die Priorität des nationalen Denkens und Argumentierens nach seiner Meinung die Basis einer europäischen Gesinnung zerstört habe.⁴ Auch für Marc Bloch sollte der Vergleich zwischen jenen Gesellschaften, die durch eine lange Geschichte und vielfältige Kontakte eng verwoben waren, Spannungen und national begrenzte Sichtweisen abbauen, und er bezog sein Plädoyer, das er vier Jahre später als Pirenne formulierte, ja nicht zufällig auf „eine vergleichende Geschichtsbeachtung der europäischen Gesellschaften“.⁵ Für Bloch, aber auch für Max Weber, der die vergleichende Methode vielfältig praktiziert hat, war Europa ein wichtiger Bezugspunkt, wenn sie nach Übersee, vor allem nach Asien blickten, um die Besonderheiten der Entwicklungen in Europa zu bestimmen. Ihnen ist dabei sogar vorgeworfen worden, die Bedingungen außerhalb Europas lediglich rein instrumentell als Folie benutzt zu haben, um die Spezifika Europas bestimmen zu können.⁶

Der Rekurs auf historische Komparatistik ist sinnvoll, um die Bestimmungen des als jeweils ‚europäisch‘ Bezeichneten durchsichtig und analytisch nachvollziehbar zu machen. Sie leitet ein Verfahren an, das zwei oder mehr Einzelfälle auf ihre Gemeinsamkeiten oder Unterschiede unter einer spezifischen Fragestellung befragt bzw. die Reichweite von theoretischen Aussagen für einzelne historische Fälle erprobt.⁷ Das Verfahren strebt nicht primär danach, eine möglichst große Bandbreite an Erscheinungen zu erfassen, sondern diese in ihrer Spezifik und Relevanz für allgemeinere Kontexte zu bestimmen. Das komparatistische Vorgehen ist deshalb immer konstruierend; es durchbricht die historische Narration, geht systematisch und bisweilen sogar reduzierend, im schlimmsten Fall reduktionistisch vor. Es versucht, das an analytischer Durchdringung zu gewinnen, was es an empirischer Breite verliert. Gegenüber Synthesen zur europäischen Geschichte, die in der Regel weder ihre methodischen Prämissen und Vorgehensweise darstellen,

4 Siehe H. G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*, Frankfurt a. M./New York 1996.

5 M. Bloch, *Pour une histoire comparée des sociétés européennes*, in: ders., *Mélanges historiques* Bd. 1, Paris 1963, 16-40.

6 S. Kalberg, *Max Weber's Comparative-Historical Sociology*, Cambridge 1994; s. auch J. Matthes (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleiches*, Göttingen 1992.

7 Siehe Haupt/Kocka, *Einleitung*, in: H. G. Haupt/J. Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich* (Anm. 4), 9-45; H. Kaelble/J. Schriewer (Hrsg.), *Diskurse und Entwicklungspfade. Der Gesellschaftsvergleich in den Geschichts- und Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 1999; s. auch D. Cohen, *Comparative History: Buyer Beware*, in: *German Historical Institute Washington, DC, Bulletin* 29, 2001, 23-33.

noch die Auswahlkriterien für Ereignisse, Prozesse oder Strukturen diskutieren, haben explizit komparativ vorgehende Arbeiten einen deutlichen Vorteil. Selbst die großen gelungenen Synthesen zur europäischen Geschichte, die bisweilen von bedeutenden Historikern verfaßt werden, präsentieren mit dem Gestus des *common sense* und ihrer wissenschaftlicher Autorität Ergebnisse, deren Zustandekommen sie in der Regel nicht diskutieren. Dies gilt sowohl für Eric Hobsbawms beeindruckende Synthesen zum 19. und 20. Jahrhundert als auch für Kapitel in neueren Europageschichten. Die für den Vergleich notwendige Reflexion der Fragestellung, des methodischen Vorgehens, der benutzten Quellen- und Literaturbasis kann die Erstellung von Synthesen anleiten und diese zu methodisch anspruchsvolleren Werken machen. Dies erkannte einer der großen Synthetiker der französischen Historiographie des 20. Jahrhunderts, Fernand Braudel. Er schrieb in der Einleitung zu seinem Werk *L'Identité de la France*: „Die *longue durée* zuerst und besonders das Sechseck, Europa, die Welt, diese räumlichen und zeitlichen Dimensionen werde ich in Frage stellen. Diese Dimensionen erlauben es, über die Räume und Zeiten hinweg, unerläßliche Vergleiche, Arten von Experimenten vorzunehmen; ich will sagen, Experimente nach einem vorherigen Plan, die ich nach meinem Willen immer wieder neu beginnen kann, indem ich die dabei benutzten Elemente variiere.“ Hiermit bezeichnet Braudel in einer metaphorischen Sprache die wesentlichen Merkmale des komparativen Verfahrens. Er fährt fort: „In der Rückschau erscheint Frankreich als ein Laboratorium für Experimente, für ‚interräumliche und interzeitliche‘ Vergleiche, die es uns erlauben, uns in der Perspektive von Kontinuitäten, von tendenziellen Regeln – ich sage nicht von Gesetzen –, von Wiederholungen zu verorten, die aus dieser tiefgründigen Geschichte eine retroperspektive Soziologie machen, die für die Gesamtheit der Sozialwissenschaften unerläßlich ist... Um diese Verbindung zu realisieren, gibt es nur ein einziges Mittel: eine vergleichende Geschichtswissenschaft, eine Geschichtsschreibung, die nach Ähnlichkeiten sucht – die Bedingung in der Tat jeder Sozialwissenschaft.“⁸

Vergleiche unter der Annahme eines gegebenen ‚europäischen Raumes‘

Wenn oberhalb der Vielfalt von nationalen, regionalen und lokalen Erscheinungsformen eine europäische Gemeinsamkeit angenommen wird, dann kann diese entweder philosophisch-essentialistisch als gemeinsamer Wert oder gemeinsame Norm angesetzt werden oder aber ist in einem empirischen

8 F. Braudel, *L'identité de la France*, Bd. 1, Paris 1986, 15.

Verfahren zu gewinnen, das vergleichend vorgeht. Wie die Vielzahl der Werke zeigt, die sich dem Studium einer europäischen Idee verschreiben,⁹ wohnt den essentialistischen Bestimmungen zwar eine gewisse Faszination, aber auch ein Element von Willkür inne, das zwar aus bestimmten politischen Konstellationen erklärt werden kann, aber selten in einem Verfahren gewonnen wird, das wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Ob nun Europa gleichgesetzt wird mit der Romania und deren Erbe oder ob das christliche Abendland als Kern Europas gilt, all diesen Konstruktionen eignet ein spekulativer und homogenisierender Zugriff auf die historische Vielfalt. Nun kann es zweifellos ideengeschichtlich reizvoll sein, die verschiedenen Verwendungszusammenhänge zu untersuchen, in denen diese Identifikationen Europas benutzt werden und inwiefern sie eher Zielen der politischen Inklusion als der politischen Exklusion folgen.¹⁰ Aber sie werden nicht in einem wissenschaftlich überprüfbareren Verfahren gewonnen und sie bleiben in ihrem Erklärungswert immer partiell.

Verfahren, die versuchen, aus systematischen Vergleichen das europäisch Gemeinsame zu erfassen, stehen ihrerseits vor nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten. Bereits der Raum, den sie zugrunde legen, ist nicht unproblematisch. Es lassen sich Ansätze unterscheiden, die implizit oder explizit von einem konventionellen Verständnis Europas als geographischer Raum ausgehen, oder die den Raum Europa selbst zum Problem erheben. Jene konventionelle Sicht unterstellt in der Regel einen europäischen Raum, der vom Atlantik bis zum Ural, von Gibraltar bis zum Nordmeer reicht. Sie untersucht für bestimmte Zeiträume die Prozesse und Strukturen, die übernationale und europäische Bedeutung haben und in dem vorab angenommenen Raum stattfanden.¹¹ Diese Bestimmung ihrerseits, die in der Regel empirisch erfolgt, trifft schnell auf Grenzen. Denn unter bestimmten Fragestellungen fehlen für nicht unwichtige Teile des so definierten europäischen Raumes empirische Vorarbeiten, die sich vergleichen ließen. Will man etwa für das 19. Jahrhundert Europa als Konsumraum, untersuchen, so klaffen zwischen

9 F. Chabod, *Storia dell'idea d'Europa*, Rom/Bari 1961; J. B. Duroselle, *L'idée de l'Europe dans l'histoire*, Paris 1964; H. Timmermann (Hrsg.), *Die Idee Europa in Geschichte, Politik und Wirtschaft*, Berlin 1998; R. Girault (Hrsg.), *Identité et conscience européenne au XXe siècle*, Paris 1994; K. Wilson/W. J. van der Dussen (Hrsg.), *The History of the Idea of Europe*, London/New York 1993, weitreichender und konstruktivistischer M. Malmberg/B. Strath (eds.), *The Meaning of Europe. Variety and Contention withir end among Nations*, Oxford/New York 2002.

10 R. Braque, *Europa. Eine exzentrische Identität*, Frankfurt a. M. 1993.

11 S. Zur Kritik in neueren Publikationen zu dieser Praxis H. G. Haupt, *Auf der Suche nach der europäischen Geschichte; einige Neuerscheinungen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 42 (2002), 544-556.

den einzelnen Historiographien deutliche Lücken in der Intensität der Erforschung des Konsums.¹² Aber selbst innerhalb historiographisch konventionelleren Feldern wie dem Erziehungssystem oder der Verstaatlichung, läßt sich für die beiden letzten Jahrhunderte nicht auf einen gleichmäßig dicht bestellten Grundstock von Wissensbeständen aus verschiedenen Ländern zurückgreifen. Außerdem divergieren aufgrund der je spezifischen Anrichtung der nationalen Historiographien die jeweils verfolgten Fragestellungen und damit auch die erhobenen Datenbestände.

Den Ausweg aus diesem Dilemma schien man zeitweilig im Rückgriff auf quantitative Daten zu sehen, an denen man meinte, Entwicklungsstände und Prozessverläufe ablesen zu können.¹³ Aber auch dieses Vorgehen stieß schnell an seine Grenzen. Nicht nur wiesen auch die nationalen Statistiken viele Lücken und unterschiedliche Methodiken auf, sondern dieses Verfahren selbst ist in dem Maße in die Kritik geraten, in dem mit Niklas Luhmann die Praktiken der Beobachter selbst Gegenstand der wissenschaftlichen Beobachtung geworden sind und die Interessenhaltigkeit der Gesellschaftsanalysen und Statistik von einer breiten internationalen Geschichtsschreibung stärker unterstrichen wurde.¹⁴ In dieser Perspektive wurden eher Sichtweisen und Interessen erhoben, die sich in einzelnen nationalen Gesellschaften mit den statistischen Verfahren verbanden, als europäische Gemeinsamkeiten. Bezieht man schließlich die Grenzen der sprachlichen Kompetenz des einzelnen Forschers ein, so bleibt die Anwendung der Vergleichsmethodik für den konventionell definierten europäischen Raum begrenzt. Es ist deshalb kein Zufall, dass die meisten historisch ins 19. Jahrhundert zurückgehenden quantitativen Vergleiche ganze Teile des traditionell als ‚europäisch‘ angenommenen Raumes ausschließen – häufig handelt es sich um Skandinavien, Teile Mittel- und Osteuropas, Irland – oder aber sich von vornherein auf West- oder Südeuropa konzentrieren.¹⁵

Vergleiche müssen auch deshalb besonders sorgfältig betrieben werden, weil die vergleichende Geschichtsschreibung in ihrem Wert steht und fällt mit der Kontextualisierung von Faktoren und Ergebnissen. Je stärker es ge-

12 H. G. Haupt, *Konsum und Handel, Europa im 19. und 20. Jahrhundert*, Göttingen 2003.

13 H. Kaelble, *Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas. 1880–1980*, München 1987; S. Hradil/S. Immerfall (Hrsg.), *Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich*, Opladen 1997; G. Thornborn, *European Modernity and beyond. The trajectory of European societies 1945–2000*, London 1995.

14 A. Desrosières, *La politique des grands nombres. Histoire de la raison statistique*, Paris 1993.

15 Siehe Haupt, *Suche* (Anm. 11), 545ff.

lingt, die im Einzelnen verglichenen Ereignisse oder Strukturen in ihrem jeweiligen Entstehungs- und Wirkungskontext zu verorten, desto signifikanter und aussagestärker sind die Ergebnisse des historischen Vergleichs.¹⁶ Ein Vergleich, der Daten zu allen europäischen Gesellschaften einbezieht oder speichert, verliert deshalb viel an Aussagekraft, weil er in der Regel weder den Entstehungskontext der Daten rekonstruiert noch genauere Einblicke in ihren Bedeutungs- und Wirkungszusammenhang hat. Es ist deshalb auch kein Zufall, dass zahlreiche Vergleichsstudien von historisch arbeitenden Soziologen stammen, die sich mit der Analyse von Formalstrukturen leichter abfinden als Historiker.

Nun wird auch der historische Vergleich das Ziel der weitgehend vollständigen oder Totalerfassung aller europäischen Gesellschaften selten anpeilen. Da sein Wert steigt mit der Kontextualisierung, wird er sich auf vergleichende Fallstudien konzentrieren müssen, die relevante Prozesse oder Strukturen behandeln. Er wird etwa verschiedene Typen ländlicher Gemeinden von der russischen Gemeinde über Latifundien bis zur agrarisch-gewerblichen Pluriaktivität untersuchen und sie als Strukturmerkmale in Europa zu einer bestimmten Zeit erweisen können, ohne dass damit alle Erscheinungsformen ländlich-agrarischer Siedlungen erfaßt wären. Wenn man in der gegenwärtigen historiographischen Konjunktur nicht auf das Instrument des Vergleichs beim Schreiben einer europäischen Geschichte verzichten will, wird man es für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte als Untersuchung von methodisch und thematisch viel versprechenden Schneisen anwenden müssen, deren jeweilige Bedeutung zu bestimmen und zu diskutieren ist. Zumindest auf zwei methodisch viel versprechende Beispiele sei hier verwiesen. In seinem Vergleich der Sozial- und Bewegungsgeschichte der Bergarbeiter in Nordfrankreich, Nordbelgien, dem Ruhrgebiet und Mittelengland hat sich Joël Michel nicht nur vom Nationalstaat als Untersuchungseinheit gelöst, sondern auch für die Industrie- und Arbeiterbewegungsgeschichte Westeuropas einen relevanten Zusammenhang beschrieben, der überdies durch ähnliche Konjunkturen, Strukturen und Prozesse gekennzeichnet war.¹⁷ Geographisch weiter hat René Leboutte ausgegriffen, als er für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts die Charakteristika und Veränderungen von *bassins industriels* in Europa untersuchte und dabei von Asturien bis Oberschlesien einen beeindruckend weiten Bogen spannte, der industrielle Produktion unter stark divergierenden Bedingungen erfaßte.¹⁸ Ausgehend

¹⁶ Haupt/Kocka, Einleitung (Anm. 7), 22ff.

¹⁷ J. Michel, *Le Mouvement ouvrier chez les mineurs d'Europe occidentale. Etude comparative des années 1880-1914*, Thèse d'Etat, Université Lyon 2, 7 Bde, Lille 1987.

von derartigen Schneisen kann dann mit Hilfe der vorliegenden Sekundärliteratur auch diskutiert werden, für welche allgemeinen, europäischen Tendenzen die verglichenen lokalen, regionalen oder nationalen Phänomene stehen. Über eine Vervielfältigung derartig vergleichend vorgehender Fallstudien kann eine intensivere Erforschung jener Prozesse und Strukturen stattfinden, die sich innerhalb des europäischen Raumes finden und empirisch auf die Frage antworten, was denn das Gemeinsame oder die Bandbreite an Gemeinsamkeit der untersuchten Bedingungen ist.

Diskurs- und ideengeschichtliche Vergleiche

Sinnvoll vergleichend vorgehen läßt sich auch, wenn nicht Europa ein bestimmter geographischer Raum zugeschrieben, sondern gefragt wird, welcher Raum in bestimmten Konjunkturen als Europa bezeichnet oder erfahren wird. Mit dieser Fragestellung wird der Vergleich zwischen Prozessen der Grenzziehung Europas möglich. Diese Geschichte kann als Ideen- und Politik- oder als Wissenschaftsgeschichte geschrieben werden. Welche Autoren wann welche Länder Europa zurechneten bzw. aus Europa ausschlossen, welche Wissenschaftszweige sich daran beteiligten (Geographie, Geschichtswissenschaft, Anthropologie, Ethnologie etc), welche Begrifflichkeit dabei angewandt und wie der Ein- und Ausschluß begründet wurde, diese Fragen werden in ideengeschichtlichen und raumgeschichtlichen Werken diskutiert und beantwortet.¹⁹ Europa wird dabei aus einer fixen Größe zu einem variablen Ensemble von Zuschreibungen, die sich je nach Interessenlage, Autoren und Konjunktur verändern. In dieser Perspektive gibt es nicht ein Europa, sondern unterschiedliche Europaentwürfe, deren Bedeutung auf dem Hintergrund der Werke und Autoren zu dekonstruieren ist. Die Grenzen Europas nach Osten oder Süden werden je nach Interessenkonstellation und Konjunktur anders gezogen.

Interessant ist auch, für welche Ziele Europa als Chiffre benutzt werden kann, bzw. welche Forderungen sich mit der Anrufung Europas einen Vorteil erwarteten. Diese waren keineswegs immer liberaler oder demokratischer Natur. Während Europa enthusiastische Autoren vor allem auf die Bedeutung der Europa-Referenz für Emanzipationsbewegungen verschiedener Provenienz im 19. und 20. Jahrhundert verweisen, ist daneben auch auf das

18 R. Leboutte, *Les bassins industriels en Europe. Production et mutation d'un espace, 1750–1914*, Thèse d'Etat, Université Lille 3, 2 Bde, Lille 1997.

19 J. Osterhammel, *Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas*, in: *Saeculum* 46 (1995), 101–139; V. G. Kiernan, *Europe in the Colonial Mirror*, in: *History of European Ideas I* (1980), 39–61; L. Wolff, *Inventing Eastern Europe: the map of civilization in the mind of enlightenment*, Stanford 1994.

Europakonzept einzugehen, das die Faschisten verschiedener Länder zur Rechtfertigung ihrer Expansionspläne entwickelten. Relevant ist auch der Vergleich jener Argumente, mit denen über die Jahrhunderte hinweg eine besondere Bedeutung Europas begründet wurde²⁰. Für die politische Kultur der jeweiligen Zeit ist es von Bedeutung, wann kulturimperialistische und rassistische, politische und wissenschaftliche Kriterien herangezogen werden, um Europa diskursiv zu konstituieren. Bei diesen Untersuchungen ist es auch notwendig, nicht nur die einzelnen Äußerungen von Autoren in einen Werk- und Gattungskontext einzuordnen, um ihre jeweilige Bedeutung zu enthüllen, sondern auch danach zu fragen, ob sich die Europa-Referenz zu einem Diskurs verdichtet, der einen bestimmten Platz im politischen Raum besetzt, über Organe und Repräsentanten verfügt, sich zu einem Programm entwickelt, auf das andere Autoren reagieren – oder ob es sich um disparate Meinungsäußerungen handelt, die über keine signifikanten Bezüge untereinander verfügen.²¹

Es ist bezeichnend, dass diese Forschungen, die sich für Europa als Vorstellungszusammenhang und politisches Argument interessieren, in dem Moment an Bedeutung gewannen, in dem der Prozeß der europäischen Einigung stockte, an Fahrt und Dynamik verlor und auf zahlreiche nationalstaatliche Widerstände nachhaltiger Art traf. Während die Realisierung eines europäischen Zusammenhangs in Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur mithin auf Blockaden traf, ließ sich in der reinen Luft der Vorstellungen, Ideen und Argumente um so trefflicher Europa ausmachen und untersuchen. Auch das neu gewonnene Interesse für europäische Raumvorstellungen, für *mental maps* partizipiert an dieser Konjunktur.

Die jeweils kulturelle und normative Besetzung von bestimmten Gesellschaften oder Gegenden kann in dieser Perspektive auch als Hindernis für die Errichtung von einem Europa von gleichberechtigten Partnern gewürdigt werden und zu den Faktoren gerechnet werden, die Imperialismus und Annexion rechtfertigten bzw. Feindschaften oder Freundschaften begründeten. Eine nicht unbeträchtliche Schwierigkeit derartig kulturgeschichtlicher Untersuchungen liegt darin, dass mit der Formulierung derartiger Vorstellungen noch wenig über deren Wirksamkeit ausgesagt ist. Der Nachweis der Breitenwirkung und Nachhaltigkeit von Raumvorstellungen, wie sie in Werken von Geographen, Historikern, Journalisten oder Reisenden entwickelt wer-

20 Siehe H. Kaelble u. a. (Hrsg.), *Transnationale Öffentlichkeiten und Identitäten im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2002.

21 Siehe dazu auch H. Kaelble, *Europäer über Europa. Die Entstehung des europäischen Selbstverständnisses im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M./New York 2000.

den, ist in der Regel schwer zu führen ebenso wie die Demonstration, dass diese so geschaffenen Dispositionen sich über längere Zeiträume hinweg halten können.²² Wenn diese Forschungen auch für die Vergangenheit auch schwierig zu realisieren sind, so hat dieser Ansatz für die Gegenwart Europas doch positive Folgen. In dem Maße, in dem Europa als positiv besetzter Raum erscheint, der Appell an den europäischen Zusammenhalt breit geteilt wird, entwickelt sich ein Diskurs- und Argumentationszusammenhang, der beständig aufrechterhalten wird und damit auch an aktueller Präge- und Wirkungskraft gewinnt. Selbst die historischen Forschungen, die sich mit Teilaspekten dieses Zusammenhangs beschäftigen, tragen dazu bei.

Der Vergleich selbst ist auch ein Faktor, mit dem ein europäischer Zusammenhang produziert wird. So ist in Studien zu den verschiedenen Weltausstellungen gezeigt worden, wie sehr diese versuchten, die europäische Überlegenheit aus dem Vergleich mit anderen Teilen der Welt zu demonstrieren. Dieses Anliegen steigerte sich in den Kolonialausstellungen zur brutalen Ausbeutung von afrikanischen oder südamerikanischen Völkern und dem Zurschaustellen von deren Gewohnheiten.²³ In Alexander Gerschenkrons berühmten Aufsatz ist aus dem Vergleich mit dem Pionierland der Industrialisierung die Wahrnehmung von Rückständigkeit abgeleitet worden. In Anlehnung an Edward Saids Studie ist das Bild des Anderen, des Nichteuropäischen als Teil der europäischen Selbstvergewisserung, Selbstbewaffung und Selbstabgrenzung gedeutet worden.²⁴ Der in Barcelona lehrende Historiker Josep Fontana hat in einem universalhistorischen Werk versucht, den Nachweis zu führen, dass die europäische Überlegenheit sich auf Kosten der anderen Kontinente und Völker verwirklichte und eher Ausdruck der Schwäche Europas als von deren Stärke war. Mit Ignoranz und Brutalität habe sich Europa diskursiv von den Barbaren, Wilden, Primitiven, Armen und Arbeitenden abgesetzt und in dieser Abgrenzung Einheit und Zusammenhalt sowie Argumente dafür gefunden, dass die Anderen erobert, unter-

22 So auch H. Sundhausen, *Der Balkan: Ein Plädoyer für Differenz*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 29 (2003), 608-624.

23 M. Harbsmeier, *Schauspiel Europa. Die außereuropäische Entdeckung Europas im 19. Jahrhundert am Beispiel afrikanischer Texte*, in: *Historische Anthropologie* 2 (1994), 331ff; R. Debusmann/J. Ries (Hrsg.), *Kolonialausstellungen. Begegnungen mit Afrika*, Frankfurt a. M. 1995; V. Barth (Hrsg.), *Identity and Universality: A Commemoration of 150 Years of Universal Exhibitions*, Paris 2002; H. P. Bayerdörfer/E. Hellmuth (Hrsg.), *Exotica. Inszenierung und Konsum des Fremden*, Münster 2003.

24 E. Said, *Orientalism*, London 1978.

worfen und ausgebeutet werden dürften.²⁵ Die ikonoklastische Verve von Fontana hat zweifellos dazu beigetragen, dass sein Werk von der Kritik nahezu totgeschwiegen wurde. Sie kann aber auch analytische Mängel der Argumentationsführung nicht überdecken. Denn Fontana diskutiert nicht oder nur ansatzweise, wie umfangreich und einflußreich jene Schicht der Schriftsteller, Politiker oder Reisenden waren, die die diskursive In- und Exklusion der Fremden vornahm. Er konstruiert eine Einheit der Exkludierenden dort, wo bei genauerem Hinsehen unterschiedliche Diskursmilieus konkurrieren. Daher kommt in diesem Werk auch der Vergleich zu kurz, da Fontana auf die Gleichartigkeit der Argumente und der Richtung des Ausschlusses, nicht auf ihre sich in der historischen Entwicklung wandelnde Physiognomie abhebt. Gerade ein Vergleich der verschiedenen Diskursmilieus entweder diachroner oder aber synchroner Art hätte der Darstellung Mehrdimensionalität und Argumentationskraft verliehen.

Internationale Vergleiche: Wegmarken zu einer Geschichte Europas

Die Methoden der international vergleichenden Geschichtswissenschaft in die europäische Geschichtsschreibung einzubringen, dieser Import hat den großen Vorteil, dass an die Stelle eines weithin undifferenzierten Sympheseverfahrens ein methodisch bewußtes Vorgehen tritt. Dieses ist keineswegs notwendig auf die Untersuchungseinheit des Nationalstaates konzentriert, wie eine weit verbreitete Kritik an der vergleichenden Geschichtsschreibung unterstellt hat, sondern hat und kann sehr wohl andere Untersuchungseinheiten wie Dörfer, Städte, Regionen, Klassen, Diskursgemeinschaften u.a.m. wählen. Selbst die Konstruktion von Bildern Europas, die politische Referenz auf den europäischen Zusammenhang oder die Grenzziehungen Europas lassen sich gewinnbringend vergleichend untersuchen, wenn es um die daran beteiligten unterschiedlichen Akteure, Medien, Interessen und Wirkungen dieser Konstrukte geht. Der Weg hin zu einer europäischen Geschichte, die sich auf eine ganze Batterie von Vergleichsstudien stützen kann, ist noch weit. Für einzelne Forscher ist der Anspruch, die Gesamtheit der europäischen Verhältnisse in den Blick zu nehmen, zu hoch gesteckt, zumal in wichtigen Bereichen der Forschung bis heute noch Studien fehlen, die über den westeuropäischen Zusammenhang hinaus vergleichend vorgehen. Diese Lücken sind das Resultat von bestimmten historiographischen Traditionen und Verhältnissen. Denn einzelne nationale Historiographien erweisen sich geradezu als resistent gegen das komparatistische Vorgehen,

25 J. Fontana, *Europa im Spiegel. Eine kritische Revision der europäischen Geschichte*, München 1995.

besonders dann, wenn in ihnen das nationale Paradigma vorherrscht, sie sich von sozialwissenschaftlichen Theorien abgrenzen und narrative Verfahren in ihnen privilegiert werden. Überdies scheint es so, als würden Infragestellungen von etablierten wissenschaftlichen Paradigmen in der Geschichtswissenschaft – sei es durch die *microstoria*, die Geschlechter-, Begriffs- oder Kulturgeschichte – zunächst im nationalen Rahmen erprobt, bevor sie sich dem Test des internationalen Vergleichs unterziehen.²⁶ Aufgrund dieser Situation wird auch die europäische Geschichte immer geographische Lücken aufweisen, die der Verbreitung des komparativen Verfahrens folgen. In dieser Situation scheint es angebracht, sich auf die Untersuchung von Schneisen konzentrieren, die keine geographische Vollständigkeit anstreben, aber für relevante Problemzusammenhänge aus mehreren Gesellschaften Konstellationen vergleichen, um unterschiedliche Ausgangssituationen, Ursachen, Akteursgruppen oder Wirkungen erfassen zu können. Im Anschluß an diese Schneisen, zu ihrer Bestätigung oder Infragestellung, lassen sich dann weitere komparative Untersuchungen ansetzen, die netzwerkartig mit der Zeit den europäischen Kontinent überziehen können.

Die Geschichtsschreibung zu Europa kann aber nicht nur von dem vergleichenden Verfahren profitieren, sondern auch von jenen Tendenzen, die aus der Kritik an der internationalen Komparatistik entstanden sind, nämlich von der Transfergeschichte und der transnationalen Geschichtsschreibung. Die Transfergeschichte ist aus zwei Überlegungen entstanden. Einmal hat sie das Galton-Problem aufgegriffen, mit dem für die Ethnologie bereits für das Ende des 19. Jahrhunderts gefragt wurde, ob die Untersuchungseinheiten unabhängig voneinander existierende Größen, oder ob sie durch Beziehungen und Abhängigkeiten geprägt seien.²⁷ Bei hoher Intensität der Beziehungen wäre ein Vergleich nicht angebracht, sondern eine Transferanalyse geboten. Zum anderen hat sie die Homogenität der Nationalstaaten unter dem Einfluß postkolonialistischer Forschungen in Frage gestellt und hat den Nachweis führen wollen, daß selbst Kulturen, die sich als universal und he-

26 Siehe Haupt/Kocka, Einleitung (Anm. 7), 26 ff.

27 Siehe H. Kleinschmidt, Galtons Problem: Bemerkungen zur Theorie der transkulturell vergleichenden Geschichtsforschung, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 39 (1991); J. Kocka, Comparison and Beyond, in: History and Theory 42 (2003), 39-44; J. Paulmann, Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, in: HZ 267 (1998), 649-685; M. Werner/B. Zimmermann, Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité, Annales HSS 2003, 7-36; S. Conrad, Entangled Memories: Versions of the Past in Germany and Japan, 1945-2001, in: Journal of Contemporary History 38, 85-99; M. Middell, Kulturtransfer und Historische Komparatistik, in: Comparativ 10 (2000), H. 1, 7-41.

gemonial definierten wie die französische, durch vielfältige Import- und Austauschbeziehungen charakterisiert würden. Diese trügen maßgeblich zu ihrer ‚Hybridität‘ bei.²⁸ Der Methodik des internationalen Vergleichs wirft die Transfergeschichte vor, sie privilegiere den nationalen Rahmen und weise als Unterschiede vor allem das aus, was durch nationale Selbst- und Fremddefinition konstruiert sei, verbleibe mithin im Verblendungszusammenhang des Nationalen, denn zu überwinden sie vorgebe.²⁹

Wenn dieser Vorwurf auch manche komparative Arbeiten treffen kann, die sich auf die Bestimmung von „nationalen Sonderwegen“ konzentriert haben, so schießt sie doch weit über ihr Ziel hinaus und erfaßt neuere Überlegungen, Praktiken und Einheiten des methodischen internationalen Vergleichs nicht. Die jüngst aus der Taufe gehobene *histoire croisée* geht über die Transfergeschichte insofern hinaus, als sie emphatisch die kritische Selbstreflexion der Normen und Methoden des Analysierenden zur methodischen Maxime erhebt und mit den Verflechtungszusammenhängen, den *jeux d'échelles* (Jacques Revel), dem Vergleich ein neues Feld eröffnet.³⁰

Beide Ansätze können sinn- und nutzbringend in eine europäische Geschichtsschreibung eingebracht werden. Die Frage, welche Mediatoren welche Vorstellungen auf welchem Wege und mit welchen Ergebnissen in Europa verbreiteten, kann für so unterschiedliche Bewegungen wie die Aufklärung, den medizinischen Hygienediskurs, den Sozialismus oder die Amerikanisierung gestellt werden.³¹ Unter diesen Fragen wird es möglich, nicht nur ein strategisch agierendes Zentrum von einer eher rezipierenden Peripherie zu unterscheiden, ohne dass darüber die produktive Aneignung von zentral verbreiteten bzw. peripher umgesetzten Ideen und Vorstellungen unterschätzt werden sollte. Sondern es können auch die unterschiedlichen Interessenagglomerationen, die Wirksamkeit von Medien und ihren Benutzern und die spezifischen Wege der Verbreitung von Büchern und Broschü-

28 H. K. Bhabha, *The Location of Culture*, London/New York 1994; s. auch E. Bronfen/T. Steffen (Hrsg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturdiskussionsdebatte*, Tübingen 1997.

29 M. Espagne, *Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle*, in: *Genèses* 17 (1994), 102-121; ders./M. Werner (Hrsg.), *Transfers culturels. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVII-XXe siècles)*, Paris 1988.

30 Siehe Werner/Zimmermann, *Penser* (Anm. 27); die empirische Umsetzung dieses Forschungsprogramms steht allerdings noch aus. Siehe zu Ansätzen B. Zimmermann u. a. (Hrsg.), *Le Travail et la Nation: Histoire croisée de la France et de l'Allemagne*, Paris 1999.

31 Siehe etwa M. Adams (Hrsg.), *The Wellborn Science: Eugenics in Germany, France, Brazil and Russia*, New York 1990; A. Doering-Manteuffel, *Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1999.

ren, Übersetzungen und Pamphleten, Bildern und Karikaturen analysiert werden. Die Ideengeschichte kann auf institutionelle und soziale FüÙe gestellt werden; die EinfluÙforschung, die Klaus von Beyme bissig ‚EinfluÙschnüÙfelei‘ genannt hat, wird zur Kommunikationsgeschichte erweitert.³² Für die Europa Geschichte hätten diese Forschungen den Vorteil, dass sie die Modi und den Radius der Verbreitung von Ideen und Publikationen erfassen kann, mithin die Grenzen der Gebiete, die in einem bestimmten Zeitraum zu Europa gehören, bestimmen könnte. Außerdem wären jene sozialen Schichten zu benennen, die an diesen Transfers teilnahmen, die zumindest partiell aus parochialen Zusammenhängen heraustraten und die sich für die Verbreitung von europäischer Schrifttum und Gedankengut engagierten.

Mit den Formen der Verflechtung hat die *histoire croisée* dem Vergleich ein neues Feld geschaffen, ihn aber nicht ersetzt. Denn es gehört zu den Aufgaben des historischen Vergleichs, die Reichweite der Globalisierung im 19. Jahrhundert zu bestimmen, die Nationalisierung einzelner Gesellschaften auf ihre Phasen, wichtigsten Agenten und Medien sowie Wirkungen zu bestimmen, die Regionalisierungen in ihren Besonderheiten und Ähnlichkeiten herauszuarbeiten und nach der Konstruktion des Lokalen und seiner Pflege in unterschiedlichen Gesellschaften zu fragen. Mit diesen Fragestellungen können zweifellos historische Forschungen ergänzt werden; teilweise liegen aber dafür auch bereits wichtige Ergebnisse vor. Vor allem die Prozesse der Nationalisierung, Regionalisierung und Lokalisierung haben in den letzten fünfzehn Jahren im Zuge der konstruktivistischen Wende der Nationalismusforschung an Aufmerksamkeit gewonnen und sind in ihren Beziehungen untereinander ebenso wie in ihrer Eigenlogik vielfältig und oft auch vergleichend diskutiert worden.³³ Da sieh dabei Selbst- und Fremtwahrnehmungen verbinden, einzelne Verflechtungsformen ihrerseits auch institutionell-bürokratisch verfestigt werden, bietet sich hier ein sicher weiterhin sinnvolles Gebiet für vergleichende historische Forschung.

In jüngster Zeit hat die transnationale Geschichte an Gewicht und Bedeutung gewonnen. Nach David Thelen besteht ihre Aufgabe darin, zu entdecken, wie Menschen, Ideen, Institutionen und Kulturen sich über den, unter dem, durch den, um den und inmitten des Nationalstaats bewegen, zu erforschen, wie sehr die nationalen Grenzen das enthalten und erklären, was

32 K. von Beyme, Politische Ideengeschichte. Probleme eines interdisziplinären Forschungsbereichs, Tübingen 1969.

33 Siehe H. G. Haupt/M. G. Müller/S. Woolf (Hrsg.), Regional and National Identities, in 19th and 20th Century Europe, Leiden 1997; C. Applegate, A Europe of Regions: Reflections on the Sub-National Places in Modern Times, in: American Historical Review 104 (1999), 115ff; H. U. Wehler, Nationalismus, München 2000.

Menschen als Geschichte erfahren.³⁴ Im Unterschied zum Vergleich, der allmählich beginnt, sich von seinen nationalstaatlichen Begrenzungen zu lösen, bleibt in der transnationalen Geschichtsschreibung der Nationalstaat zentrale Bezugsgröße. Der Nachweis, dass Außenbeziehungen die eigene Gesellschaft, Politik und Kultur maßgeblich prägen, dass auch die Kolonien nicht nur ein Export nationaler Modelle darstellen, sondern auch als Experimentierfeld für später zu importierende Verfahren dienen, steht im Mittelpunkt der transnationalen Geschichte, die die methodischen Konsequenzen aus den Erfahrungen der Globalisierung gezogen hat.³⁵ Als Teil des internationalen Geschehens hat bereits in der Vergangenheit Europa Aufmerksamkeit erhalten, sei es als Teil der internationalen Politik sei es als Ausgangspunkt für internationale Bewegungen, wie die drei Internationalen der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterbewegung. Mit der Betonung des Transnationalen rücken aber eher Segmente der Gesellschaft, Einzelprobleme oder Milieus in den Mittelpunkt des Interesses.

Für eine Geschichte Europas wären in diesem Kontext besonders Migrationsprozesse von Bedeutung, die Herkunftsmilieu und Migrationsziel miteinander verbinden.³⁶ In dieser Geschichte wären auch Erfahrungspotentiale mit Migrationen, mit Transnationalität und vielleicht auch mit Europäisierung zu erfassen. Dazu einige kurze Hinweise. Die Geschichte jener Adligen, die auf ihrer Grand Tour die exquisiten Orte adeliger Lebenskunst und Intellektualität besuchten, können in diesem Kontext ebenso aussagestark sein wie jene Pilgerfahrten, die Bewohner von Städten und vom Lande über mehrere Jahre durch verschiedene Länder zum Ziel ihrer Pilgerschaft führten: nach Rom, aber auch nach Lourdes oder nach Santiago de Compostela. Aber auch die Migrationen der Handwerksburschen, die an nationalen oder regionalen Grenzen nicht Halt machten oder aber die Reisen von Kaufleuten

34 D. Thelen, *The Nation and Beyond: Transnational Perspectives on United States History*, in: *Journal of American History* 86 (1999), 965-975, hier 967.

35 Siehe auch S. Conrad/S. Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M./New York 2002; J. Osterhammel, *Transnationale Gesellschaftsgeschichte. Erweiterung oder Alternative?* in: *Geschichte u. Gesellschaft* 27 (2001), 464-479.

36 Siehe etwa N. L. Green, *The comparative Method and Poststructural Structurlism. New Perspectives for Migration Studies*, in: J. u. L. Lucassen (Hrsg.), *Migration, Migration History, History. Old Paradigms and New Perspectives*, Berlin u. a. 1997, 57-72; K. Bade, *Europa in Bewegung. Migration im späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000; S. Sassen, *Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europas*, Frankfurt a. M. 1996; L. P. Moch/D. Hoerder (Hrsg.), *European Boston, Migrants: Global and Local Perspectives*, 1996; als Schneise: P. Lagrou, *the Legacy of Nazi Occupation. Patriotic Memories and National Recovery in Western Europe, 1945-1965*, Cambridge 2000.

gehören in diesen Kontext transnationaler Erfahrungen. Zu ihnen zu rechnen sind außerdem Gelehrtenreisen und Studentenmobilität, auf denen sie über die eigene Nation hinaus Institutionen, Lebensweisen und Ideen sehen konnten. Zu transnationalen Kontexten zählten aber natürlich auch bestimmte Städte, Hafenstädte, Metropolen oder Handelszentren, bestimmte Orte wie Cafés, Theater und Oper, oder aber Institutionen wie Ausstellungen, Kongresse oder Lager.³⁷ Bei all diesen Gelegenheiten konnten transnationale Erfahrungen gemacht werden, die allerdings keineswegs notwendig zu europäischen mutierten. Nicht nur konnte aus der Konfrontation mit den Anderen die Besinnung auf das Eigene, das Nationale, das Regionale oder das Lokale an Attraktivität gewinnen, sondern die transnational Aktiven konnten auch fühlen, denken und schreiben in Kontexten, in denen das Europäische als beherrschende Deutungskategorie nicht präsent war. Für eine europäische Geschichte gehört das Interesse für Migrationen und Migranten aber sicher zu den interessanten Feldern, da sich auf ihm Routen, Ziele, Räume und Interessen der Migranten fassen lassen. Das Europa, das sie dabei erfuhren, unterschied sich je nach sozialer Kategorie, Migration und Konjunktur. Aber vielleicht ist es ja ein Charakteristikum der Erfahrungen mit Europa, dass sie meist partiell waren und zumeist auch auf Generalisierungen beruhten, da eine vollständige Erfassung des Kontinents für ein Individuum nicht möglich war.

Nach alledem kann sowohl das methodische Verfahren des internationalen Vergleichs als auch die Kritik daran zur Bereicherung einer Geschichtsschreibung dienen, die Europa in seiner historischen Entwicklung erfassen will. Damit werden neue Fragestellungen aufgeworfen, gängige methodische Vorgehensweisen problematisiert und neue Forschungsfelder entworfen: Bei alledem gebietet sich allerdings, gegenwärtig eher von Beiträgen zu einer Geschichte Europas auszugehen, das Schreiben einer europäischen Geschichte aber erst nach substantiellen Fortschritten von international vergleichenden Forschungen in Angriff zu nehmen.³⁸

37 Siehe die Hinweise in: H. G. Haupt, Erfahrungen mit Europa. Ansätze zu einer Geschichte Europas im langen 19. Jahrhundert, in: H. Duchhardt/A. Kunz (Hrsg.), „Europäische Geschichte“ als historiographisches Problem, Mainz 1997, 87-103; ders. (Hrsg.), *Luoghi quotidiani nella storia d'Europa*, Rom/Bari 1993.

38 Siehe zu dieser sinnvollen Unterscheidung S. Woolf, Europa und seine Historiker, in diesem Heft.

Helke Rausch

Denkmalsymbolik in Paris, Berlin und London um die Mitte des 19. Jahrhunderts: Facetten einer westeuropäischen Kultur des Nationalen?

1. Nationale Kultur und öffentliches Denkmal: kulturhistorisch- vergleichende Zugänge

Mit der politischen Prägestärke der europäischen Integration im 20. und 21. Jahrhundert ist in der Geschichtswissenschaft der Bedarf an einer dezidiert europäischen Geschichtsschreibung gestiegen. Freilich soll diese weder aus der Addition von Nationalgeschichten gewonnen werden, noch nach Maßgabe einer Legitimationswissenschaft funktionieren und eine vermeintlich historisch gesättigte europäische „Identität“ suggerieren.¹ Stattdessen wird nach verlässlichen Kriterien und Quellen für eine europäische Geschichtsperspektive gesucht, die Gemeinsamkeiten und Differenzen gleichermaßen Rechnung trägt.² Im folgenden soll skizzenhaft gezeigt werden, was die vergleichende kulturhistorische Nationalismusforschung zu einer Geschichte des modernen Europa beitragen kann. Am Beispiel des Vergleichs von Programmatiken und Kulturen ausgewählter öffentlicher Denkmäler in den westeuropäischen Metropolen während der frühen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden signifikante Ähnlichkeiten und Unterschiede von Sianzuschreibungen und manipulativen Inszenierungstechniken erörtert, die gleichsam zur Grundausrüstung westeuropäischer Nationalkulturen gehörten.

Ein Vorrat an gesamteuropäischer Erfahrung ist nicht erst mit der Wende zum 19. Jahrhundert, aber verstärkt seitdem in den hier exemplarisch betrachteten Ländern Frankreich, Deutschland und Großbritannien angewachsen. Angereichert haben ihn zunächst die als „Doppelrevolution“ gekennzeichneten politischen und sozioökonomischen Strukturveränderungen des frühen 19. Jahrhunderts, die ebenso Modernisierungsschübe wie Krisen nach sich zogen.³ Zugleich prägten spannungsgeladene Gleichzeitigkeiten das europäische Erfahrungsreservoir: etwa von traditionalen dynastischen und

1 Vgl. W. Loth, *Europäische Identität in historischer Perspektive*, Bonn 2002 (Discussion Paper des Zentrums für europäische Integrationsforschung, C 113).

2 Vgl. H.-G. Haupt, *Auf der Suche nach der europäischen Geschichte: einige Neuererscheinungen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 42 (2002), S. 544-556.

3 Vgl. E. J. Hobsbawm, *The age of revolution. Europe 1789-1848*, London 1962, ND 1991.

konstitutionell-emanzipatorischen Legitimationen staatlicher Herrschaft oder von religiösen und dezidiert säkularen Weltdeutungen. Schließlich speiste sich der gemeinsame Erfahrungsvorrat aus den epocheprägenden Reformambitionen eines freilich unterschiedlich ausdifferenzierten europäischen Bürgertums,⁴ auch aus dessen Fortschrittserwartung, wie sie u. a. der Aufsehwung der (Natur)Wissenschaften und Technik nahelegte. Umgekehrt gehörten zu ihm genauso Erfahrungen strukturpolitischer Zusammenbrüche im Gefolge revolutionärer Umstürze und Kriege.⁵

Nicht erst seit dem 19. Jahrhundert, aber dann in besonderem Maße eröffnete sich den Zeitgenossen bevorzugt von der Idee der „Nation“ her ein Horizont zur Selbstdeutung und zur Verortung inmitten des Wandels.⁶ Im Nationsbegriff gingen nun keineswegs einfach individuelle Primärerfahrungen auf. Stattdessen hat eine umfangreiche historische Forschung zu den europäischen Nationalismen längst plausibel machen können, daß im Namen der „Nation“ politische Erwartungen, Zugehörigkeiten und Außenabgrenzungen propagiert und auf Gesellschaften als nationale Kollektive hochgerechnet worden sind.⁷ Daß die „Nation“ historisch gewachsen und (gelegentlich auch revolutionär) legitimiert, politisch und kulturell spezifisch geprägt und auf ein idealisiertes, bisweilen quasi-religiös überhöhtes Entwicklungsziel hin unterwegs war, zählte europaweit zu den gängigen Topoi und Mythen der verschiedenen Nationalismen.⁸

4 Vgl. J. Kocka, Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, 3 Bde., München 1988.

5 Vgl. D. Langewiesche, Europa zwischen Restauration und Revolution 1815–1849, München³1993, S. 1-5; L. Gall, Europa auf dem Weg in die Moderne, 1850–1890, München³1997, S. 1-3, 103-110.

6 Vgl. H. Schulze, Staat und Nation in der europäischen Geschichte, München 1994.

7 Vgl. D. Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: NPL 40 (1995), S. 190-236; H.-G. Haupt, Der Nationalismus in der neueren deutschen und französischen Geschichtswissenschaft, in: E. François/H. Siegrist/J. Vogel (Hrsg.), Nation und Emotion. Deutschland und Frankreich im Vergleich. 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995, S. 39-55; S. Berger, Britischer und deutscher Nationalismus im Vergleich. Probleme und Perspektiven, in: U. von Hirschhausen/J. Leonhard, Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich, Göttingen 2001, S. 96-116; A. D. Smith, Nationalism and modernism: a critical survey of recent theories of nations and nationalism, London 1998.

8 Vgl. A. D. Smith, The „Golden Age“ and national renewal, in: G. Hosking/G. Schöpflin (Hrsg.), Myths and nationhood, London 1997, S. 36-59; E. Weber, Gauls versus Franks: conflict and nationalism, in: R. Tombs (Hrsg.), Nationhood and Nationalism in France. From Boulangism to the Great War, 1889–1918, London/New York 1991, S. 8-21; W. Wülfing/K. Bruns/R. Parr (Hrsg.), Historische Mythologie

Fortbestand und Neubildung europäischer Nationen waren nicht nur das Ergebnis modernisierungspolitischer Prozesse.⁹ Die Einsicht, daß sie mehr noch aus einer interessegeleiteten und zumindest in den hier thematisierten Ländern dezidiert bürgerlich geprägten Traditionserfindung resultierten,¹⁰ hat wesentlich zur historischen Erklärung der Massenattraktivität europäischer Nationalismen im 19. Jahrhundert beitragen können. Allerdings bleiben nicht nur die Beschaffenheit und der Vorrat an nationalen „Erfindungen“ noch exakter zu bestimmen.¹¹ Als analytische Herausforderung erweist sich auch nach wie vor die Offenlegung jener komplexen Begründungszusammenhänge und rezeptiven Feinmechanik, nach der die angebotenen nationalen Topoi angereizt, abgewandelt oder abgewiesen worden sind.¹²

Genau an dieser Stelle vermittelt eine europäisch geweitete, aber bislang kaum dezidiert vergleichende Erforschung nationaler Festkulturen und Symboliken im allgemeinen¹³ und die kulturgeschichtliche Erforschung nationaler Denkmäler¹⁴ in besonderen substantielle Einsichten. Zur sozialen

der Deutschen: 1789–1918, München 1991; R. Samuel/P. Thompson (Hrsg.), *The myths we live by*, London 1990.

- 9 Vgl. E. Gellner, *Nations and nationalism*, Oxford 1983, ND 1990; dt.: *Nationalismus und Moderne*, Berlin 1991; E. Weber, *Peasants into Frenchmen: the modernization of rural France, 1870–1914*, Stanford 1976.
- 10 Vgl. E. J. Hobsbawm/T. Ranger (Hrsg.), *The invention of Tradition*, Cambridge 1983, ND 2000.
- 11 Vgl. auch J. Echterkamp/S. O. Müller, *Perspektiven einer politik- und kulturgeschichtlichen Nationalismusforschung*. Einleitung, in: dies. (Hrsg.), *Die Politik der Nation: Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen, 1760–1960*, München 2002, S. 1–24. Kritisch Smith, *Nationalism and Modernism* (Anm. 8), S. 130.
- 12 Vgl. auch F. J. Bauer, *Gehalt und Gestalt in der Monumentalsymbolik*. Zur Ikonologie des Nationalstates in Deutschland und Italien 1860–1914, München 1992, S. 13; A. Confino, *The Nation as a local metaphor. Württemberg, Imperial Germany, and national memory, 1871–1918*, Chapel Hill/London 1997, S. 3–4, 10.
- 13 Vgl. immer noch E. Fehrenbach, *Über die Bedeutung der politischen Symbole im Nationalstaat*, in: HZ 213 (1971), S. 296–357; H.-G. Haupt/Ch. Tacke, *Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert*, in: W. Hardtwig/H.-U. Wehler (Hrsg.), *Kulturgeschichte Heute* (GG Sonderheft, 16), Göttingen 1996, S. 255–283; D. Cannadine, *The context, performance and meaning of ritual: The British Monarchy and the ‘Invention of Tradition’ c.1820–1977*, in: Hobsbawm/Ranger (Hrsg.), *The invention* (Anm. 11), S. 101–164; ohne dezidiert vergleichenden Beitrag S. Behrenbeck/A. Nützenadel (Hrsg.), *Inszenierungen des Nationalstaats. Politische Feiern in Italien und Deutschland seit 1860/71*, Köln 2000.
- 14 Vgl. u. a. Th. Nipperdey, *Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert*, in: HZ 206 (1968), S. 529–585; M. Agulhon, *La „statuomanie“ et l’histoire*, in: *Ethnologie française* 8 (1978), S. 145–172; Ch. Tacke, *Denkmal im so-*

Justierung nationaler Deutungen trägt sie eher an nachgeordneter Stelle bei, sofern der Denkmalkult im 19. Jahrhundert eine überwiegend bürgerliche Praxis geblieben ist.¹⁵ Stattdessen folgt zum einen der kulturhistorische Blick auf städtische Denkmaltopographien der These vom Visualisierungsbedarf der Nation als „imagined community“¹⁶ und registriert, wie sich das „Nationale“ im Einzelfall auf eine Kultfigur reduzierte und dadurch intelligibler wurde. Zum anderen lassen sich Verlautbarungen im Umfeld der Denkmalprojekte als symptomatische Ausschnitte aus dem zeitgenössischen Diskurs über die „Nation“ herauspräparieren und dabei nationale Sinnstiftungsangebote von veröffentlichten Rezeptionen unterscheiden. So wird die Fiktion von der homogenen Nation unterlaufen, die zum ideologischen Arsenal des zeitgenössischen Diskurses selbst zählt, und gezielt nach Deutungsdissens gesucht,¹⁷ in dem sich innergesellschaftliche Fragmentierungen spiegeln, wie sie dem zeitgenössischen Prozeß der Konstruktion des Nationalen auch im Rahmen der städtischen Denkmalkulte zugrunde lagen.

2. Mit der Nation Staat machen: Herrschaftliche Symbolverordnungen

Im folgenden wird nun beispielhaft skizziert, wie öffentliche Denkmalfiguren in den europäischen Metropolen zu Projektionsflächen von Nationsbildern geraten konnten. Ausgewählt werden Fälle, in denen die herrschaftliche Stifterprogrammatik und Inszenierung ganz darauf abzielten, „Nation“ und staatliche Ordnung zu koppeln: Die Pariser Napoleonstatuen, das Berliner Denkmal für Friedrich II. und die Londoner Monumente für den Prinzgemahl Albert zeugten zum einen von der Ambition – vordemokratischer –

zialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert, Göttingen 1995. Eine vergleichbare britische Denkmalforschung ist kaum zu greifen; vgl. daher nur J. Winter, *Sites of memory, sites of mourning. The Great War in European cultural history*, Cambridge 1995. Vgl. methodisch R. Roowaan, *Nationaldenkmäler zwischen Geschichte und Kunstgeschichte*, in: AfK 78 (1996), S. 453-466.

15 Vgl. hier nur M. Hettling/P. Nolte (Hrsg.), *Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1993.

16 Vgl. B. Anderson, *Imagined communities. Reflections on the origins and spread of nationality*, London 21991, S. 7; dt: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a. M./New York 1996.

17 Vgl. R. Gildea, *The Past in French History*, New Haven/London 1994; J.-F. Chanet, 'Les invalides de la liberté'. Les débats sur le Panthéon et le choix des grands hommes de la troisième à la cinquième République, in: Ch. Charle (Hrsg.), *La France démocratique (combats, mentalités, symboles). Mélanges offerts à Maurice Agulhon*, Paris 1998, S. 267-276; H. Rausch, *Kultdissens und umstrittene „Nation“: der Totenkult um die Kommunarden von 1871 in Paris aus vergleichender Perspektive*, in: <http://www.zeitenblicke.historicum.net/> (i. E. Mai 2004).

Monarchien bzw. autoritärer Herrschaftssysteme, einmal mehr unter dem Druck politischer Emanzipationsbewegungen die „Nation“ legitimatorisch für sich zu vereinnahmen. Zum anderen läßt sich hier die potentielle Eigendynamik publizistischer Rezeption zeigen, die ebenso auf die Toposlastigkeit (Abschnitt 2) wie auf die manipulativen und propagandistischen Grenzen westeuropäischer Nationalismen im Spiegel ihrer Symbolik und Kulte (Abschnitt 3) verweist. Dabei waren es im Frankreich des Zweiten Empire nach 1851 und in Preußen-Deutschland bevorzugt die starken Exekutiven, die sich den nationalen Gedanken zu eigen machten, um Loyalität für die autoritäre Herrschaft einzuwerben.¹⁸ In England lenkten die schwindende Macht der Krone und eine deutlich geringere Ambition Queen Victorias, sich zum Inbegriff der Nation zu stilisieren, entsprechende Kultbemühungen verstärkt auf den Prince Consort ab.¹⁹

2.1. Die bonapartistische Nation im Spiegel der Pariser Napoleonstatuen (1863)

Seit 1789 französische Kapitale, bot Paris von jeher eine Kulisse repräsentativer Machtentfaltung wechselnder Regime, sofern diese – anders als etwa die Zweite Republik – beständig genug waren, eine eigene Symbolsprache zu etablieren. Während nun nach dem Systemumbruch von 1851 auch Napoleon III. die „Fête impériale“ am 15. August jeden Jahres pompös inszenieren ließ und die Weltausstellungen von 1855 und 1867 zu aufwendigen Selbstdarstellungen des Empire nutzte,²⁰ blieb dennoch seine öffentliche Symbolpolitik außerhalb des politischen Spektakels und in Bezug auf öffentliche Denkmäler nicht nur in der Hauptstadt eher verhalten,²¹ in jedem Falle aber einer rigiden herrschaftlichen Kontrolle unterworfen.²² Zu den

18 Vgl. S. Aprile, *La IIe République et le Second Empire, 1848–1870 du Prince Président à Napoléon III*, Paris 2000; M. Hatisch, Nationalisierung der Dynastien oder Monarchisierung der Nation? Zum Verhältnis von Monarchie und Nation in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: A. M. Birke/L. Kettenacker (Hrsg.), *Bürgertum, Adel und Monarchie. Wandel der Lebensformen im Zeitalter des bürgerlichen Nationalismus*, München u. a. 1989, S. 71-91.

19 Vgl. E. Darby/N. Smith, *The cult of the Prince Consort*, New Haven/London 1983.

20 Vgl. M. Truesdell, *Spectacular politics: Louis-Napoleon Bonaparte and the Fête Impériale, 1849–1870*, New York/Oxford 1997.

21 Vgl. K. Simons, Vom Triumph der Republik zur Apotheose Napoleons. Überlegungen zur Ikonographie der Revolution und des Konsulats am Beispiel einiger Gemälde von Jacques Louis David und Jacques Réattu, in: *Wallraff-Richartz-Jahrbuch 43 (1982)*, S. 207-230.

22 Dies läßt sich anhand einer Analyse der relevanten Genehmigungsverfahren zeigen, die öffentliche Denkmalprojekte während des Empire regelmäßig zu durchlaufen

markantesten Zeichensetzungen während des Zweiten Empire geriet daher weniger die Errichtung und offiziöse Inauguration als die subtile Modifikation eines Denkmals.

Zu ihr entschloß sich Napoleon III. im November 1863, indem er die Napoleonstatue auf der Vendômesäule im westlichen Stadtzentrum, den populären „Petit Caporal“ im Gehrock, mit Dreispitz und charakteristisch angewinkeltem Arm, gegen eine Version ersetzen ließ, die Napoleon ähnlich wie schon die erste, 1810 plazierte Figur wieder im römischen Imperatorenkostüm zeigte.²³ Damit setzte er sich gezielt darüber hinweg, daß knapp 30 Jahre zuvor im Gefolge der Julirevolution Louis-Philippe den zum Feldherrn der Grande Armée von 1805 historisierten Napoleon in Militärmantel und Dreispitz auf die Spitze der Colonne de Vendôme hatte setzen lassen, um im Windschatten der napoleonischen Legende die orleanistischen Herrschaft aufzuwerten.²⁴ So sollten militärische Ruhmes- und nachrevolutionär-konstitutionelle „Freiheits“-Geschichte Frankreichs in einem konsensträchtigen „monument national“²⁵ versöhnt werden.²⁶ Mit dem Statuenaustausch von 1863 wurde die historische Relativierung Napoleon Bonapartes zum Repräsentanten der „gloire militaire“ von 1805, die die Voraussetzung für die Errichtung des „Petit Caporal“ während der Julimonarchie dargestellt hatte, zugunsten einer antikisierenden Überhöhung rückgängig gemacht.²⁷

Hatte es für beide zuvor auf der Säulenspitze plazierten Napoleonstatuen 1810 und 1833 Einweihungsfeierlichkeiten gegeben, blieben diese auf Wunsch Napoleons III. 1863 aus.²⁸ Der Rückgriff auf die imperiale Traditi-

hatten, vgl. H. Rausch, Kultfigur und Nation. Öffentliche Denkmäler in Paris, Berlin und London, 1848–1914, München 2004, Kapitel II.1.1.

23 Vgl. L'Artiste, Bd. 5, 15. November 1863, S. 219. Vgl. dazu V. Sellin, Napoleon auf der Säule der Großen Armee. Metamorphosen eines Pariser Denkmals, in: Ch. Dipper/L. Klinkhammer/A. Nützenadel (Hrsg.), Europäische Sozialgeschichte. FS für Wolfgang Schieder, Berlin 2000 (Historische Forschungen, 68), S. 377–402; J. Träger, Über die Säule der Großen Armee auf der Place Vendôme in Paris, in: ders./F. Piel (Hrsg.), FS Wolfgang Braunfels, Tübingen 1977, S. 405–418; E. Schnitz, Das Trojanische Pferd und die Restauration. Die Auseinandersetzung um die Colonne de la Place Vendôme als Paradigma der gescheiterten Restauration, in: G. Gersmann/H. Kohle (Hrsg.), Frankreich 1815–1830. Trauma oder Utopie?, Stuttgart 1993, S. 187–195.

24 Die Entfernung der Statue war rasch zum feindlichen Akt der Alliierten uminterpretiert worden. Vgl. [Anonym,] Les statues de Napoléon Ier, Paris 1863; [Anonym,] La Colonne Vendôme, Paris o. J. [1863], S. 7.

25 [Anonym,] La Colonne. L'ancienne statue de Napoléon et la nouvelle, o. O., o. J. [28. Juni 1833], S. 4.

26 Vgl. ebd., S. 3.

27 Vgl. Sellin, Napoleon (Anm. 23), S. 392.

on des ersten Kaiserreiches, die sich in der Form der Imperatorenfigur widerspiegelte, mußte besonders provokant wirken in einer Phase parlamentarischer Liberalisierung und wachsender Bedeutung der republikanischen Opposition, die Zulauf erhielt, gerade weil sie sich mit dem Wandel zur parlamentarischen Monarchie und folglich mit der politischen Binnenausstattung der Nation statt mit ihrem macht- und außenpolitischen Profil auseinandersetzte.²⁹

Die abgenommene Figur verfrachtete man nach dem Rond-point de Courbevoie in die nordwestliche Vorstadt.³⁰ Dort befand sie sich an einem renommierten Symbolort des Ersten Empire, an dem nämlich die von St. Helena auf dem Schiffsweg bis Cherbourg und dann Seine-aufwärts transportierten sterblichen Überreste Napoleons 1840 im Rahmen eines gigantischen Rückführungsspektakels erstmals wieder auf französischem Boden angelangt waren.³¹ Faktisch verdoppelte der Statuenaustausch somit die nationalen Bildsymbole: Zum einen blieb in Courbevoie jene Repräsentation der populären nationalen Kultfigur des ersten Kaisers erhalten, an die sich eine umfangreiche Publizistik und poetische Literatur bei der Bildung ihrer Napoleonlegende angelehnt hatte. Zu ihr ging Napoleon III. auf Distanz, ohne sie als museales Ausstattungsstück in einen womöglich nicht-öffentlichen Innenraum abzudrängen.³² Zum anderen evozierte im Stadtkern die imperial gestaltete Figur auf der Vendômesäule stärker militärische Aspirationen des Herrschers, mied aber die Versprachlichung und Vereindeutigung des Bildprogramms im Rahmen öffentlicher Feiern, um es subtil unanstößig wirken zu lassen.

Schon der Inszenierungsverzicht hatte offenbart, daß die Deutungshoheiten des Zweiten Empire defensiv gewahrt werden sollten. Nun las sich auch der kaisernahe Kommentar zur neuen Imperatorfigur auf der Vendômesäule als flammende Verteidigung der bonapartistischen Napoleonlegende, die ganz offenkundig gegen jedes liberale und republikanische Verständnis Na-

28 Vgl. *Le Temps*, 5. November 1863, S. 2. Zur Räumung am 3. November 1863 vgl. [Anonym.] *La Colonne Vendôme*, S. 3.

29 Vgl. Truesdell, *Spectacular Politics* (Anm. 20), S. 157 f.; Sellin, *Napoleon* (Anm. 23), S. 392; zur politischen Opposition vgl. A. Plessis, *De la fête impériale au mur des fédérés 1852-1871*, Paris 1979, S. 204-210.

30 Vgl. [Anonym.] *Les statues*, unpaginiert; *Le Constitutionnel*, 5. November 1863, S. 2.

31 [Anonym.] *Les statues*, ebd. Vgl. zum „retour des cendres“ U. Fleckner, *Le retour des cendres de Napoléon. Vergängliche Denkmäler zur Domestizierung einer Legende*, in: M. Diers (Hrsg.), *Mo(nu)mente*, S. 61-76; J. Tulard, *Le retour des cendres*, in: P. Nora (Hrsg.), *Les lieux de mémoire II: La Nation*, Bd. 3, S. 81-110.

32 [Anonym.] *Les statues*; [Anonym.] *La Colonne Vendôme*, S. 8.

poleons als despotischer Verhinderer innenpolitischer Freiheit gerichtet war. Schon liberale Vorbehalte gegen Napoleon I. wurden in hitzigem Ton als nachgerade handfeste Attacken gegen die Kaiserfigur auf der Vendôme-Säule geißelt:

„Tous les jours depuis quinze ans une poignée d'écrivains se cramponne à la statue de l'Empereur, cherche à la déraciner de son socle pour le traîner dans la boue (...).“³³

Der dramatisierenden Darstellung zufolge vereitelte der jetzt vollzogene Austausch der Statuen nichts weniger als einen rhetorisch-semanticen Denkmalsturz durch die Napoleonkritiker. Zugleich sollte er der bonapartistischen Rehabilitierung des Kultfigurstatus Napoleons I. Vorschub leisten und die Wiederaneignung der legendären Deutungstradition durch den Bonapartismus sichern.³⁴ Die neu errichtete Statue war die Monument gewordene Absage an die verbalen Demontageversuche liberal-republikanischer Kritiker: „Non, malgré tous vos coups, la légende n'est pas démolie.“³⁵

Mit dem Statuenaustausch machte Napoleon III. folglich nicht nur den vermeintlichen Zeugen und Begründer nationaler Kontinuität zum Kultgegenstand. Er eignete sich den Napoleonmythos auch einschlägig an, indem er dessen Legitimations- und populären Konsenspotentiale abzuschöpfen und ihn zugleich mit imperialem und bellizistischem Impetus zu erneuern versuchte. Im Namen der Nation sollte nicht die Rettung revolutionärer Freiheits-Errungenschaften, sondern die Reaktivierung der „gloire militaire“ arinnert werden. Während autoritäre und militärische Traditionsbildung im Zentrum nationaler Sinnkonstrukte standen, wurde der Aspekt der politischen Binnenausstattung der Nation jenseits ihrer Fixierung auf die Herrscherautorität offiziös ausgeblendet.

2.2. *Integrative und reaktionäre Nationsdeutungen um das Berliner Friedrich II.-Denkmal (1840/1851)*

Auch im längst vor der Deklaration zur Reichshauptstadt als brandenburgisch-preußische Wirtschafts- und Handelsmetropole etablierten Berlin, das von den preußischen Regenten entsprechend auch als Machtkulisse gestaltet wurde,³⁶ sicherten sich die Monarchen parallel zu ihrem festen administrati-

33 [Anonym,] *La Légende napoléonienne et ses renégats*, Paris 1869, S. 8.

34 Ebd., 66: „Ce culte inouï pour une mémoire, ce n'était point du fétichisme, ce que la France saluait avec transport (...), c'était surtout le Bonapartisme, c'est-à-dire la plus haute expression de la gloire militaire, la religion de l'honneur national.“

35 Ebd., S. 101.

ven Zugriff auf die Stadt³⁷ die Kontrolle über das öffentliche Symbolterrain. Ebenso favorisierten sie nicht anders als der französische Empereur den Rekurs auf dynastisches Herrschaftspersonal, an das zu appellieren opportun erscheinen mußte, um die Kontinuität einer großen Geschichte der monarchischen Nation zu thematisieren. Von der extremen Dichte an Herrschermonumenten, die die Reichshauptstadt nach der Nationalstaatsgründung kennzeichnen sollte,³⁸ war die preußische Metropole um die Jahrhundertmitte noch weit entfernt. Und doch gehörte anders als in Paris eine akribisch vorgeplante öffentliche Inszenierung bereits konstitutiv zum Kult in „nationaler“ Absicht.

Mit dem Reiterdenkmal für Friedrich II. Unter den Linden entstand nun bis 1851 das eigentliche Antirevolutionsfödal in der Berliner Denkmallandschaft. Schon zu Jahrhundertbeginn war die Initiative unter unachgiebiger Führung durch Friedrich Wilhelm III. vorangetrieben und der monarchische Leitungsvorbehalt vehement verteidigt worden.³⁹ Militärische Inszenierung und konterrevolutionärer Impetus des Monuments jedoch verdankten sich vor allem der langwierigen Entstehungsphase, durch die das Projekt ganz unter den Einfluß der mesopolitischen Dynamik des Revolutionsjahres geriet. Die Grundsteinlegungsfeier 1840 und das Einweihungsfest 1851 lagen auf einer Zeitschiene, die das Jahr 1848 als Zäsur unterbrach: zeremoniell wie programmatisch thematisierten sie die preußische Nation markant unterschiedlich und sollten sich am Ende wie ein bürgerlich-monarchisches Nationalfest vor und eine Triumphfeier der konservativen Nation nach 1848 gegenüberstehen.⁴⁰

36 Vgl. H. Engel, Die Denkmäler- und Geschichtslandschaft der Mitte Berlins, in: ders./W. Ribbe (Hrsg.), Hauptstadt Berlin – wohin mit der Mitte?: Historische, architektonische und städtebauliche Wurzeln des Stadtzentrums, Berlin 1993, S. 81–87.

37 Vgl. R. Dietrich, Verfassung und Verwaltung, in: H. Herzfeld (Hrsg.), Berlin und die Provinz Brandenburg im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1968, S. 183–251.

38 Vgl. u. a. R. Koshar, From monuments to traces: Artefacts of German memory, 1870–1990, Berkeley/Los Angeles 2000; R. Alings, Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871–1918, Berlin/New York 1996.

39 Vgl. Landtagsbescheid für die Brandenburgischen Stände, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) I. HA Rep. 93 B Nr. 2355, Bl. 17; Antwort des Königs an die Stände vom Januar 1829, GStA PK I. HA Rep. 89 Nr. 20911, Bl. 1; Beschluß des Staatsministeriums vom 2. April 1829, ebd., Bl. 13/14. Zur langen Vorgeschichte des Friedrich II.-Denkmals, die bis in das 18. Jahrhundert zurückreicht, vgl. J. von Simson, Das Berliner Denkmal für Friedrich den Großen. Die Entwürfe als Spiegelung des preußischen Selbstverständnisses, Berlin 1976.

Die nach monarchischen Vorgaben gestaltete Grundsteinlegungsfeier zum Denkmal am 1. Juni 1840 ordnete die Festgesellschaft hierarchisch an.⁴¹ Obschon aber bevorzugt Generäle und Offiziere teilnahmen, schien das Zeremoniell nicht ausschließlich von militärischen Elementen dominiert und beherrschten gerade auf der „Linden-Allee“ zahlreiche Deputationen der Handwerkerinnungen mit ihren Insignien das Festbild,⁴² die als Repräsentation der „Bürger“ und zentrales Element des ‚Nationalfestes‘ ausdrücklich von Friedrich Wilhelm IV. vorgesehen waren.⁴³ Allerdings sollte sich dieses Festbild bis zur Einweihungsfeier des Friedrich II.-Denkmals erheblich ver-einseitigen:⁴⁴ Zwar folgten am 31. Mai 1851 Minister, Geistliche beider Konfessionen, Vertreter der preußischen Provinzen, „patriotische Vereinte“ und Handwerkerinnungen dem Festzug. Den unmittelbaren Denkmalraum sah die *Vossische Zeitung* allerdings regelrecht von „Truppen besetzt“.⁴⁵ Die Erfahrungen aus den Märztagen 1848 hinterließen nicht nur in der militärischen Festszene, sondern auch da deutliche Spuren im Zeremoniell, wo „Fahnen aus dem Jahre 1848“ strikt verboten waren. Daher wollte sich die Berliner Studentenschaft auch nicht am Fest beteiligen.⁴⁶ Das Bekenntnis zu den Idealen der Revolution zog hier den Ausschluß aus dem Fest nach sich, während eine revolutionäre Gegenöffentlichkeit nicht etabliert und konkurrierende Nationsentwürfe nicht unterbreitet werden konnten.⁴⁷

Der rituellen entsprach eine programmatische Differenz der beiden „nationalen“ Inszenierungen der Monarchenfigur: 1840 war die preußische Na-

40 Vgl. auch Nipperdey, *Nationalidee* (Anm. 14), S. 540 und R. Nürnberger, *Rauch's Friedrich-Denkmal historisch-politisch gesehen. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Tradition im 19. Jahrhundert*, in: *JbPK* 8 (1970), S. 115-124.

41 Vgl. Anordnung der Feierlichkeiten bei der Grundsteinlegung des auf Allerhöchsten Befehl zum Andenken des Regierungs-Antritts Sr. Hochseligen Majestät Königs Friedrich's II. zu errichtenden Denkmals vom 30. Mai 1840, *GStA PK I. HA Rep.* 93 B Nr. 2355, Bl. 21.

42 Vgl. A. Sommer, *Gedenkbuch*, enthaltend die Geschichte und Beschreibung des Friedrich-Denkmal in Berlin, sowie die Darstellung der Grundsteinlegung am 1. Juni 1840 und der Enthüllung desselben am 31. Mai 1851, hrsg. v. Comité der Veteranen in Berlin, Berlin 21851, S. 52-54; *Neue Preußische Kreuz-Zeitung* (NPKZ), 1. Juni 1851, S. 1.

43 Sommer, *Gedenkbuch* (Anm. 42), S. 67.

44 Vgl. Erlaß vom 8. Mai 1851, *GStA PK I. HA Rep.* 151 I C Nr. 8315, Bl. 28, 60.

45 *Vossische Zeitung* (VZ), 1. Juni 1851, S. 1-2; Sommer, *Gedenkbuch*, S. 90-92, 102-106, 111/2; *Berlinische Nachrichten*, 31. Mai 1851, S. 2; [Anon.], *Die Friedrichsfeier in Berlin am 31. Mai 1851. Ein Gedenkbuch für alle Preußen*, Berlin 1851, S. 6-8.

46 Vgl. Sommer, *Gedenkbuch* (Anm. 42), S. 68, 95.

47 Ebd., S. 115 mit Anmerkung.

tion anlässlich der Grundsteinlegungsfeier noch als Amalgam von „Volk“ und „Monarch“ definiert, eine inklusiv-harmonische Idee der preußisch-nationalen Gesellschaft beschworen und auf eine Traditionsbildung abgestellt worden, die sich an den Reformen des frühen Jahrhunderts orientierte. Dazu beschworen die Festansprachen mit dem Mythos von den Befreiungskriegen zugleich die Idee von der kriegsgeborenen Nation, derzufolge die Bedrohung durch Frankreich die preußische Nation einmal mehr zum homogenen Verband zusammengeschweißt habe.⁴⁸

Demgegenüber repräsentierte Friedrich II. den Festreden anlässlich der Denkmaleinweihung 1851 zufolge nicht mehr zuerst den Friedensregenten, Mäzen und reformerischen Impulsgeber, sondern den Militärbefehlshaber. Zudem verlagerten die Denkmaldeuter das 1840 noch im Blick auf Frankreich thematisierte Bedrohungsszenario jetzt nach innen und identifizierten nun die Revolutionsgegner als Kern der wahren preußischen Nation: Die Festreden des Ministerpräsidenten von Manteuffel und Friedrich Wilhelms IV. identifizierten das friderizianische Erbe als dezidiert militärisches „Altpreußentum“, den Monarchen als „Kriegsfürsten“⁴⁹ und das Denkmal als „Sammel- und Haltpunkt“ für einen antirevolutionären „Patriotismus“.⁵⁰ Die Revolution von 1848 diskreditierte man demgegenüber mit einer beschwörend abträglichen Metaphorik als „finstre Macht der Verführung“ und „giftigen Nebel“, der den patriotisch-monarchischen Blick auf die Nation trübte.⁵¹ Als Voraussetzung für die Zukunftsfähigkeit der nationalen Ordnung galt demgegenüber ihre Verankerung in einer historischen Kontinuität, die mit Militär und Monarchie, anders als noch 1840 aber nicht mehr mit reformerischem Impuls gleichgesetzt wurde.

Dabei erschien die preußische Regentengestalt im Vergleich mit der Ikonographie der auf der Vendômesäule thronenden Napoleonstatue in Paris mehrfach historisch relativiert: Zunächst war die Friedrich-Figur gemessen an der extremen Exponierung der Napoleonfigur auf der Säulenspitze in Paris weniger apothetisch entrückt. Zugleich wurde statt des idealisierend-antiken französischen Kaisers der Preuße Friedrich II. in Berlin mit Uniform, Krönungsmantel, Haarzopf und Dreispitz im historischen Kostüm gezeigt, mit dem man nicht nur dem Zeitgeschmack huldigte, sondern auch den Bezug zur Epoche suchte. Vor allem aber war im Berliner Fall das Gesamtbildprogramm des Denkmals figural geweitet, indem der mittlere Teil des

48 Vgl. Sommer, Gedenkbuch (Anm. 42), S. 52-53.

49 Vgl. VZ, 1. Juni 1851, S. 2/3; [Anonym.] Die Friedrichsfeier, S. 12-13.

50 Sommer, Gedenkbuch (Anm. 42), S. 89, 93.

51 Vgl. VZ, 1. Juni 1851, S. 2-3.

ausladenden Sockels unterhalb der Friedrich II.-Gestalt Staatsmänner und Geistesgrößen aus der friderizianischen Epoche aufnahm.⁵² Freilich blieb die inklusive Geste tendenziös, indem im gleichen Sockelteil Reiterfiguren verdienter Militärs aus den schlesischen Kriegen exponiert waren,⁵³ die die erfolgreiche Kabinettskriegspolitik Friedrichs des Großen thematisierten, mit der den preußischen Großnachtsprüchen im europäischen Staatensystem dauerhaft Geltung verliehen worden war.

Vor allem aber fand die tendenziell inklusive Bildsprache des Friedrich II.-Denkmals keinerlei Niederschlag in Rhetorik und Szene des Fests, die beide lediglich an eine monarchisch überformte Sozialhierarchie und eine ebenso aggressiv-antirevolutionäre wie militärische, nicht hingegen partizipatorische „Nation“ denken ließen. Zwar illustrierte Christian D. Rauchs monumentales Bildprogramm – anders als beim Denkmal für den Großen Kurfürsten aus dem frühen 18. Jahrhundert auf der schloßnahen Langen Brücke⁵⁴ – das „Volk“ nicht mehr in Gestalt gebeugter Sklaven, sondern als eindrucksvolles Ensemble ruhmreicher Militärs und ziviler Geistesgrößen der Epoche. Mit den abschließenden abendlichen Illuminationen⁵⁵ des Denkmals und zahlreicher Repräsentationsbauten der Stadt am Einweihungstag 1851 wurde dieses „Volk“ aber nur mehr als euphorisierbare Masse⁵⁶ in die Feier einbezogen.

Von der französischen Denkmalpolitik unterschied sich das preußische Prozedere 1851 vor allem angesichts der aufwendigen öffentlichen Inszenierung und im Blick auf die Vision machtpolitischer Reichweite der Nation, die dem französischen Kaiser zufolge tendenziell imperiale Dimensionen annahm, während sie sich im Berliner Arrangement auf die Ausdehnung von Preußen begrenzte. Eine offiziöse Diktion allerdings, die die Nation zuerst autoritär und militärisch konnotierte, prägte durchaus beide Zuschreibungsverfahren.

52 Vgl. K. Merckle, Das Denkmal König Friedrichs des Großen in Berlin: Aktenmäßige Geschichte und Beschreibung des Monuments, Berlin 1891; U. Keller, Reitermonumente absolutistischer Fürsten. Staatstheoretische Voraussetzungen und politische Funktionen, München 1971, Teil IV.

53 Vgl. H. Müller-Bohn, Die Denkmäler Berlins. Ihre Geschichte und Bedeutung, Berlin 1905, S. 30.

54 Vgl. K. Arndt, Denkmaltopographie als Programm und Politik, Skizze einer Forschungsaufgabe, in: E. Mai/S. Waetzold (Hrsg.), Kunstverwaltung, Bau- und Denkmalpolitik im Kaiserreich, Berlin 1981, S. 165-190, hier S. 172.

55 Vgl. Sommer, Gedenkbuch (Anm. 42), S. 114/5.

56 Ebd., S. 124, veranschlagte eine Zahl von 80.000 Teilnehmern und Zuschauern an den Berliner Feiern.

2.3. *Die Propaganda nationaler Harmonie um die Londoner Albert-Denkmäler (1863)*

In England blieben, anders als in Deutschland und Frankreich, Denkmäler der seit 1837 regierenden Queen Victoria bis zum Jahrhundertende zunächst eher spärlich. Die monumentale Absenz der Monarchin war Teil jenes – im europäischen Vergleich – kultischen Defizits, das die Monarchie bis zu diesem Zeitpunkt auch im Hinblick auf andere öffentliche Zeremonien prägte.⁵⁷ Sie erschien allerdings in London in doppelter Hinsicht symbolisch kompensiert: Zum einen dominierten hier bereits etliche Monarchendenkmäler den öffentlichen Raum,⁵⁸ zum anderen entstanden in den 1860er und 1870er Jahren mehrere Denkmäler für den Ehemann Queen Victorias, Albert,⁵⁹ deren Entstehung sich nach dessen frühem Tod 1861 nicht selten einer unmittelbaren Involvierung der Monarchin verdankte. Der Rekurs auf die Nation war hier, gemessen an den deutschen oder französischen Gegenstücken, ebenso mittelbar wie konstitutiv.

Dabei blieben die Londoner Denkmalprojekte weniger hinter der Pariser als vor allem der Berliner Inszenierungspraxis zurück. Nur 1863 entfaltete sich im Zusammenhang mit der Enthüllung einer ersten Londoner Albertstatue in den Royal Horticultural Gardens in South Kensington eine ausgedehnte Festkultur. Die Nation wurde in einer aufwendigen Festprozession als Summe metropolitanen, regionalen und staatlicher politischer und gesellschaftlicher, ziviler ebenso wie militärischer Kompetenzträger visualisiert, blieb dabei aber zugleich weithin elitär, indem anders als in Berlin 1840 und 1851 keine kleinbürgerlichen Formationen im Festbild auftauchten.⁶⁰ Militärische Elemente dominierten die Festordnung anders als anlässlich der Einweihung des Friedrich II.-Denkmals in Berlin 1851 nicht.

Demgegenüber konnte sich um ein weiteres Albert-Denkmal in Hyde Park überhaupt kein öffentlichkeitswirksamer Kult entfalten.⁶¹ Die unspektakuläre Weise, in der es ohne symbolische Initialakte im öffentlichen Raum zu stehen kam, und seine langwierige Genese seit 1861, die zwischenzeitlich

57 Vgl. Cannadine, *The context* (Anm. 13), S. 124.

58 Vgl. J. Blackwood, *London's immortals. The complete outdoor commemorative statues*, London 1989, S. 16-54.

59 Landesweit entstanden bis etwa 1890 ungefähr 20 Statuen in England, Schottland, Wales und Irland, von denen einige die Queen selbst in Auftrag gab; vgl. Darby/Smith, *The cult* (Anm. 19), S. 58-84.

60 Vgl. [Anonym.] *Uncovering of the Memorial of the Exhibition of 1851 on the 10th June 1863*, in: *Royal Horticultural Society Proceedings*, Bd. 3 (1863), S. 265-272; *The Daily Telegraph*, 11. Juni 1863, S. 3; *Reynold's Newspaper* 14. Juni 1863, S. 1.

61 Vgl. *The Times*, 16. Mai 1864, S. 9; ebd., 13. März 1876, S. 8.

über langatmigen Formdebatten stagnierte, drängten dieses Denkmal eher an den Rand des öffentlichen Interesses. Als es schließlich erst 1876 fertiggestellt werden konnte, indem man zum Zeichen quasi-religiöser Überhöhung die unter einer schreinartig-gothischen Baldachinkonstruktion in Festroben thronende, vergoldete Kolossalfigur Alberts ergänzte,⁶² war längst ein massiver Symbolverschleiß eingetreten. Der ausladenden Ikonographie des Monuments, das zusätzlich mit vier symmetrisch ausgelagerten Allegorien der Erdteile eine globale Ausstrahlungskraft des Geehrten suggerierte, entsprach mithin kein besonderer „nationaler“ Signaleffekt.

So verhalten daher in der Tat die programmatisch-nationalen Assoziationen zur Albert-Figur gemessen an den Pariser und Berliner Regentenfiguren blieben, so vergleichsweise breit blieb dennoch das zeitgenössische Deutungsspektrum. So bezog sich die Initiative der City of London 1863 in South Kensington auf Alberts Rolle als Motor der Londoner Weltausstellung von 1851, die mit am Ende knapp sechs Millionen Besuchern und etwa 13.000 internationalen Ausstellern in Joseph Paxtons architektonisch eigenwilligem Crystal Palace zu einem bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte hineinwirkenden Erfolgsereignis geworden war.⁶³ Entfaltet wurde eine dezidiert zivile Qualifikation des Prince Consort,⁶⁴ der der *Times* zufolge zu einer „peaceful rivalry and competition in arts and industry in which various nations were engaged“ angeleitet und zugleich „our countrymen of all classes“ zusammengeführt habe.⁶⁵ Produktive Konkurrenz und Pazifismus naeh außen einerseits und gesellschaftliche Homogenisierung angesichts vielfältiger Leistungsfähigkeit im Innern andererseits bildeten die Leitwerte des Nationalen, wie sie Albert verkörperte. Die britische Nation schien demnach weniger als maritime oder koloniale Großmacht, sondern vorrangig als Hort zivilisatorischer Errungenschaften, materiellen Wohlstands und industrieller Leistungsfähigkeit und Produktivität.

Ähnlich firmierten in den offiziösen Zuschreibungen an das Albertdenkmal in Hyde Park Konstitution, Liberalismus und Freiheit als propagandisti-

62 Zur Ikonographie und zeitgenössischer Deutungsabsicht des Denkmals vgl. die umfassende Dokumentation in den Royal Archives, Windsor Castle, Windsor (RA) Vic. Add. H. 1 und 2. Dazu auch Stephen Bayley, *The Albert Memorial*, London 1981.

63 Vgl. J. A. Auerbach, *The Great Exhibition of 1851: a nation on display*, New Haven/London 1999; H. Hobhouse, Prinz Albert und die Weltausstellung von 1851, in: W. Rogasch (Hrsg.), *Victoria & Albert. Vicky & the Kaiser. Ein Kapitel deutsch-englischer Familiengeschichte*, S. 87-97; *The Times*, 28. Oktober 1853, S. 7.

64 *The Art Journal* 5 (1853), S. 298, 303-4.

65 Vgl. *The Times*, 8. November 1853, S. 5.

sche Fixpunkte britisch-nationaler Identität.⁶⁶ Mitunter führte dies zu der Selbstdiagnose, in Großbritannien im europäischen Vergleich einen regelrechten Sonderweg („particular path“) zivilisatorisch-freiheitlicher Nationswerdung zu beschreiten: In diesem Sinne grenzte jedenfalls die *Times* Großbritannien vom Kontinent ab, der mit Autokratie und einem grundlegenden Liberalismusdefizit gleichgesetzt wurde, während Albert die besonderen freiheitlichen Werthaltungen der britischen Nation verkörperte.⁶⁷ Anders als im Deutungsumfeld der Berliner Friedrich II.- wie der Pariser Napoleon-Statue zielten die auf Albert bezogenen Nationsbilder in ungleich stärkerem Ausmaß auf die Fiktion einer politisch und sozial harmonischen Binnenstruktur der nationalen Ordnung, während die Ausrichtung an der stets mitzitierten monarchischen Autorität der Queen ebenso selbstverständlich wie dezent und unmilitärisch blieb.

3. Bruchstellen „nationaler“ Konsensfiktionen

Die Deutungsparameter, die die Denkmalinitiatoren im Rahmen der skizzierten Projekte in den Metropolen um die Jahrhundertmitte ausgaben, blieben nun nicht unwidersprochen. Freilich erschien das Ausmaß an diskursiver oder symbolischer Widerrede moderat und führte zunächst noch an keiner Stelle zu jenen drastischen Oppositionsformen, wie sie erst im Zuge der Französischen Revolution⁶⁸ und schließlich erneut im weiteren Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem im Zusammenhang mit dem Sturz der Vendômesäule erreicht werden sollten.⁶⁹ Dennoch gestaltete sich der „nationale“ Diskursverlauf bereits um die Jahrhundertmitte deutlich weniger eindimensional, als es die Topoi der Denkmalstifter nahelegten, und erwies sich ungeachtet des rhetorisch-programmatischen und ikonologischen Aufgebots anlässlich der Denkmalfeiern durchaus als dissensträchtiges Verfahren. Dabei erreichte der verhaltene diskursive und symbolische Widerspruch ein höchst unterschiedliches zeitgenössisches Reflexionsniveau.

66 Vgl. *The Times*, 15. Januar 1862, S. 9.

67 Ebd.

68 Vgl. E. Pommier, *Discours iconoclaste, discours culturel, discours national, 1790–1794*, in: S. Bernard-Griffith/M.-C. Chemin/J. Ehrard (Hrsg.), *Révolution française et „vandalisme révolutionnaire“*. Actes du colloque international de Clermont-Ferrand, Paris 1992, S. 299–313.

69 Vgl. u. a. Sellin, *Napoleon* (Anm. 23), passim; Rausch, *Kultfigur und Nation* (Anm. 22), Teil 2, Kapitel I.1.1.

3.1. Aufgekündigte Deutungshoheiten: das Projekt zum Pariser Baudin-Denkmal (1868)

In Paris waren selbst der umsichtig geplanten Symbolpolitik Napoleons III. erkennbar Grenzen gesetzt. Zunächst hatte schon der französische Herrscher wohlweislich auf einen ostentativen Festakt anlässlich des Statuenaustauschs von 1863 verzichtet und damit sein Deutungsmonopol über die banapartistische Nation nur zurückhaltend geltend gemacht. Nun verfiel auch dem eher knappen Pressevotum zufolge die offiziöse Symbolstrategie nur bedingt.⁷⁰ Besonders der republikanische *Siècle* übte politisch-konzeptionelle Kritik, indem er die französische Nation letztlich ebensowenig im „Petit Caporal“ wie im offiziösen „Souverain“ repräsentiert sah, den Napoleon III. nun mit der Imperatorenfigur inszenierte.⁷¹ Der Napoleonmythos vom revolutionären Retter der „patrie“ taugte demnach nicht mehr für eine Nationsidee, zu der nicht nur die glorreiche Selbstbehauptung nach außen, sondern auch die parlamentarische Festigung im inneren zählte.

Besondere Bedeutung gewann vor diesem Hintergrund die symbolpolitische Umtriebigkeit der republikanischen Opposition. Sie wurde zwar erst in der späten Liberalisierungsphase des Zweiten Empire möglich, blieb aber auch dann noch im synchronen Vergleich mit Berlin wie London ohne Pendant. Mit der schleichenden Liberalisierung des Systems, in deren Folge sich die enge Reglementierung der Versammlungsfreiheit lockerte, hatte sich in Paris seit den 1860er Jahren das Phänomen von zu republikanischen Kundgebungen umfunktionierten „politischen Beerdigungen“ bemerkbar gemacht.⁷² Zum kultischen Knotenpunkt avancierte der 2. November, an dem anlässlich des traditional-katholischen Festtags Allerseelen zahlreiches Publikum die Gräber von Angehörigen aufsuchte, während sich zur gleichen Zeit Regimegegner auf dem Friedhof von Montmartre versammelten.

Auch im November 1868 kam man an den Grabstätten umtriebiger Republikaner zusammen und legte unter anderem am Grab Alphonse Baudins Kränze nieder,⁷³ der als republikanisches Mitglied der Assemblée während der Pariser Barrikadenkämpfe gegen das per Staatsstreich oktroyierte Empi-

70 Vgl. *L'Union*, 5. und 6. November 1863, S. 2; *Le Petit Journal*, 6. November 1863, S. 2; kritischer *Le Temps*, 1. November 1863, S. 1 [Nefftzer].

71 Vgl. *Le Siècle*, 1. November 1863, S. 2 [Edmond Texier]. Vgl. auch *Le Siècle*, 4. November 1863, S. 1; Jacques Godechot, *Napoléon: pour ou contre?*, in: ders., *L'Europe et l'Amérique à l'époque napoléonienne (1800–1815)*, Paris 1967, S. 263–292.

72 Vgl. Th. A. Kselman, *Death and the afterlife in modern France*, Princeton 1993, S. 257–290; Ph. Nord, *The Republican moment. Struggles for democracy in nineteenth century France*, Cambridge Mass./London 1995, S. 197–200.

re Napolons III. 1851 getötet worden war.⁷⁴ Am folgenden Tag schließlich lancierte die oppositionelle Presse, angeführt vom republikanischen *Réveil* und dem *Avenir national*, einen öffentlichen Subskriptionsaufruf zugunsten eines Denkmals für Baudin als demokratischen Helden, als „representant héroïque (...) [de] la démocratie“.⁷⁵

In ganzen Artikelserien entspann sich nun eine intensive Debatte über den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 und über das adäquate Erinnern dieses Zäsurereignisses der jüngsten Vergangenheit Frankreichs. Die republikanischen Blätter argwöhnten, daß der „coup d’Etat“ gezielt verdrängt und seine gewalttätigen Ausmaße wie die Niederschlagung der Aufstände in den östlichen Vierteln von Paris vergessen werden sollten.⁷⁶ Umso mehr verweigerten sie sich nicht nur dieser Umdeutung, sondern prägten darüber hinaus auch die republikanische Legende von Baudins Widerstand, den sie zum Gründungsfatal des „parti républicain“ als eine Art Nukleus der „démocratie française“ stilisierten.⁷⁷ Daß die Elite des Empire ihr Deutungsmonopol über die nationale Geschichte durchaus bedroht sah, bewies ihre heftige Reaktion: Die Redakteure des *Avenir* und des *Réveil* belegte man mit Haft- und Geldstrafen, verbot ihre Jönmaße⁷⁸ und stoppte die Subskription.⁷⁹ Zugleich verstärkte man die staatliche Aufsicht über den Montmartre-Friedhof.⁸⁰

Trotzdem wurde das offizielle Diskursverbot weithin unterlaufen. Die oppositionelle Presse plädierte vehement für ein partizipatorisches Nationskonzept, eine „participation complète du pays aux affaires publiques“,⁸¹ zu der eine plurale Interpretation der Geschichte wie der politischen Gegenwart

73 Der *Avenir National*, 4. November 1868, S. 1, bezifferte die politisch motivierten Friedhofsbesuchern auf 15.000 Menschen. Vgl. auch *Le Temps*, 7. November 1868, 1 [A. Nefftzer].

74 Vgl. M. Agulhon, *1848 ou l'apprentissage de la République, 1848–1852*, Paris 1973, S. 169–172.

75 Vgl. *L’Avenir National*, ebd.; K. Deinert, *Die mimetische Revolution oder die französische Linke und die Re-Inszenierung der Französischen Revolution im 19. Jahrhundert (1830–1871)*, Stuttgart 2001, S. 272–275, 346–360.

76 Vgl. *L’Avenir National*, ebd. [A. Peyrat].

77 *L’Avenir National*, 5. November 1868, S. 1 [Mahias].

78 Vgl. *L’Union*, 16. November 1868, S. 1.

79 Vgl. u. a. *Le Temps*, 23. November 1868, S. 2.

80 Vgl. *Le Temps*, 4. und 5. Dezember 1868, S. 1 [Ch. du Bouzet], 6. Dezember 1868, S. 1 [Jules Ferry]; *L’Union*, 5. Dezember 1868, S. 1 [Henry de Riancey].

81 *Le Temps*, 23. November 1868, S. 1–2 [A. Gaulier]. Vgl. auch *L’Avenir National*, 9. November 1868, S. 1; 14. November 1868, S. 1; *Le Temps*, 12. November 1868, S. 1; ebd., 13. November 1868, S. 1 [A. Nefftzer].

Frankreichs konstitutiv gehörte, während rigide Deutungsschablonen mit ihr nicht vereinbar waren.⁸² Damit reklamierte die Opposition unmißverständlich eigene Deutungshoheiten und machte ein Anrecht auf Wahrung ihrer eigenen Erinnerung geltend.⁸³ Die Ereignisse um den 2. Dezember 1851 sollten nicht länger nach Maßgabe einer Siegesgeschichte, einer „histoire (...) écrite que par les vainceurs“ tradiert werden, sondern waren als Geschichte der Unterlegenen neu zu schreiben.⁸⁴ Die oppositionellen Kritiker entlarvten hier die offiziösen Geschichtsbilder, die das napoleonische Regime mit seinen eigenen Denkmalsetzungen hervorzubringen versucht hatte, als tendenziöse Konstrukte. So gelangten sie zu weitreichenden programmatischen Aussagen: Die Nation konzipierten sie partizipatorisch, demokratisch und plural, erkannten im versuchten Denkmalkult eine Art Grundrecht auf rituelle Selbstbildstiftung und in der Opposition eine nicht zuletzt zur freien Gedächtnisstiftung befugte Institution. Napoleon III. wurde demgegenüber bestritten, Traditionsbildung auf dem Wege offiziöser Geschichtsklitterung und unter dem Vorzeichen einer eklektischen Siegesgeschichte erzwingen zu können.

3.2. Symbolwiderspruch in Berlin (1848/1851)

So wenig der offiziösen Inszenierung und Deutung des 1851 eingeweihten Denkmals für Friedrich II. Unter den Linden eine Opposition entgegentrat, so sehr ließen die Berichte der liberalen Presse doch Unbehagen über die Rigidität der nachrevolutionären Nationsdeutung erkennen. Etwa die *Vossische Zeitung* mied es, die revolutionsfeindlichen Reden zu zitieren⁸⁵ und reklamierte – im liberalen Sinne tendenziös – Friedrichs II. als Repräsentanten guter Regentschaft, die Kenntnis über den 'Geist der Nation' voraussetzte und nicht Willkürherrschaft über „Sklassen“ bedeute, sondern „Gesetz“-Mäßigkeit und „Freiheit“ zu befördern habe.⁸⁶ Zu einem mit dem reaktionären konkurrierenden Nationsentwurf stieß sie damit freilich nicht vor.

Entsprechende Anläufe hatte man durchaus schon einmal unmittelbar nach dem Abbruch der Revolution 1848 unternommen, die allerdings in

82 Vgl. *Le Temps*, 14. November 1868, S. 1 [A. Nefftzer].

83 Vgl. *Le Reveil*, 29. Oktober 1868, S. 2.

84 *Le Temps*, 23. November 1868, S. 1 [A. Gaulier] und *L'Union*, 14. November 1868, S. 1.

85 Vgl. *VZ*, 1. Juni 1851, S. 3.

86 Vgl. *VZ*, 31. Mai 1851, S. 3.

Berlin anders als vielerorts in den südwestlichen deutschen Einzelstaaten⁸⁷ nicht zur Errichtung eines Denk- oder Mahnmals für die umgekommenen Revolutionäre führte. Vielmehr hatten im Frühjahr 1848 deren Sympathisanten nach dem Abrücken des liberalen Bürgertums in die Nähe der preußischen Staatsmacht konservative Institutionen gegen sich. Dennoch kam auch in Berlin zunächst im unmittelbaren Zusammenhang mit der Beisetzung der Märztoten die Idee zu einer Denkmalehrung der Revolutionäre auf.⁸⁸ Dabei barg schon das in Aussicht genommene Finanzierungsverfahren eine subtile Gegensymbolik, indem anstelle der monarchischen Subvention eine Sammlungsaktion geplant wurde, die die „Landsleute“ gleichsam im Vorgriff auf die zu erinnernde, angedeutet partizipatorische „Nation“ bereits symbolisch-materiell am Zustandekommen des Erinnerungszeichens beteiligte.⁸⁹ Deutlicher noch wollten „demokratisch-revolutionäre“ Klubs angesichts des Denkmalprojekts die Märzereignisse als unumkehrbaren Bruch mit der als tyrannisch diskreditierten traditionellen monarchischen Herrschaftsordnung gewertet sehen und visierten als Zielutopie eine durch Volkssouveränität legitimierte freiheitliche Nationsordnung an.⁹⁰

Die Berliner Nationalversammlung erwartete unterdessen vom Monarchen zwar ein Verfassungsversprechen, das die Revolution und ihre preußisch-nationalen „Freiheits“-Werte nachträglich sanktionieren würde,⁹¹ erörterte aber an keiner Stelle die politische Verfaßtheit des imaginierten „Deutschland“. Stattdessen perhorreszierte sie die „Reaction“⁹² und war daher nicht bereit, eine neue nationale Ordnung vom Volk und nicht länger ausschließlich vom Monarchen oder dem Militärstaat her zu denken, mithin einen revolutionären Gründungsmythos für den preußischen Staat zu stiften.⁹³ Stattdessen suchte sie ebenso wie die Frankfurter Paulskirchenver-

87 Vgl. mit zahlreichen Hinweisen Ch. Strupp, Erbe und Auftrag. Bürgerliche Revolutionscrinnerung im Kaiserreich, in: HZ 270 (2000), S. 309-343.

88 Vgl. M. Hettling, Das Begräbnis der Märzgefallenen 1848 in Berlin, in: ders./Nolte (Hrsg.), Bürgerliche Feste (Anm. 15), S. 95-123.

89 H. Krieger, Die Kämpfe um ein Märzdenkmal (1848-1898). Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Im Auftrage des Denkmal-Comités von 1896, S. 13.

90 Eingabe des demokratisch-revolutionären Clubs zu Breslau vom 25. Mai 1848, GStA I. HA Rep. 169 B4 Anträge Nr. 10, Bl. 8-9; Notiz von 30. Mai 1848, GStA ebd., Bl. 7; Verabschiedung aus Grünberg vom 31. Mai 1848, GStA ebd., Bl. 38.

91 Vgl. das Schreiben an die „Reichs-Versammlung“ vom 5. Juni 1848, GStA ebd., Bl. 4-5.

92 Vgl. Decretum. Abschrift der Verhandlungen vom 30ten Juni 1848, GStA ebd., Bl. 21-24.

93 Bericht der Centralabtheilung über den Antrag (...), 24. Oktober 1848, GStA ebd., Bl. 65-69.

sammlung, die Reform von Staat und Gesellschaft nach der bürgerlich-liberalen Maxime der „Vereinbarung“ mit der Monarchie zu betreiben.

Der Unmut der Revolutionsbefürworter wurde unterdessen im politischen Kult der Märztoten auf dem Friedrichshain kanalisiert, deren vom Stadtzentrum entfernter Begräbnisort auch ohne Denkmal zur Plattform für Demokraten wurde, die hier ihren machtpolitisch nicht durchsetzbaren programmatischen Reformvorstellungen nachgingen.⁹⁴ Erst als der staatsnahe Magistrat Berlins den Zugang zum Begräbnisplatzes zu behindern begann und so das Revolutionsgedenken hintertrieb,⁹⁵ nahm der Zulauf zu den jährlich am 18. März abgehaltenen großen Gedenkfeierlichkeiten auf dem Friedrichshain allmählich ab.⁹⁶ Die revolutionären Ereignisse von 1848 hinterließen damit keine unmittelbaren monumentalen Spuren im preußischen Machtzentrum. Ihre Sympathisanten blieben symbol- wie machtpolitisch bei dem Versuch unterlegen, mit einem eigenen Märzgefallenendenkmal den Anspruch auf eine partizipatorisch-demokratische Ordnung mindestens der preußischen Nation geltend zu machen.

Im diachronen Vergleich zeigen sich durchaus Verfahrensähnlichkeiten mit den Pariser Bemühungen um das Baudin-Denkmal 1868, indem in beiden Fällen die linke Opposition gegen die autoritären Herrschaftssysteme auf das städtische Friedhofsareal als Ort des Gegenkults ausweichen mußte. Auch glich sich die Reaktion der Machtstaaten, die sich der unerwünschten Widerrede durch die Kriminalisierung und Abdrängung ihrer Kritiker entledigten. Die hellsichtige Bewertung propagandistischer Symbol- und Erinnerungspolitik in Paris war dabei den allerdings auch schon 20 Jahre vorher erfolgten und denkbar vagen nationalen Konnotationen des Berliner Denkmalprojekts argumentativ beträchtlich voraus.⁹⁷

94 Vgl. Hettling, *Das Begräbnis* (Anm. 88), S. 116-118.

95 Vgl. VZ, 5. Juni 1852, 17. April 1854, 8. Dezember 1857, 18. September 1858, zit. nach Hachtmann, *Berlin 1848*, S. 851; H. Czihak: *Der Kampf um die Ausgestaltung des Friedhofes der Märzgefallenen im Berliner Friedrichshain*, in: W. Schmidt (Hrsg.), *Demokratie, Liberalismus und Kopperrevolution. Studien zur deutschen Revolution von 1848/49*, Berlin 1998, S. 549-561.

96 Vgl. u. a. Bericht des Hauptmanns Patzke vom 19. März 1851, BLHA Rep. 30 C Tit. 94 Nr. 9795, Bl. 16-19. Erst nach der Reichsgründung 1871 sollten die Sozialdemokraten die Chance ergreifen, die Erinnerung an die Märzrevolution zum Kern eines historisch-revolutionären nationalen Konzepts zu machen.

97 Die programmatische Differenz als Beleg für einen genuin pluraleren Nationalismus in Frankreich wäre der diachronen Schieflage wegen drastisch überbewertet.

3.3. *Kultkritik in London (Mitte der 1850er und 1860er Jahre)*

Die Initiatoren der Londoner Albert-Denkmäler schienen zunächst einmal weder Kritik abwehren zu müssen, noch überhaupt intensiv mit der öffentlichen Inszenierung der Monumente im städtischen Raum befaßt zu sein. Gleichwohl blieben Einwände gegen die quasi-monarchischen Denkmalprojekte seit Mitte der 1850er Jahre auch hier nicht aus. Freilich ergaben sie sich aus drei äußerst unterschiedlichen Motivlagen, ohne daß der Widerspruch prinzipiell den mit den Albert-Statuen propagierten monarchienahen Nationsgedanken getroffen hätte.

Umstritten war zunächst und erstens die politische Rolle des Gatten der Queen: Unter dem Eindruck des Kriegs gegen den russischen Zaren auf der Krim, an dem sich Großbritannien seit März 1854 an der Seite Frankreichs beteiligte, hatte die Popularität des Prince Consort schweren Schaden genommen. Die Zögerlichkeit der Regierung unter Lord Aberdeen und der Rücktritt des Innenministers Palmerston im Dezember 1853, der für ein massives Vorgehen gegen Rußland eingetreten war, wurden einer intriganten Einflußnahme des Prince Consort angelastet.⁹⁸ Im Winter 1853 und Frühjahr 1854 überschlug sich die britische Presse vor allem radikaler und konservativer Colour rasch mit Fundamentalkritik zum einen an der verfassungsmäßig ungesicherten Position des Prinzen an der Seite der Monarchin, zum anderen aber auch an seiner deutschen Abkunft aus dem Haus Coburg.⁹⁹ Verfassungskonformität und indigene Zugehörigkeit zur Nation schienen hier für eine Nationalfigur unerlässlich.¹⁰⁰

98 Vgl. als Summe der Debatte aus zeitgenössischer Perspektive Sidney Godolphin Osborne, Briefe vom 16. Dezember 1853 und 26. Januar 1854, in: A. White (Hrsg.), *The letters of S. G. O., a series of letters on public affairs (...)* published by the Times 1844–1888, Bd. 2, London o. J., S. 334–338; Charles Greville am 15., 16., 21., 25., und 29. Januar 1854, in: H. Reeve (Hrsg.), *The Greville Memoirs. A Journal of the reigns of King George IV., King William IV. and Queen Victoria by the late Charles C. F. Greville*, London 1888, new edition Bd. 6, S. 127–133. Vgl. zur Debatte J. Paulmann, 'Germanismus' am englischen Hof, oder: Warum war Prinz Albert unpopulär?, in: P. Alter/R. Muhs (Hrsg.), *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London*, Stuttgart 1996, S. 387–415; R. Williams, *The contentious crown. Public discussion of the British monarchy in the reign of Queen Victoria*, London 1997, S. 93–106.

99 Vgl. *The Morning Advertiser*, 20. Januar 1854, in: [William Coningham,] *Lord Palmerston and Prince Albert. Letters by William Coningham, Esq., together with the „supressed pamphlet“ entitled „Palmerston: what has he done?“*, by „one of the people“, London 1854, hier S. 5.

100 Vgl. *The Times*, 17. Januar 1854, S. 7.

Unterdessen entlarvten Verteidiger des Prinzen die Debatte als Ausbruch einer „national hypochondria“ und als Offenbarungseid eines Nationalismus, der sich zur Identitätsstiftung an dämonisierten Feindbildern abarbeiten mußte.¹⁰¹ In der Tat spielte für die nationale Rehabilitierung des Prince Consort bald wieder der Verweis auf dessen Verdienste um die Weltausstellung eine zentrale Rolle¹⁰² und verschaffte schließlich auch dem Albertdenkmal Akzeptanz. Gegenüber dem Topos von der homogenen und friedlich-produktiven Nation, wie sie in dieser Form zum gleichen Zeitpunkt weder in Pariser noch in Berliner Denkmälern thematisiert worden ist, blieb die Exklusionspolemik Episode.

Zweitens meldete sich anlässlich der Einweihung des Albert-Denkmal in den Horticultural Gardens 1863 die liberale Presse mit einer Kritik zu Wort, die nun weniger die offiziellen Sinnzuschreibungen als die kulturelle Praxis und das konkrete Prozedere anlässlich des Denkmalfestes betraf. Der *Daily Telegraph* beklagte, daß mit der euphorischen Reminiszenz der Weltausstellung keine Vision einer egalitären Gesellschaft verbunden war, da die Denkmaleinweihung unter Ausschluß der „ordinary crowd“ stattgefunden hatte.¹⁰³ Der private Denkmalstandort in den Horticultural Gardens wurde daher mißbilligt:

„(...) the site of the Memorial deprives it of the first necessity of a national monument – accessibility. The statue (...) ought to belong to the people.“¹⁰⁴

Als eines der großen, in der „working class“ populären Sonntagsblätter verstärkte *Lloyd's Weekly Newspaper* seine Kritik in eine Richtung, die der *Daily Telegraph* nur andeutete: Die Preise für die Eintrittstickets erachtete der *Lloyd's Weekly* als horrend.¹⁰⁵ Den „national event“, als den das Blatt die Denkmaleinweihung uneingeschränkt erachtete, beging nurmehr „the cream of London society“, während die „vulgar people“ außen vor blieben.¹⁰⁶ Um zu entlarven, daß der Versuch nationaler Sinnstiftung hier grob selektiv verfuhr,¹⁰⁷ dekonstruierte *Lloyd's Weekly* die Feierszene, indem es den Pomp

101 Vgl. F. Airplay, Prince Albert. Why is he unpopular?, London 1856, hier S. 4, 21-22.

102 Vgl. ebd., S. 65-68.

103 Vgl. The Daily Telegraph, 11. Juni 1863, S. 3; Reynold's Newspaper, 14. Juni 1863, S. 1; Lloyd's Weekly, 14. Juni 1863, S. 7; The Times, 11. Juni 1863, S. 11.

104 The Daily Telegraph, 11. Juni 1863, S. 4.

105 Vgl. Lloyd's Weekly Newspaper, 14. Juni 1863, S. 7; The Manchester Guardian, 11. Juni 1863, S. 3; Reynold's Newspaper, 14. Juni 1863, S. 1; The Morning Post, 11. Juni 1863, S. 5.

106 Vgl. Lloyd's, ebd. S. 8.

107 Vgl. ebd.: „The thing is indeed, very select.“

der hierarchisch geordneten und erlesenen Festgesellschaft mit der Frage nach den Ausgeschlossenen konfrontierte.¹⁰⁸ Die illusionäre Rhetorik der elitären Versammlung wurde hier mit einem politisierten Nationsbegriff unterlaufen, der auf die soziale Ungleichheit der Gesellschaft verwies, das Unrecht der Exklusion beklagte und selbstbewußt Eigenleistung und Verdienst der „workmen“ betonte, deren Kräfte der Denkmalbau ebenso benötigt hatte wie die politische Nation.

Wieder anders gestaltete sich schließlich drittens die öffentliche Rezeption des großdimensionierten Albert-Denkmal, das am Ende seiner langwierigen Entstehungsgeschichte bis Mitte der 1870er Jahre in Hyde Park zu stehen kam. Bereits in den 1860er Jahren begleitete diese Initiative eine im Vergleich mit Berlin wie Paris für diese Phase beispiellose konzeptionelle Diskussion, in der nicht nur die Frage einer geeigneten Formgebung für das Monument erörtert, sondern unversehens das mediale Vermögen des Denkmals als Erinnerungszeichen und nationales Symbol problematisiert wurde.

Als vehementer Verfechter der Idee, dem Prince Consort nicht nur ein Denkmal, sondern auch eine Art pädagogische Stiftung zu widmen, trat bereits seit der Weltausstellung 1851 der Geistliche J. A. Emerton auf.¹⁰⁹ Er äußerte sich kritisch zur anfangs in Erwägung gezogenen Obelisk-Idee¹¹⁰ und forderte stattdessen den Bau eines „International Temple of Peace“, der ein internationales Industriemuseum und eine Schule für Wissenschaft und Kunst beherbergen sollte.¹¹¹ Emerton verband mit dem Vorschlag die enthusiastische Vision, daß hier nun jene „holy brotherhood of interest and affection“, welche sich im Umfeld der Weltausstellung einer Gemeinde gleich gebildet hatte, und alle „lovers of Peace of all Nations of the Earth“ eine kommunikative Plattform finden könnten.¹¹² Zugleich legte er nahe, daß seine auf einen visionär-religiös angereicherten, nahezu eschatologisch aufgeladenen Pazifismus,¹¹³ Modernisierungshoffnung und soziale Homogenisie-

108 Vgl. ebd.

109 Vgl. Rev. J. A. Emerton, A second letter to the Right Honorable Earl Granville, president of the Council, on the Memorial to His Royal Highness Albert, Prince Consort, London 1862, S. 3-11.

110 Vgl. Schreiben C. Greys namens der Königin an den Vorsitzenden des Denkmalkomitees und Lord Mayor von London Cubitt, 19. Februar 1862, in: [Anonym,] Proposed National Memorial to His Royal Highness the Prince Consort, London o. J., S. 6-7; The Times, 22. Februar 1862, S. 5.

111 Vgl. Emerton, A second letter, S. 16, 20 f.

112 Vgl. ebd., S. 19.

113 Vgl. ebd., S. 24: „(...) to [Albert] (...) all shall look with hope as a means of bringing about the happy time, when wars shall cease and (...) the real Emmanuel (...) shall reign for ever and ever.“

rungerwartung gegründete Nationsidee ein traditionelles Denkmal von vornherein programmatisch überlasten mußte.

Alternativkonzeptionen zu einem Figurendenkmal für den Prince Consort lebten aber auch andernorts auf. Plädiert wurde wiederholt für karitativ-pädagogische Einrichtungen wie Modellsiedlungen im Außenbezirk der Metropole für eigens ausgewählte „poor people of good character“. ¹¹⁴ Ähnlich motiviert war der Plan für ein „Royal Hospital for poor and decayed men & women and for the reception of children of a tender age“. ¹¹⁵ Noch eindringlicher am pädagogischen Vermächtnis des Prinzen orientiert blieben die frühen Projekte des Direktors des South Kensington-Museum Henry Cole, der sich für die Einrichtung einer „Industrial University“ einsetzte, die der „manufacturing population“ eine berufsspezifische Expertenqualifikationen vermitteln und mit einem eigenständigen System von Prüfungspatenten aufgewertet werden sollte. ¹¹⁶ Verteidigt wurde auch die Idee zum Bau eines „Scientific College“ in Suffolk, die erst die „moral power“ des Prince Consort als großer Philanthrop und nationaler Erzieher dauerhaft dokumentieren könne. ¹¹⁷ Dergleichen Vorschläge stellten die Aussagekraft und Sinnhaftigkeit der traditionellen öffentlichen Denkmalidee erneut radikal infrage, indem sie eine unmittelbare pragmatische und dem Monument bereits inhärente Einlösung der vermeintlich „nationalen“ und in diesem Falle sozialreformerischen Programmatik einforderten. Politische Praxis sollte demnach Symbolik und ikonographische wie rhetorische Absichtserklärungen ersetzen.

In der Tat war es am Ende der Intervention der Queen geschuldet, daß die Alternativkonzepte übergangen wurden. ¹¹⁸ So wenig also der ausladenden Ikonographie eine ebenso umfassende öffentliche Rezeption der „nationalen“ Assoziationen entsprach, die die Denkmalstifter aufbrachten, so wenig reflektierte die am Ende gewählte Formsprache einen gesamtgesellschaftlich

114 Charles Baylis, Esq. suggesting model cottages & baths & workhouses for memorial, 23. April 1862, RA Vic. Add. H 1, Bl. 230.

115 Vgl. R. Cook an Eastlake vom Komitee, 24. April 1863, RA Vic. Add. ebd., Bl. 249.

116 Vgl. Henry Cole, Memorial to His Royal Highness the Prince Consort, 31. Dezember 1861, RA Vic. Add. H. 2, Bl. 2; The Times, 6. Januar 1862, S. 9.

117 Vgl. Rev. F.A. Johnson, The Prince Consort Memorial. The proposed scientific College for Suffolk, shewn to be a necessity, and the carrying out of the national designs of His late Royal Highness, with the reasons why it should be generally supported, London 2u. J., S. 4.

118 Vgl. Grey an Eastlake, 22. April 1863, RA ebd., Bl. 438; George Gilbert Scott, Explanatory Remarks on the designs submitted for the Memorial to His Royal Highness the Prince Consort and the proposed Hall of Science, o. J. [1863], RA Vic. Add. H. 2, Bl. 491-494.

verbindlichen Konsens über die ästhetische und strukturelle Grundausrüstung eines Nationaldenkmals. Zur Homogenitätsrhetorik der Initiatoren lag diese zögerlich-distanzierte Aneignung quer.

Der kritische Ton publizistischer Kommentare zu den Londoner Denkmälern hatte eine dezidiert andere Stoßrichtung als im Paris und Berlin der 1850er und 1860er Jahre. Zur prinzipiellen Skepsis an der Eignung des öffentlichen Monuments zum nationalen Kult kam hier eine gezielte Kritik am Inszenierungsverfahren, indem exklusive Aufstellungsorte und die Ausgrenzung eines unprivilegierten Publikums als Perversion einer phrasenhaften „nationalen“ Inklusionsprogrammatisierung bemängelt wurden. Das Ausmaß nachdrücklicher Politisierung des Nationsbegriffs durch die linke britische Presse blieb andernorts ebenso ohne Pendant wie die Erwägungen über adäquate Formkonzepte, die ein zeitgenössisch bemerkenswertes Sensorium für die vorprogrammierte Halbwertszeit monumentaler Zeichen verletzten.

4. Eine (west-)europäische Kultur des Nationalen

Die öffentlichen Denkmäler und Denkmalfiguren haben in den europäischen Kapitalen um die Jahrhundertmitte die jeweiligen Nationalismen nicht einfach abgebildet.¹¹⁹ Eher ließen sie ein von politischen Einstellungen und Interessen mindestens gefärbtes und in der Regel manipulativ vereinnamtes Nationsbild zum Symbol erstarren.

Gleichwohl sind Versatzstücke dessen zutage getreten, was idealtypische Schematisierungen als Grundzug des einen oder anderen Nationalismus ausweisen. Etwa können die zeitgenössischen Deutungen der Albertfigur auf einen deutlich weniger monarchisch fixierten und auch auf verfassungsrechtliche Werte gegründeten, politischen und soziale Homogenität anvisierenden politischen Nationalismus in Großbritannien verweisen,¹²⁰ während im Umfeld des Berliner Friedrich II.-Denkmals eine machtpolitische und aggressiv-militärische Nationsidee generiert wurde, die die Gesellschaft höchstens als monarchietreuen Untertanenverband, nicht aber unter dem Gesichtspunkt sozialer oder gar politischer Distinktion miteinkalkulierte. Freilich eröffneten sich von einer chronologisch und topographisch ausladenderen vergleichenden Synopse der jeweiligen metropolitanen Denkmallandschaften her relativierende Beispiele.¹²¹

119 Vgl. auch Roowan, Nationaldenkmäler (Anm. 14), S. 461.

120 Vgl. Berger, Britischer und deutscher Nationalismus (Anm. 8); M. Wienfort, Monarchie in der bürgerlichen Gesellschaft: Deutschland und England von 1640 bis 1848, Göttingen 1993.

121 So wäre etwa anhand der zahlreichen Denkmäler für militärische Helden der indischen Mutiny auf dem Londoner Trafalgar Square und Waterloo Place aus den

Ohnedies liefert die Fallbeispielskizze auch Anhaltspunkte für relative Ähnlichkeiten des zeitgenössischen Nationstopos, die die dichotomischen Nationalismustypologien weniger bestätigen als nivellieren: In allen Fällen transportierte die nationale Vokabel in hohem Maße eine Partizipationsverheißung mit, die mit der gleichzeitig beobachtbaren Militarisierung „nationaler“ Sprache und der aggressiven Feindausgrenzung kollidierte: der bonapartistische Staatsnationalismus in Frankreich propagierte vor allem eine kriegsgenerierte und militärische Nation, während die liberale Opposition den Rekurs auf die „nation“ zur Anmeldung diskursiver und politischer Gleichberechtigungsansprüche nutzte. Der preußisch-offiziöse Nationalismus verstand sich aggressiv-reaktionär, während hier allerdings der Versuch, eine partizipatorische Nationsidee auch symbolisch wachzuhalten, vorerst scheiterte. Der offiziöse britische Nationalismus gab sich überwiegend egalitär-pazifistisch, aber er entglitt gelegentlich in eine aggressive Ausgrenzungsrhetorik oder wurde von einer kritischen Öffentlichkeit unsanft an das uneingelöst-utopistische der nationalen Topoi erinnert. Angesichts dieser Amalgamierung von Integrationsangebot und Ausgrenzung im zeitgenössischen Nationsbegriff¹²² bereits in der frühen zweiten Jahrhunderthälfte fehlen auch alle Anzeichen für eine Phasendichotomie von frühem offenem und spätem hermetischem Nationsdenken.¹²³ Die strukturellen und programmatisch-topischen Parallelen zeitgenössischer Nationsdiskurse im Spiegel öffentlicher Denkmalszenierungen verdichten sich folglich am wenigsten zugunsten klar unterscheidbarer Nationalismustypen oder gar

1850er und 1860er Jahren zu zeigen, daß der britische Nationalismus anders als im Umfeld der Albertstatuen erkennbar, nicht nur in höchstem Maße auf die zivilisatorisch und militärisch überlegene britische Kolonialmacht abhob, sondern bereits in der frühen zweiten Jahrhunderthälfte ein ethnisch begründetes Überlegenheitsbewußtsein mittransportierte. Ebenso ließe sich etwa im Zusammenhang mit den später entstandenen Berliner Denkmälern für Wortführer des Linksliberalismus oder mit dem Schillerdenkmal zumindest die symbolische Ambition der Opposition erkennbar machen, die konstitutive politische Bedeutung der frühnational-bürgerlichen Bewegung für die Nationalstaatsgründung an den autoritär-monarchischen Teleologien vorbei geltend zu machen. Vgl. Rausch, Kultfigur und Nation (Anm. 22).

122 Vgl. D. Langewiesche, Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. Zwischen Partizipation und Aggression, Bonn 1994.

123 Vgl. H. A. Winkler, Vom linken zum rechten Nationalismus. Der deutsche Liberalismus in der Krise 1878/9, in: GG 4 (1978), S. 5-28; dagegen B. Vogel, Vom linken zum rechten Nationalismus. Bemerkungen zu einer Forschungsthese, in: B. J. Wendt (Hrsg.), Vom schwierigen Zusammenleben der Deutschen: nationale Identität und Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. u. a. 1992, S. 97-110.

singulärer „Sonderweg“¹²⁴-Phänomene, sondern machen mehr oder minder diffuse „charakteristische Mischformen“¹²⁵ plausibel.

Schließlich werden historische Facetten einer westeuropäischen Kultur des Nationalen im Spiegel zeitgenössischer Denkmalinszenierungen nicht nur anhand strukturell ähnlicher „nationaler“ Zuschreibungsmuster erkennbar, sondern auch in Bezug auf inhaltlich verschiedene, aber ähnlich subtile öffentliche Rezeptionsmechanismen. Ihr beachtlichstes zeitgenössisches Reflexionsniveau erreichte die Kritik an der monumental oktroyierten Deutung der „Nation“ im Zusammenhang mit dem Pariser Projekt für den Barrikadenkämpfer Baudin 1868, während sie in London in den 1860er Jahren weniger auf ein alternatives Nationskonzept als auf eine entsprechende Eignung des Mediums Denkmal zielte. Nur in Berlin kam nach dem 1848/9 gescheiterten Versuch der symbolischen Widerrede Einspruch gegen die monarchisch deklarierte Nation nicht dauerhaft zustande.

So sind ausschmitthaft Dissensspielräume und diskursive Unterwanderungen offiziöser Deutungsmonopole erkennbar geworden, die den zeitgenössischen Diskurs über die Nation pluraler erscheinen lassen, als die in der Nationalismusforschung ebenso häufige wie empirisch unzureichend gesicherte These von der weitgehenden nationalen Infiltrierung weiter Gesellschaftsteile nahelegt. Unterschiedlich bleibt dabei die programmatische Reichweite von Einwänden im Detail und das insgesamt breite symbolische und diskursive Artikulationsspektrum zwischen polemischem Eklat und Gegendemonstrationen in Frankreich, publizistischer Sensibilität gegenüber dem propagandistischen Medium in England und subtilem, wenn auch verhaltenem Einspruch in Preußen-Deutschland. In allen Fällen unterläuft jedenfalls die „national“ intendierte Deutung und Inszenierung öffentlicher Denkmalfiguren jeden Eindruck von der Nation als konsolidiert-stringentem Ordnungszusammenhang und als gesamtgesellschaftlich angeeigneter „Identität“. Als Konstitutivum einer westeuropäischen Kultur des Nationalen im 19. Jahrhundert erscheint daher neben den argumentativ ähnlichen „nationalen“ Rhetoriken und Topoi auch das besondere Dissenspotential der „nationalen“ Symbolsprachen.

124 Vgl. so aber in Bezug auf Deutschland nach wie vor H. A. Winkler, *Der lange Weg nach Westen*, Bd. 2: Deutsche Geschichte vom „Dritten Reich“ bis zur Wiedervereinigung, München 2001, hier S. 648.

125 Berger, *Britischer und deutscher Nationalismus* (Anm: 8), S. 115.

Bernhard Struck

Von Sachsen nach Polen und Frankreich. Die These der „Erfindung Osteuropas“ im Spiegel deutscher Reiseberichte um 1800

I. Einführung: Auf der Suche nach Osteuropa

Als Larry Wolff vor knapp zehn Jahren sein Buch *Inventing Eastern Europe* vorlegte, lag der Umbruch in Ostmitteleuropa gerade fünf Jahre zurück. Obwohl bislang nicht übersetzt, fand das Buch im deutschen Sprachraum in den folgenden Jahren eine breite Resonanz.¹ Auf der Basis von philosophischen, historiographischen und geographischen Beschreibungen sowie von Reiseliteratur der Zeit um 1800, so die Hauptthese von Wolff, lasse sich die *mental map* eines in Ost und West geteilten Kontinents bis in die Zeit der Spätaufklärung zurückverfolgen. Bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert habe eine Teilung des Kontinents in einen rückständigen, unzivilisierten, unkultivierten und barbarischen Osten und – als Selbstentwurf westeuropäischer Schriftsteller und Philosophen – zivilisierten, fortschrittlichen und Kultur tragenden Westen stattgefunden. Diese Teilung sei vor allem eine imaginäre gewesen, die dem Muster von Edward Saïds *Orientalism* folge, also der diskursiven Erfindung eines negativen Antipoden, eines *negative Other*, wie es die Literatur zum Diskurs des Kolonialismus formuliert.²

Der Kernthese des Buches ist bislang kaum widersprochen worden, schien sie doch – zumal Mitte der 1990er Jahre – den politischen Sieg des „Westens“ über den „Osten“ und die Dichotomie der Nachkriegszeit und des Kalten Krieges historischen zu belegen. In der Tat wirkt das, was Larry Wolff aus den Quellen konstruiert, wie eine rückständige und unzivilisierte Region. Die Beschreibungen aus der Zeit um 1800 von Gebieten, die wir heute dem östlichen Europa zuordnen, darunter Polen, Russland, das Baltikum und Teile Südosteuropas, hinsichtlich ihrer Infrastruktur, der Straßen-

1 Vgl. Geschichte und Gesellschaft (GG) 28 (2002) 3 unter dem Titel „Mental Maps“, hrsg. von C. Conrad. Die Beiträge gehen auf eine Tagung am „Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas“ (ZVGE) in Berlin zurück, die wesentlich durch das Buch von Larry Wolff inspiriert wurde.

2 Vgl. L. Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994, S. 6. Zur Debatte zum Kolonialismus vgl. A. Loomba, *Colonialism/Postcolonialism*, London/New York 2000; S. Mills, *Dis-course*, London 1999.

verhältnisse, der Wirtshäuser oder des Zustandes von Städten und Dörfern wirken trist und rückständig. So zitiert Wolff beispielsweise den aus England stammenden Historiker William Coxe, der 1778 von einer Reise durch die polnisch-litauische Union berichtete:

„Our only bed was straw thrown upon the ground, and we thought ourselves happy when we could procure it clean. Even we, who were by no means delicate, and who had long been accustomed to put up with all the inconveniences, found ourselves distressed in this land of desolation. Though in most countries we made a point of suspending our journey during night, in order that no scene might escape our observation; yet we have even preferred continuing our route without intermission to the penance we endured in the receptacles of filth and penury: and we have reason to believe that the darkness of the night deprived us of nothing but the sight of human misery. The natives were poorer, humbler, and more miserable than any people we had yet observed in the course of our travels: wherever we stopped, they flocked around us in crowds; and, asking for charity, used the most abject gestures.“³

Nicht allein die Unterkünfte, die Städte und das Erscheinungsbild der Dörfer, sondern auch die Sitten und Gebräuche, Armut und Umgangsformen des einfachen Volkes scheinen sich in das stereotype Bild von einem unzivilisierten und rückständigen Osteuropa zu fügen.

Zweifel an der These von Larry Wolff und die Frage, ob Passagen wie die des Engländers Coxe die Existenz und Andersartigkeit von Osteuropa belegen können, formulierte Benjamin Schenk in einem Überblicksartikel zu Raumvorstellungen und zum Konzept der *mental maps*. Zu Recht verwies der Autor zum einen auf den amorphen Raum „Eastern Europe“, den Wolff aus seinen Quellen heraus beschreibt, der ohne Grenzen und ohne regionale Unterschiede zwischen Petersburg und Belgrad, Posen und Moskau bleibt. Zum anderen wandte Schenk ein, dass erst der Vergleich von Aussagen westeuropäischer Aufklärer und reisender Schriftsteller über Russland oder Polen mit solchen über Skandinavien, Italien, Spanien, Frankreich oder anderen Regionen Europas, die gewöhnlich nicht zu Osteuropa gerechnet werden, die Spezifität und die mögliche Rückständigkeit des östlichen Teil des Kontinents belegen könnten.⁴ Mit anderen Worten: Ist es nicht eine Art *self fulfilling prophecy*, sich ausschließlich über diejenigen Regionen zu beugen, die man aus dem Blickwinkel des späten 20. Jahrhunderts gewohnt ist, unter dem Signum „Osteuropa“ – ein Begriff, der stets mit normativen Kriterien

3 Zit. nach L. Wolff, *Inventing* (Anm. 2), S. 27. Im Original: W. Coxe, *Travels into Poland, Russia, Sweden, and Denmark*, 5 Bde., 4. Aufl., London 1792 (zuerst 1784).

4 Vgl. F. B. Schenk, „Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung“, in: GG 28 (2002) 3, S. 493-514, hier S. 499-501.

wie Unkultur und Rückständigkeit behaftet ist – zu subsumieren, und hier für die Zeit um 1800 vermeintliche Rückständigkeiten aufzuzeigen.

Die genannten Aspekte hinsichtlich der recht unspezifischen räumlichen Kategorie „Eastern Europe“ und des Vergleichs sind zwei wesentliche Punkte, die gegen die These einer Erfindung Osteuropas ins Feld geführt wurden. An diese Kritik und den methodischen Einwand, sich komparativ dem Problem von Raumvorstellungen zu nähern, knüpft der folgende Beitrag an. Die zentrale Frage lautet: Was bleibt von Osteuropa, wenn man beginnt zu vergleichen?

Quellenmaterial des Beitrages sind Beschreibungen deutscher Reisender über Frankreich und Polen, die in komparativer Perspektive gelesen werden. Dem Vergleich liegt in Anknüpfung an Larry Wolff die Frage zugrunde, wo – in diesem Fall aus einer deutschen Perspektive – in der Zeit um 1800 „Osteuropa“ liegt. Dabei steht der Begriff in normativer Weise – zumindest für heuristische Zwecke – als Chiffre für Barbarei, Rückständigkeit und Unkultur, so wie Larry Wolff „Eastern Europe“ identifizierte. Die Frage, die dem Beitrag zugrunde liegt, lässt sich jedoch auch anders stellen: Wo liegt Sachsen?

Denn Ausgangspunkt der Reisen und gleichzeitig der vergleichenden Fragestellung ist Sachsen. Als Quellenbasis dienen – nicht ausschließlich, aber so weit als möglich – Berichte von reisenden Schriftstellern, die um 1800 über Frankreich oder Polen berichtet haben und die entweder aus Sachsen stammten oder dort in einer entscheidenden Phase ihres Lebens während des Studiums oder durch ihren Beruf sozialisiert waren. Sachsen eignet sich aus zweierlei Gründen für eine kritische Auseinandersetzung mit der These der Erfindung Osteuropas. Zum einen, da die Region aus heutiger Sicht als Teilgebiet der neuen Bundesländer an der Nahtstelle zwischen der alten Bundesrepublik als Teil des Westens und Polen und Tschechien als Teilregionen des Ostens liegt. Zum anderen, weil Sachsen gemeinsam mit Brandenburg und Pommern als östliche Peripherie des Alten Reichs um 1800 bei Larry Wolff als Transit- und Übergangsregion nach „Osteuropa“ erscheinen.⁵

Dem Beitrag liegt in der hier skizzierten Fragestellung somit ein doppelter Vergleich zugrunde. Auf der ersten Ebene wird explizit nach den Ähnlichkeiten und Unterschieden in sächsischen respektive deutschen Reiseberichten über die beiden Nachbarn Frankreich und Polen gefragt. Auf einer zweiten Ebene wird das Ergebnis dieser vergleichende Perspektive mit der These von Larry Wolff, die vornehmlich auf Autoren englischer und französischer Provenienz beruht, verglichen und kontrastiert.

5 Vgl. L. Wolff, *Inventing* (Anm. 2), S. 19.

Der erste Teilabschnitt geht der Frage nach, welche geographischen Kategorien deutschsprachige Reisende hinsichtlich ihrer Reisen nach Frankreich und Polen verwendeten. Der zweite Teil fragt nach den in beiden Regionen vorgefundenen und wahrgenommenen Reisebedingungen, die, wie oben bereits beispielhaft gezeigt, in der Argumentation der Erfindung eines rückständigen Ostens wiederholt betont wurden. Der dritte Abschnitt geht den Ähnlichkeiten und Unterschieden der Wahrnehmung des ländlichen Raumes und der Provinzstädte in beiden Ländern nach. Abschließend wird auf die Eingangsfragen zurück zu kommen sein und aus der Sicht der Reisenden eine alternative Antwort auf die Frage, wo Osteuropa liegt, gegeben werden.

II. Nord – Süd: Zur mentalen Geographie um 1800

Wohin wurde um 1780 gereist, wenn ein Passagier von Sachsen nach Paris oder Lyon oder um 1800 von Berlin nach Warschau, Krakau oder Lemberg aufbrach? Wie wurden Frankreich und Polen von den Zeitgenossen um 1800 geographisch verortet? Welche geographischen Bezeichnungen wurden gewöhnlich verwendet? Welche möglichen Kategorien verbergen sich hinter geographischen Bezeichnungen?

Der aus Poserna stammende Johann Gottfried Seume schrieb zu Beginn seines Reiseberichts *Mein Sommer 1805* über die Route Dresden, Warschau, Kaunas und Petersburg: „Ich war Willens, über meine jetzige Ausflucht nach dem Norden nichts zu sagen.“⁶ Auch andere Reisende bezeichneten „Rußland und Polen“ als zu den „nordischen Staaten“ gehörig. Die geographische Kategorie „Norden“ für die Gebiete Polen, Litauen, Kurland und Russland war um 1800 geläufig. Nicht nur Petersburg oder Wilna lagen in den Augen der Zeitgenossen im Norden, auch eine Stadt wie Lemberg – mathematisch-geographisch südlich von Prag und etwa auf einer Achse mit Paris gelegen – wurde dem geographischen Zusammenhang des Nordens zugerechnet.⁷

Mit dieser geographischen Zuordnung des Nordens, der über das heutige Skandinavien hinaus Polen, das Baltikum und Russland umfasste, folgten die deutschsprachigen Reisenden der zeitgenössischen Klimatheorie. Montesquieu hatte im *Esprit des Lois* die europäischen Nationen unter klimatischen Gesichtspunkten nach Norden und Süden unterteilt, wobei sich die

6 J. G. Seume, *Mein Sommer 1805*, 2. Aufl., Leipzig 1815, S. III.

7 Vgl. C. B. Feyerabend, *Kosmopolitische Wanderungen durch Preußen, Liefland, Kurland, Lithauen, Vollanden, Podolien, Gallizien und Schlesien, in den Jahren 1795 bis 1797*, 4. Bde., Germanien (Danzig) 1798–1803, Bd. 2, S. 367; J. Rohrer, *Bemerkungen auf einer Reise von der türkischen Gränze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien, Mähren nach Wien, Wien 1804*, S. 157.

Kulturgeschichte einer europäischen Nord-Süd-Dichotomie bis in die Antike zurückverfolgen lässt.⁸ Die klimatischen Bedingungen wiederum hatten in den Augen der Reisenden Konsequenzen für die Alltagskultur in den „nordischen“ und das heißt kälteren Regionen. Zu den weit verbreiteten Bildern über die Länder des Nordens gehörten die vermeintliche Faulheit und Trunkenheit. Darüber hinaus wurde das Problem der Leibeigenschaft in seinen unterschiedlichen Ausprägungen wiederholt betont – dies jedoch nicht allein für Länder wie Polen, das Baltikum oder Russland, die aus heutiger Perspektive Osteuropa zugeordnet werden, sondern auch für Dänemark und Schweden.⁹

Neben diesen Faktoren, die in den Augen der Zeitgenossen eine regionale Einheit formten, betonten die Reisenden immer wieder den historischen Zusammenhang der Länder des heutigen Skandinaviens, Polens und Russlands. Dieser ergab sich aus der Reihe frühneuzeitlicher Kriege, den sogenannten Nordischen Kriegen, die die Ostseeanrainer gegeneinander führten. Die Spuren, die der Große Nordische Krieg zu Beginn des 18. Jahrhunderts v. a. in den Städten Polens hinterlassen hatte, waren für die auswärtigen Besucher noch Jahrzehnte später sichtbar.¹⁰ Der regionale Zusammenhang des Nordens findet sich nicht nur in den Reisebeschreibungen der Zeit, sondern darüber hinaus auch in den historiographischen Schriften, wie beispielsweise in August Ludwig Schölzers *Allgemeiner Nordischer Geschichte* von 1771, wobei Geographie, Historiographie und Reisebeschreibung in einem engen, sich gegenseitig beeinflussenden Verhältnis standen.¹¹

8 Vgl. C.-L. de Montesquieu, *De l'Esprit des Lois*, 2 Bde., Paris 1949; D. Kirby, *The Baltic World 1772–1993. Europe's Northern Periphery in an Age of Change*, London 1995, S. 46; C. Bassnet, *Comparative Literature*, Oxford 1993, S. 101f.

9 Vgl. J. H. Liebeskind, *Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Preußen, Kurland und Liefland, während des Aufenthalts der Franzosen in Mainz und der Unruhen in Polen, Straßburg 1795*, S. 3f; H. A. Barton, *Northem Arcadia. Foreign Travelers in Scandinavia, 1765-1815*, Carbondale/Edwardsville 1998, S. 61f, 77-80.

10 Vgl. Carosi, Bd. 1, S. 104f; Feyerabend, Bd. 2, S. 460. Zu den „Nordischen Kriegen“ vgl. K. Zernack, *Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte*, Berlin 1994, S. 205-209, S. 232-240.

11 Vgl. A. L. Schölzer, *Allgemeine Nordische Geschichte*, Halle 1771. Hierzu auch M. Hildermeier, *Von der Nordischen Geschichte zur Ostgeschichte. Osteuropa im Göttinger Horizont*, in: H. Boockmann/H. Wellenreuther (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe*, Göttingen 1987, S. 102-121; U. Plath, *Nichts Neues im wilden Osten? Die baltischen Provinzen Rußlands im Blick deutscher Reisender und Migranten um 1800*, in: H. E. Bödeker/A. Bauerkämper/B. Struck (Hrsg.), *Die Welt erfahren. Reisen als Kulturkontakt*, Frankfurt a. M. 2004.

Wenn ein aus Sachsen stammender Reisender wie Johann Gottfried Seume um 1800 Polen dem Norden zuordnete, liegt es nahe, dass Frankreich in den Augen der Zeitgenossen im Süden lag. In der Tat berichteten die deutschen Passagiere, die sich selbst nicht selten als „Nordländer“ bezeichneten, von Reisen in den Süden oder gen „Mittag“.¹²

Die geographische Zuordnung Frankreichs zum südlichen oder mittäglichen Europa lag in der Reisepraxis und den Reisezielen begründet. Denn wenngleich Paris aufgrund seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Anziehungskraft ohne Zweifel unangefochten an der Spitze der Reiseziele in Frankreich stand, nahm die Zahl der Reisen in die Provinz und hier v.a. in die südlichen Landesteile seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert stetig zu. Während weite Teile des Landes, wie z.B. die Normandie oder die Bretagne, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beinahe unbereist und unbeschrieben blieben, zog es immer mehr Reisende vor dem Hintergrund der Entdeckung arkadischer Landschaften, der einsetzenden Faszination für die antiken Stätten der römischen Zivilisation in Südfrankreich und eines gleichzeitig beginnenden rekreativen Reisens als Vorboten des modernen Tourismus in die südlichen Mittelmeerregionen. Diese wurden von den Zeitgenossen als eine Art „Vorahnung Italiens“ dem Süden zugeordnet.¹³

Die Scheidelinie zwischen dem Süden und dem Norden setzten die Reisenden auf der Höhe von Lyon an. Ausschlaggebend hierfür waren – wie auch im Norden – der Wandel des Klimas und damit einhergehend von Alltagskultur, Architektur und Vegetation. Jenseits von Lyon, so Anton Fahne, erhalte die Landschaft einen „südlichen Anstrich.“¹⁴ Johann Daniel Mutzenbecher sah weit von Lyon die Grenze zwischen Nord und Süd verlaufen:

„Hier ist die eigentliche Gränze des südlichen Frankreichs und man betritt nun das Department du Gard. (...) Einen unterscheidenden Charakter haben die südfranzösischen Dörfer dadurch, daß alle Häuser, Ställe u.s.w. in Stein erbauet sind, welches der Reichthum an diesem Material gestattet und in der Hitze von großem Vorteil seyn mag; allein angenehm spricht dies dem Auge nicht zu, obschon es den Dörfern das Ansehen von kleinen Landstädten giebt; sie sind auch eben nicht so eng und winklig wie diese.“¹⁵

12 Vgl. F. R. Salzmann (Anonym), Schrifttasche auf einer neuen Reise durch Teutschland, Frankreich, Helvetien und Italien gesammelt. Enthält besondere Anekdoten, Bemerkungen und Erzählungen, Bd. 1, Frankfurt/Leipzig 1780, S. 224, 226; I. Hahn-Hahn, Bd. 2, S. 1; J. Venedey, Das südliche Frankreich, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1846, Bd. 1, S. 159f.

13 Vgl. K. Kautz, Das deutsche Frankreichbild in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach Reisebeschreibungen, Tagebüchern, Briefen, Köln 1957.

14 Vgl. A. Fahne, Bilder aus Frankreich vom Jahre 1831. Beiträge zur Beurtheilung unserer Zeit, Berlin 1835, S. 66.

Diese Nord-Süd-Dichotomie dominierte die Reisebeschreibungen über Polen und Frankreich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Erst nach 1815, im Anschluss an die Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress und schließlich ab den 1830er und 1840er Jahren, als sich in Ländern wie England und Frankreich eine beschleunigte industrielle Entwicklung abzeichnete, finden sich erstmals Hinweise auf eine allmähliche Umorientierung in Richtung eines geographischen Denkens entlang der Kategorien Ost und West. Spuren dieses Wandels der europäischen *mental map* finden sich in Hegels *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* aus den zwanziger Jahren, indem er von den „nordöstlichen Staaten Europas“ sprach; zu denen er „Polen, Rußland, die slawischen Reiche“ zählte.¹⁶

Etwa zeitgleich berichtete Heinrich Heine in seiner Schrift *Über Polen* von der „[e]indringende[n] Barbarei von Osten“, womit Russland gemeint war. Gleichzeitig sah er eine „von Westen“, von Frankreich, „eindringende Überkultur“, die Polen beeinflusste. Aus diesen Einflüssen, so der junge Student, resultierten „jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen“¹⁷. In der Reiseliteratur des frühen 19. Jahrhunderts dürfte Heine einer der ersten gewesen sein, der die geographischen Kategorien von „Osten und „Westen“ gebrauchte, um die beiden Nachbarn Polen und Frankreich zu kennzeichnen. Die neuen geographischen Kategorien transportierten nicht mehr den traditionellen klimatischen und historiographischen Zusammenhang von Nord und Süd, sondern standen in enger Verbindung mit der Idee von Kultur und Zivilisation auf der einen Seite, Barbarei und Unkultur auf der anderen.¹⁸ Die neue *mental map* löste die traditionelle Nord-Süd-Dichotomie nicht sofort ab. Bis zur Jahrhundertmitte finden sich immer wieder Verweise auf die ältere imaginäre Ordnung Europas.¹⁹ Erst 1835 veröffentlichte ein Reisender, der aus Leip-

15 J. D. Mutzenbecher, S. 132. Vgl. auch K. F. Jariges (anonym), Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal im Jahr 1802, Leipzig 1810, S. 10-14. Zur traditionellen Scheidung in einen nördlichen und einen südlichen Teil Frankreichs vgl. R. Chartier, „La ligne Saint-Malo-Genève“, in: P. Nora (Hrsg.), *Les Lieux de Mémoire*, 3 Bde., Paris 1997, hier: Bd. 2, S. 2817-2850.

16 Vgl. G. W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a. M. 1999, 5. Aufl., S. 132f.

17 H. Heine, „Über Polen“, in: ders., *Reisebriefe und Reisebilder*, Berlin 1981, S. 83-117, hier S. 93.

18 Zur Genese des „Osteuropabegriffs“, der im 19. Jahrhundert zunächst vornehmlich Russland meinte, vgl. H. Lemberg, „Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom ‚Norden‘ zum ‚Osten‘ Europas“, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 33, 1985, S. 48-91.

19 Vgl. J. Venedey (Anm. 12), Bd. 1, S. 159f.

zig stammende Journalist Otto Spazier, einen Bericht mit dem Titel *Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich*.²⁰

Festzuhalten bleibt, dass die Reisenden um 1800, aber auch Historiographen und Geographen nicht in den räumlichen Kategorien Ost und West dachten. Der deutschen Perspektive ist hinzuzufügen, dass auch die Autoren, auf die Larry Wolff verweist, den Terminus Osteuropa bzw. „Eastern Europe“ in der Regel nicht verwendeten. Lediglich durch die Übertragung französischer Quellen, die traditionell von „l’Orient de l’Europe“ sprechen, so wie heute noch der Begriff „la Prusse orientale“ für Ostpreußen gebräuchlich ist, ins Englische, kommt es zu einer Formulierung im Englischen wie „we are in the East of Europe“, wenn Wolff einen Reisenden, den Comte de Ségur, zitiert.²¹ Erst sehr allmählich setzte ein Wandel im Gebrauch der geographischen Kategorien ein, der sich bis weit ins 19. Jahrhundert verfolgen lässt. Über diesen begriffsgeschichtlichen Einwand hinaus stellt sich im Folgenden die Frage, ob Frankreich und Polen in der Wahrnehmung der Reisenden so unterschiedlich betrachtet wurden, dass man zumindest für heuristische Zwecke von einer Trennung in einen rückständigen Osten und einen modernen, fortschrittlichen Westen sprechen könnte.

III. Infrastrukturen und Reisemodalitäten

Vergleicht man Frankreich und Polen hinsichtlich der über die beiden Länder publizierten Reiseberichte auf einer quantitativen Ebene in der Zeit um 1800 ergibt sich ein großer Unterschied. Denn bedeutend mehr Reiseberichte wurden über Frankreich publiziert.²² Frankreich war ohne Zweifel das attraktivere Land, das im Rahmen der europäischen Reisepraxis von der *peregrinatio academica* über die *Grand Tour* bis zur bürgerlichen Bildungsreise bereits eine lange zurückreichende Reisetradition besaß.²³ Polen lag demgegenüber eher an der Peripherie der europäischen Reisepraxis, da es weder für Gelehrte, noch für Adlige oder bürgerliche Bildungsreisende sonderlich attraktiv war. Aber dieses Schicksal teilte Polen mit einer Reihe anderer Länder wie Skandinavien, Irland oder Spanien.

20 Vgl. O. Spazier, *Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich*, Stuttgart 1835.

21 Vgl. L. Wolff, *Inventing* (Anm. 2), S. 6.

22 Im Zeitraum zwischen 1750 und 1850 erschienen über Frankreich etwa dreimal so viele Berichte wie über Polen. Dieses Verhältnis ergab sich aus einer quantitativen Erhebung der Bestände in den Bibliotheken Berlin, Eutin, Wolfenbüttel, Göttingen und Wien im Rahmen meiner Dissertation „Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender zwischen 1750 und 1850“.

23 Vgl. T. Grosser, *Reiseziel Frankreich. Deutsche Reiseliteratur vom Barock bis zur Französischen Revolution*, Opladen 1989.

Es stellt sich die Frage, ob die Gründe für diesen quantitativen Unterschied und die so unterschiedliche Attraktivität zweier Regionen wie Frankreich und Polen möglicherweise in den Reisemodalitäten bzw. der Infrastruktur für das Reisen zu suchen sind. Diese Frage muss auch deshalb gestellt werden, da Reisebedingungen, darunter Straßenverhältnisse, Transport- und Postsystem, Wirtshäuser, Sprache und Kommunikation, einen argumentativen Strang für ein vermeintlich rückständiges Osteuropa seit dem späten 18. Jahrhundert bildeten.²⁴

„Die Chaussees“, schrieb Heinrich Sander über die Straßenzustände in Frankreich um 1775, „sind, wie überall in Königreiche, prächtig, breit, mit Bäumen zu beiden Seiten besetzt, und überall beständig in gutem Stande.“²⁵ Dieses positive Bild teilten viele andere deutsche Reisende und im Vergleich mit den Bedingungen im territorial zerklüfteten Deutschland schnitt Frankreich im Urteil der Besucher sehr viel besser ab.²⁶ Die guten Straßenbedingungen in Frankreich gingen nicht zuletzt auf die 1715 eingerichtete Verkehrsbehörde *Ponts et Chaussées* zurück und die im 18. Jahrhundert gegründeten Ausbildungsstätten wie die *Écoles des Ingénieurs des Ponts et Chaussées*.²⁷

Das bereits am Ende des Ancien Régime gut angebaute Postkutschen- und Diligencensystem wurde auch durch die Revolution kaum und nur kurzfristig in Mitleidenschaft gezogen. Und wengleich die Reisebedingungen unter der Revolution zeitweilig in Mitleidenschaft gezogen worden waren, berichtete der aus Pommern stammende und in Jena studierte Theologe und Philologe Johann Friedrich Droysen von seiner Frankreichreise im Jahr 1801 von umfangreichen Instandsetzungsarbeiten und „schön und eben gepflastert[en]“ Wegen und Chaussees, die ein rasches und unkompliziertes Reisen ermöglichten.²⁸

Die in Frankreich herrschenden Reisebedingungen, die Qualität der Straßen, die Zuverlässigkeit und Sicherheit des Postsystems und nicht zuletzt die Geschwindigkeit des Reisens fanden immer wieder das Lob der auswärtigen Besucher. Ernst Moritz Arndt schätzte die Reisegeschwindigkeit auf „12 bis 14 Meilen“ pro Tag, während Heinrich August Ottokar Reichard in seinem Reisehandbuch sogar von 18 bis 20 deutschen Meilen ausging.²⁹ Gemessen

24 Vgl. L. Wolff (Anm. 2), S. 25-30.

25 H. Sander, Bd. 1, S. 22.

26 Vgl. F. J. v. Günderode, Bd. 1, S. 30; H. F. Storch, S. 346; S. La Roche, S. 26.

27 Vgl. T. Grosser (Anm. 23), S. 331.

28 Vgl. J. F. Droysen, S. 47.

29 Vgl. E. M. Arndt, *Reisen*, 1802, Bd. 1, S. 101; H. A. O. Reichardt, *Der Passagier*, 1803, S. 168.

an den zeitgenössischen Reisemodalitäten in Deutschland entsprach das in etwa einer drei- bis vier Mal so hohen Reisegeschwindigkeit.³⁰ In dieses häufig gelebte und insgesamt äußerst positive Bild mischten sich nur selten negative Stimmen wie die von Ida Hahn-Hahn oder Johanna Schopenhauer, die hinsichtlich der Reiseverhältnisse in der Provinz unweit von Poitiers meinte, dass „die Straße kaum noch eine Straße genannt zu werden“ verdient.³¹

Immer wieder griffen die Reisenden zum Zweck der Illustration auf das ihnen Bekannte zurück und zogen Vergleiche. Deutschland schnitt hierbei in der Regel schlecht ab. Die Straßenverhältnisse in der Heimat wurden als mangelhaft beurteilt, das Reisen war langsamer und dadurch teurer. Johann Daniel Mutzenbecher, der die Qualität des Reisens in Frankreich hinsichtlich Geschwindigkeit und Komfort des Kutschensystems wie die meisten seiner Landsleute äußerst positiv beurteilte, zog noch einen weiteren interessanten Vergleich. Über die Region um Montpellier notierte er:

„Es ist nichts weniger als angenehm. Man könnte sich einbilden in Polen zu reisen, und würde, bis man das reizend liegende Frontignan in's Auge bekommt, aus diesem Träume nicht gerissen werden.“³²

Der direkte Vergleich der Reisebedingungen zwischen Frankreich und Polen ist in der Reiseliteratur um 1800 sicherlich ein Einzelfall, schon deshalb, weil nicht viele Reisende mit beiden Ländern vertraut waren. Dennoch handelt es sich um eine bemerkenswerte Analogie, die es näher zu verfolgen gilt. Vergleicht man die qualitativen Aussagen der deutschen Polenreisenden genauer mit den Berichten über Frankreich, wird deutlich, weshalb Johann Daniel Mutzenbecher diesen Vergleich zog. Denn wenngleich Polen im Gegensatz zu Frankreich eher an der Peripherie der europäischen Reisepraxis zu suchen ist, lag dies nicht an den Reisebedingungen. Über diese schrieb beispielsweise der aus Magdeburg stammende Historiker Johann Christoph Friedrich Schulz, der Polen und Frankreich aus eigener Anschauung kannte, Anfang der 1790er Jahre:

„Der Postwechsel ist in einem einzelnen gemauerten Hause, eine kleine Strecke von dem Städtchen Radziwiliszek. Hier blieb ich die Nacht, nachdem ich in dreizehn Stunden sechzehn starke Meilen zurückgelegt hatte. Man vergleiche dies ein wenig mit der Art Extrapost zu fahren in Sachsen oder Preußen, wo die Reisenden für den Postknecht und seine Pferde da zu sein scheinen, nicht diese für den Reisenden.“³³

30 Vgl. T. Großer (Anm. 23), S. 336; K. Beyrer, Die Postkutschenreise, Tübingen 1985.

31 Vgl. J. Schopenhauer, S. 35; I. Hahn-Hahn (Anm. 12), Bd. 2, S. 118.

32 J. D. Mutzenbecher (Anm. 15), S. 203.

Zwar räumte der Reisende ein, dass es „gemachte Straßen“ nur teilweise in Polen und Litauen gab. Dennoch wussten die Besucher immer wieder von einem effizienten und kostengünstigen Postsystem zu berichten, das ein weitaus schnelleres Reisen als in den deutschen Territorien erlaubte.³⁴

Der zeitweilig in Mitau als Professor für Geschichte tätige Schulz erwähnte neben den guten Reisebedingungen in den Gebieten der polnisch-litauischen Republik auch die einfache und ärmliche Kleidung der „Postknechte“, die „weder Röcke, noch Hosen, noch Stiefeln“ trügen.³⁵ Die hier konstatierte Armut kann jedoch kaum als ein polnisches oder vermeintlich osteuropäisches Spezifikum für Rückständigkeit und Barbarei gerechnet werden,³⁶ wie der Vergleich mit Frankreich zeigt. Hier berichtete Anton Fahne in den 1830er Jahren:

„So erinnere ich mich, daß im Elsaß ein junger Kerl in wahrer Bettlergestalt den Wagen führte. Seine ganze Bekleidung bestand aus einer grau leinenen, überall zerrissenen, kurzen Hose, einem Hemde und großem runden Hut, alles Uebrige war unbedeckt und zeigte eine verbrannte und schmutzige Haut, eine wahre Zigeunergestalt.“³⁷

Die vergleichende Perspektive auf zwei so vermeintlich verschiedene Länder wie Frankreich und Polen um 1800 zeigt hinsichtlich der Reisebedingungen eher Ähnlichkeiten als Unterschiede. Ob im Elsass oder in Litauen, die einfachen Postbedienten und Fahrer wurden aus der Perspektive kultivierter, städtisch-bürgerlicher Reisender als arm, roh und unzivilisiert angesehen. Das Postsystem und die Reisegeschwindigkeit wurde in beiden Ländern, von wenigen Ausnahmen abgesehen, als gut funktionierend beschrieben und übertraf in der Einschätzung der Besucher die Reisebedingungen in den heimatlichen, deutschen Territorien.

Neben diesen Aspekten der Infrastruktur des Reisens ähnelte sich auch der Blick auf die Gasthäuser und Unterkünfte. Diesbezüglich wurden die Unterkünfte in den größeren Städten, ob in Paris oder Warschau, Lemberg oder Lyon, Bordeaux oder Krakau nicht selten gelobt. Hier entsprachen die Wohn- bzw. Unterkunftsbedingungen am ehesten den aus der Heimat oder dem eigenen Wohnort bekannten und das waren in der Regel Städte wie Ber-

33 J. C. F. Schulz, S. 13f. Vgl. auch S. 19.

34 Vgl. ebenda, S. 30f; J. P. v. Carosi, Reisen durch verschiedene polnische Provinzen, mineralogischen und andern Inhalts, 2 Bde., Leipzig 1781/84, hier Bd. 1, S. 1; T. Huber, Fragmente über einen Theil von Polen. Aus Briefen einer Engländerin, im Jahr 1789 geschrieben, in: Dies., Erzählungen, Bd. 4, Leipzig 1831, S. 321-373, hier S. 324.

35 Vgl. Schulz (Anm. 33), S. 31.

36 Vgl. L. Wolff (Anm. 2), S. 27, 29, 41.

37 A. Fahne (Anm. 14), S. 151.

lin, Leipzig, Dresden oder Halle. In der Provinz jedoch, ob in Südfrankreich oder Galizien, waren die Bedingungen schlichter, nicht selten offenbar simpel und entsprachen nicht den Anforderungen eines reisenden Bildungshürgers wie Johann Friedrich Carl Grimm. Dieser beschrieb seine Eindrücke von einem ländlichen Wirtshaus folgendermaßen:

„Will man zur Küche seine Zufucht nehmen, die in den Gasthöfen insgemein das ist, was in Deutschland die Wirtstube vorstellet, und die ebenfalls kein ander Feuer, als das im Kamine hat, so muß man sich gefallen lassen, das ewige Husten und Schneutzen und Spucken des Gesindes, der Fuhrleute und so weiter mit anzuhören, und den Gestank von allem Unflath, den sie da zusammen tragen, verschlucken.“³⁸

Der Gothaer Arzt beklagte die einfachen, schmutzigen und feuchten Zimmer, die nicht seine Erwartungen erfüllten. Mehr noch als die simple Art der Unterbringung in dem Wirtshaus fällt jedoch die abwertende Differenz gegenüber der ländlich-bäuerlichen Bevölkerung und den Fuhrleuten auf, die aus dem Bericht des bildungsbürgerlichen Reisenden spricht:

„Da in den Küchen der Feuerherd fehlt, und alles in eben dem Kamin an der Erde gekocht und gebraten wird, nebst dem Koch, das ganze Haus sich zu erwärmen lieget, und alles nach dem Feuer zu hustet und spuckt, so geht es nothwendig nicht selten daneben, und auf den am Spieß steckenden Braten, oder in die Pfanne, in der das Fricassce gekocht wird; nicht zu gedenken, daß sich gleich neben dem Spieß auch die Füße der Bauern und Fuhrleute erwärmen, oder ihre stinkenden Kleider um die Geschirre herum hängen.“³⁹

Das hier geschilderte Wirtshaus lag nicht etwa in der galizischen Provinz oder in Litauen, sondern in Meaux unweit von Paris. Zwar variierten die Schilderungen von Wirtshäusern, deren Beurteilung äußerst subjektiv ausfallen konnte und stark von der Erwartungshaltung geprägt war, von einem Besucher zum anderen. Auch von Region zu Region konnten sich die Beschreibungen stark unterscheiden. Eine Ausnahme waren negative Beurteilungen wie die des Gothaer Mediziners Grimm jedoch keineswegs. Wiederholt störte sich auch Johann Georg Sulzer an der „ekelhaften Unreinlichkeit“ und der „Unempfindlichkeit (...)“, die das Volk in Frankreich gegen alles äußert, was Reinlichkeit, Annehmlichkeit und Ordnung in den Wohnungen betrifft.“⁴⁰ Im Anschluss an eine Übernachtung in der Nähe von Va-

38 J. F. C. Grimm (Anonym), Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland in Briefen an seine Freunde, 3 Bde., Altenburg 1775, hier Bd. 1, S. 267f.

39 Ebenda, S. 269.

40 Vgl. J. G. Sulzer, Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethauenen Reise und Rückreise, Leipzig 1780, S. 70.

lence meinte er gar, „aus einer Cloak errettet worden zu seyn.“ Direkt im Anschluss fügte er an: „Wehe dem, der auf dieser Straße im Essen ekel ist; er muß verhungern.“⁴¹ Ähnlich fand sich Johanna Schopenhauer bei Montlieu „recht zigeunerhaft“ logiert und sah in der Wirtschaft, in der sie abstieg, „alles im Superlativ: Unreinlichkeit, Knoblauchduft und die bitterste Armut.“⁴²

Die Wahrnehmung der Situation in Polen unterschied sich kaum von diesen negativen, nicht selten sich gegen die einfache bäuerliche Bevölkerung und die Wirtsleute abgrenzenden Urteilen bürgerlicher Reisender in der französischen Provinz. Auch hier klagten die Passagiere nicht selten über die einfachen und ärmlichen Verhältnisse in den Unterkünften und Wirtschaften, die in vielen Regionen der Adelsrepublik von Juden bewirtschaftet wurden.⁴³

Festzuhalten bleibt, dass sich aus den Reiseberichten über die Reisebedingungen kaum ein Gefälle zwischen Ost und West, zwischen Rückständigkeit und Modernität, Zivilisation und Barbarei, die diese Begriffe in normativer Hinsicht implizieren, ableiten lässt. Zu ähnlich, wenn nicht austauschbar erscheinen die Beschreibungen und Wahrnehmungsmuster in vielen Fällen. Ableiten lässt sich lediglich, dass sich die Ausstattung der Wirtschaftshäuser in Polen traditionell von denen in Deutschland oder Frankreich unterschied. Denn in der Regel führten polnische und auswärtige Reisende ihre Reiseutensilien wie Betten und Verpflegung auf den Routen in dem über weite Teile relativ dünn besiedelten Land mit seinen wenigen größeren Städten mit sich.⁴⁴ Auf Bewirtung waren die Besitzer der Krüge in den polnischen und litauischen Regionen auch deshalb nicht eingestellt, da Polen verhältnismäßig wenig Reisende anzog und das Land nicht in den Kanon der vornehmlich durch das westliche Europa, durch Italien, Frankreich oder die Niederlande führenden europäischen Reisepraxis von der Kavaliertour bis zur bürgerlichen Bildungsreise gehörte. Hieraus jedoch eine strukturelle Rückständigkeit des östlichen Teils des Kontinents abzuleiten, scheint angesichts der im Vergleich mit Frankreich für die Zeit um 1800 konstatierten Ähnlichkeiten bezüglich der Reisemodalitäten fraglich.

41 Eberda, S. 98.

42 J. Schopenhauer (Anm. 31), S. 38.

43 Vgl. J. Bernoulli, Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Russland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778, 6 Bde., Leipzig 1779/80, hier: Bd. 6, S. 31-33.

44 Vgl. J. P. v. Carosi, Bd. 1, S. 93; J. Rohrer, Bemerkungen auf einer Reise von der türkischen Gränze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien, Mähren nach Wien, Wien 1804, S. 157; J. J. Kausch, Nachrichten über Polen, 2 Bde., Salzburg 1793, hier Bd. 2, S. 121f.

IV. Blicke in die Provinz

Wenn von Reisen nach Frankreich die Rede ist, liegt es nahe, zunächst an Paris zu denken. Auf der einen Seite geschieht dies zu Recht, denn ohne Zweifel stellte die französische Hauptstadt das Zentrum des Interesses für auswärtige Besucher und Reisende dar. Keine andere französische Stadt konnte auch nur annähernd mit Paris konkurrieren. Auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, dass – abgesehen von London – keine andere europäische Stadt an die Attraktivität der Seine-Metropole heranreichte. Es darf daher nicht übersehen werden, dass Paris eine Ausnahme in der Geschichte der europäischen Urbanisierung darstellte. Die Regel waren bis ins 19. Jahrhundert Städte von einigen zehntausend Einwohnern, und nicht selten waren die Städte, aus denen auch der Großteil der deutschen Reisenden stammte, sogar kleiner.⁴⁵

Aufgrund der Ausnahmestellung von Paris wird im folgenden Abschnitt von der exponierten Stellung der französischen Metropole abstrahiert, um so zu sinnvollen Vergleichseinheiten zwischen Polen und Frankreich zu gelangen. Den Blick somit primär auf die Provinz und die kleineren und mittleren Provinzstädte zu richten, erscheint nicht zuletzt auch deshalb legitim und wichtig, da der kleinstädtische Raum und die agrarisch geprägte Gesellschaft bis weit ins 19. Jahrhundert den maßgeblichen lebensweltlichen Rahmen und Sozialisationsort für den Großteil der Bevölkerung darstellte, der auch in der Reiseliteratur immer wieder thematisiert wurde.⁴⁶

Der aus Schlesien stammende Arzt Johann Joseph Kausch widmete sich in seinen *Nachrichten über Polen* wiederholt den Dörfern in Kleinpolen, der Situation der Landbevölkerung und den Lebensverhältnissen auf dem Land. Unweit von Krakau berichtete er:

„Doch trifft man auch hier schon einige Merkmale von der elendsten aller Bauarten an; weiter hin hinter Krakau wird sie (...) so ziemlich allgemein. Sie besteht aus Baumreisern, welche man dicht zusammen flicht. Die Dachung, so wie auch das Reiserwerk selbst wird von Säulen und Balken getragen. Zum Behufe der Wohnungen, welche doch wärmer seyn müssen, wird dieses Reiserwerk mit Lehm ausgeklebt; und dann das Ganze weiß übertüncht. (...) Der größere Theil, selbst der neu errichteten Häuser, hat in dieser Gegend nicht einmahl Schornsteine; man kann sich hieraus von der Armuth des gemeinen Landmannes einen Begriff machen.“⁴⁷

45 Vgl. J. de Vries, *European Urbanization 1500–1800*, London 1980, S. 26, 29, 44f; B. Lepetit, *The pre-industrial urban System: France, 1740–1840*, Cambridge 1994.

46 Vgl. P. M. Hohenberg/L. H. Lees, *The Making of Urban Europe 1000–1950*, Cambridge Mass./London 1985, S. 65, 226.

47 J. J. Kausch, Bd. 2, S. 110f.

Aus der Perspektive des auswärtigen Beobachters wirkten die Dörfer in der Region Klempolen rückständig und primitiv. Auch andere Reisende des ausgehenden 18. Jahrhunderts fanden Hütten und Häuser aus „schlechte[m] Holz“ vor, die nicht selten lediglich aus „geflochtenen Reisern mit Leem beworfen“ gebaut waren.⁴⁸ Aus anderen Regionen der Adelsrepublik wie aus den nördlichen Regionen Litauens und aus Kurland wurde wiederholt von „elende[n] Baraken, die alle Augenblicke einzufallen“ drohten, berichtet.⁴⁹

Dieser kritische, oft negative Blick auf die Zustände in den ländlichen Regionen kann jedoch nicht als spezifisch polnisch, als Teilaspekt des negativen Stereotyps der „polnischen Wirtschaft“ oder eines vermeintlich rückständigen Osteuropas gewertet werden.⁵⁰ Derartige kritische Äußerungen von Reisenden waren vielmehr Teil eines umfassenden sozialkritisch-aufklärerischen Diskurses und einer philanthropischen Perspektive, die die Reiseliteratur in der Zeit um 1800 generell prägten. Den Beobachtern ging es durch das Aufzeigen von Armut und Elend v.a. um die „bürgerliche Verbesserung“ innerhalb der ständischen Gesellschaft, und der Verweis auf Missständen in der Fremde diente nicht zuletzt der Kritik der heimatlichen Verhältnisse.⁵¹ Vor diesem Hintergrund finden sich vergleichbare Passagen wie die über die ländliche Gesellschaft in Klempolen oder Litauen auch über Deutschland und weite Teile der französischen Provinz. Aus der Perspektive des aufgeklärten Städters und des sozialkritischen Reisenden unterschied sich Klempolen kaum vom ländlichen Bayern.⁵²

Der vergleichende Blick in die französische Provinz zeigt, dass derartige Passagen kaum dazu dienen können, die Existenz oder auch nur die Erfindung eines vermeintlich rückständigen und barbarischen Osteuropas abzuleiten. Zwar stand Frankreich in dem Ruf „eine der schönsten und fruchtbar-

48 Vgl. J. P. von Carosi, Bd. 1, S. 70, 86, 92, 134.

49 Vgl. J. D. Liebeskind, S. 366.

50 Vgl. L. Wolff, S. 337f. Zum Stereotyp „polnische Wirtschaft“ vgl. H. Orłowski, „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit, Wiesbaden 1996.

51 Vgl. B. Stollberg-Rilinger, *Europa im Jahrhundert der Aufklärung*, Stuttgart 2000, S. 335-337.

52 Vgl. Anonym, „Reise durch den Bayrischen Kreis“, in: J. F. C. Schulz (Hrsg.), *Neue Quartalsschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen gezogen*, 40 Bde., Berlin 1786-92, Bd. 1 (1786), 3. St., S. 108-139; Bd. 2 (1787), 4. St., S. 95-107. Hierzu auch H. Schmidt, „Fremde Heimat. Die deutschen Provinzreisenden zwischen Spätaufklärung und nationaler Romantik und das Problem der kulturellen Variation: Friedrich Nicolai, Kaspar Riesbeck und Ernst Moritz Arndt“, in: H. Berding (Hrsg.), *Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit* 2, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1996, S. 394-442.

sten Provinzen in Europa“ zu sein.⁵³ Aber die in den einzelnen Regionen, die sich ähnlich wie in Polen auch mitunter erheblich voneinander unterscheiden, tatsächlich vorgefundene Situation wich oft erheblich von diesem positiven Bild ab. Nicht wenige Reisende berichteten von einem gegen Ende des Ancien Régime weit verbreiteten Bettelwesen und großer Armut. Der Gothaer Arzt Carl Grimm notierte unweit von Paris:

„Wir waren noch nirgends so sehr von Bettlern verfolgt, wie jetzt, da wir durch die, der Hauptstadt am nächsten gelegenen Dörfer fuhren. Es ist doch recht unangenehm, wenn der Wagen eines Reisenden alle Augenblicke einmal von einem Schwarme solches hungriigen Gesindels umzingelt und begleitet wird (...).“⁵⁴

Auch in den südlichen Regionen präsentierte sich den Besuchern oft ein Bild von „ärmlichen“ Dörfern und einer „elend“ und „schlecht gekleideten“ Landbevölkerung:

„Der große Haufen, oder das geringe Volk, scheint hier durchgehends sehr arm zu seyn. Ansehnliche Handwerksleute giebt es hier gar nicht. (...) Desto mehr Bettler aber giebt es, die durchgehends mit so gar elenden Lappen behangen sind, daß ein Fremder sie ohne Entsetzten [sic!] nicht ansehen kann.“⁵⁵

Die Beispiele für die immer wieder thematisierte und seitens der Beobachter oft kritisierte ländliche Armut betrafen nicht allein die Dörfer und Flecken im ländlichen Frankreich und in Polen. Auch die Darstellungen der kleineren Provinzstädte konnten sich in beiden Regionen zum Verwechseln ähneln. Bis auf wenige Ausnahmen, so der Ingenieur August Friedrich Ephraim Hammer, seien die „Städte in der Ukraine (...) unbedeutend, schlecht gebaut, ohne Polickey und Fabriquen.“⁵⁶ Für Carl Feyerabend wiederum bestand das Städtchen Mericz unweit von Grodno vor allem aus „Schmutz und Unreinlichkeit“:

„Dieses Städtchen hat fast lauter erbärmliche Häuser, schmutzige Straßen, und schlechte hölzerne Kirchen. (...) Der erste Anblick ist auf der einen Seite ziemlich

53 Vgl. F. R. Salzmann (Anonym), Schrifttasche auf einer neuen Reise durch Teutschland (Anm. 12), Bd. 1, S. 34.

54 J. F. C. Grimm (Anm. 38), Bd. 1, S. 214f. Vgl. auch Bd. 1, S. 245f, Bd. 2, S. 27, 211.

55 J. G. Sulzer (Anm. 40), S. 194. Vgl. auch S. 173-175; J. Schopenhauer (Anm. 31), S. 28-33.

56 Vgl. A. F. E. Hammer (Pseud. Hamnard, Carl Friedrich Ernst), C. F. E. Hammonds, ehemaligen k. preußischen Ingenieur-Lieutnants und Reichs- und Straßeninspectors von Oberschlesien, Reise durch Oberschlesien zur Rußisch-Kayserlichen Armee nach der Ukraine und zum Feldmarschall Rūmanzow Sadunaiskoy, Gotha 1787, in: J. C. F. Schulz (Hrsg.), Neue Quartalsschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung aus den neuesten und besten Reisebeschreibungen gezogen, 40 Bde., Berlin 1786-1792, 7 (1792), 4. St., S. 5-53; 8 (1793), 1. St., S. 3-66, hier: 7 (1792), S. 22.

moderne, und massive Gebäude, auf der andern aber eine Reihe hölzerner, den Einsturz bedrohender Hütten, ohne Rauchfang und fast ohne Fenster, so wie man sie gewöhnlich in den polnischen Dörfern zu Tausenden antrifft.“⁵⁷

Ein solches negatives Bild, das sich dem Reisenden bot, kann als typisch für die Darstellung der kleineren und mittleren polnischen Provinzstädte wie Kowno, Grodno, Kalisz, Mericz oder Posen gelten.⁵⁸ Vor dem Hintergrund der eigenen städtischen Herkunft aus Orten wie Berlin, Danzig, Leipzig oder Dresden wirkten die meisten Provinzstädte rückständig, uninteressant, schmutzig und unbedeutend. In dieser Hinsicht unterschieden sich die polnischen Städte in der Wahrnehmung und Beschreibung der Besucher jedoch kaum von den französischen Provinzstädten. So schrieb beispielsweise Johanna Schopenhauer über Orléans:

„Warum wir uns Orléans immer als eine schön gebaute, große Stadt gedacht hatten, ist uns nicht klar; so viel ist aber gewiß, daß sie beides nicht ist. Alles, was wir davon sahen, kam uns schmutzig und ärmlich vor, und unser Gasthof, der beste in der Stadt, machte hiervon keine Ausnahme.“⁵⁹

Auch Angoulême und Blois schnitten kaum besser ab. Über Potiers urteilte sie abwertend:

„In Deutschland, oder gar in England und Holland, ist es uns unmöglich, sich eine solche kleine Landstadt in diesem Teil von Frankreich vorzustellen (...). Die elenden Häuser sehen aus, als wären sie aus Kot zusammengeknetet, die seit ihrer ersten Entstehung nie gewaschenen Fenster vollenden das widrige Bild; oft fehlen sie ganz, und in Öl getränktes Papier oder schlecht zusammengenagelte, unangestrichene Läden ersetzen ihre Stelle.“⁶⁰

Derartige Beschreibungen, die sich kaum von denen über Polen unterschieden, waren in der Reiseberichterstattung über Frankreich in der Zeit um 1800 keine Seltenheit.⁶¹ Und so meinte beispielsweise der Berliner Johann Georg über das südlich von Lyon gelegene Vienne:

„Die Stadt selbst ist von finsterem und melancholischem Ansehen, hat sehr enge und zum Theil ekelhafte Straßen, so daß man froh wird, wieder zum Thor herauszukommen.“⁶²

Von diesen immer wiederkehrenden negativen Beschreibungsmustern der kleineren und mittleren Provinzstädte hoben sich in beiden Ländern nur einige der großen Städte positiv ab. In Frankreich waren dies neben Paris Lyon

57 C. B. Feyerabend, Bd. 2, S. 508-511.

58 Vgl. J. Bernoulli, Bd. 6, S. 34f, 41-45.

59 J. Schopenhauer, S. 25.

60 Ebenda, S. 33f. Vgl. auch S. 29, 36f.

61 Vgl. J. F. C. Grimm, Bd. 1, S. 214f; J. G. Sulzer, S. 174f, 190.

62 Ebenda, S. 84.

und Bordeaux, aber bereits eine Stadt wie Montpellier wurde als düster, schmutzig und kulturell unbedeutend wahrgenommen.⁶³ Auch in Polen gab es neben den überwiegend negativen Beschreibungen nur wenige positive Ausnahmen. Dies waren neben dem gegen Ende des 18. Jahrhunderts stark expandierenden Warschau vor allem Lemberg, Danzig und – jedoch bereits mit Abstrichen – die alte Hauptstadt Krakau.⁶⁴

V. Zusammenfassung

Wo liegt Osteuropa, nach wie vor verstanden als Chiffre für Rückständigkeit, Peripherie und Unkultur? Festzuhalten bleibt, dass die geographische Kategorie Osteuropa für die Reisenden um 1800 noch nicht existierte. Das gilt für die sächsischen bzw. deutschsprachigen Reisenden genauso wie für die von Larry Wolff zitierten englischen und französischen Autoren. Wie Hans Lemberg argumentierte, ist Osteuropa als Raum und Region eine Konstruktion der politischen und wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts.⁶⁵ Vor diesem Hintergrund scheint es problematisch, ein Konzept wie Osteuropa, das stets die genannten normativen Kriterien impliziert und das die europäische Geschichte und das gesellschaftspolitische Denken des 20. Jahrhunderts ohne Zweifel in starkem Maß geprägt hat, in eine Zeit zu verlagern, die für dieses keine Verwendung hatte.

Was bleibt von der Ausgangsthese der Erfindung Osteuropas im ausgehenden 18. Jahrhundert vor dem Hintergrund der hier vorgeschlagenen vergleichenden Perspektive? Im Rückblick scheint es, als ob Larry Wolff zum richtigen Zeitpunkt zwar eine wichtige Frage aufgeworfen hat, die nach der Genese einer imaginären oder auch realen Teilung Europas in einen westlichen und einen östlichen Teil. Aber die vermeintlich Existenz eines rückständigen, barbarischen und unkultivierten Ostens wird durch den Vergleich anhand der Beispiele zur Reisepraxis und zum ländlich-provinziellen Raum deutlich relativiert, indem sich eine Vielzahl ähnlicher Beschreibungsmuster zwischen Frankreich und Polen aufzeigen lassen.

63 Vgl. J. Schöpenhauer (Anm. 12), S. 40-82; K. F. von Jariges (anonym), Bruchstücke (Anm. 15), S. 3; J. D. Mutzenbecher (Anm. 15), S. 139-150; H. A. O. Reichard, „Lyon. Fragment aus einem Tagebuche einer Reise im Sommer 1785, von R.“, in: Ephemeriden der Litteratur und des Theaters, hrsg. von Christian Angust von Berttram, Jg. 1, 1785, Bd. 2, S. 257-272.

64 Vgl. S. Bredetzky, Reisebemerkungen über Ungern und Galizien. Von Samuel Bredetzky, Evang. Superintendent in beyden Galizien und erstem Prediger A. C. in Lemberg, 2 Bde., Wien 1809, S. 32-46, 192-199; J. J. Kausch, Bd. 2, S. 127-135; J. G. Kohl, Reisen im Innern von Russland und Polen, 3 Bde., Dresden/Leipzig 1841, hier: Bd. 3, S. 85-107.

65 Vgl. H. Lemberg (Anm. 18).

Die hier betonten Ähnlichkeiten in den Beschreibungen von überwiegend städtischen, bürgerlichen und gebildeten Reiseschriftstellern dürfen keinesfalls darüber hinwegtäuschen, dass es zwischen den beiden betrachteten Regionen eine Reihe von Unterschieden gab. Diese betrafen die Dichte der Städte, die gesellschaftliche Stratifikation oder die soziale Situation der bürgerlichen Bevölkerung, um nur einige zu nennen. Aber auch solche Unterschiede machen noch nicht die Spezifik von Osteuropa aus. Die verschiedenen Varianten der Leibeigenschaft existierten bis ins 19. Jahrhundert aneh in anderen Teilen Europas und nicht nur in Polen und Russland. Auch andere Regionen wie Skandinavien, Irland oder die iberische Halbinsel hatten kaum größere Städte aufzuweisen.

Wenngleich die Kategorie Osteuropa um 1800 auch noch nicht existierte, lässt sich „Osteuropa“, verstanden als Chiffre für Peripherie, Rückständigkeit und Unkultur, zumindest für heuristische Zwecke dennoch verwenden. Wo jedoch lässt sich dieses Osteuropa bzw. Formen der Rückständigkeit in den Augen der Zeitgenossen lokalisieren? In der Perspektive der Reisenden – zumeist gebildete, studierte, literarisch aktive, aus einem städtischen Milieu stammende und nicht selten protestantisch geprägte Autoren – so die These, die sich aus dem Vergleich ergibt, lag „Osteuropa“ zwischen den wenigen großen städtischen und kulturell interessanten Zentren wie London, Paris, Rom oder Petersburg in den weiten Zwischenräumen eines um 1800 noch weitgehend agrarisch und ländlichen geprägten Europas. „Osteuropa“, Peripherie und Rückständigkeit finden sich in der französischen Provinz kaum weniger ausgeprägt als in Litauen oder Galizien. Statt nach einer geographischen Kategorie wie Osteuropa und einem Gegensatz von Ost und West zu fragen, die erst im 19. und dann schließlich im 20. Jahrhundert geprägt wurden, erscheint es für die Zeit um 1800 vielversprechender, nach sozialen und konfessionellen Differenzen sowie nach lokalen und regionalen Unterschieden in den Beschreibungen zu fragen, die Gegensätze von Zentrum und Peripherie, Kultur und Unkultur oder Barbarei und Zivilisation prägten.

Buchbesprechungen

Horst Pietschmann (Hrsg.): Atlantic History. History of the Atlantic System 1580–1830 (= Veröffentlichung der Joachim Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften Hamburg, Nr. 94), Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2002, 556 S.

Bewegte Zeiten produzieren als Nebeneffekt auch die Vervielfältigung der Versuche, historische Subdisziplinen zu begründen. Der Aufbruch der Historiker zur Konsolidierung neuer Forschungsfelder und zur Applikation neuer Methoden auf alte Gegenstände unter neuem Etikett signalisiert die Bereitschaft dem gesellschaftlichen Orientierungsbedürfnis mit neuen Narrativen zu Hilfe zu kommen. Nun also „Atlantic History“ als Geschichte des durch den Ozean konstituierten Verbindungsraumes zwischen drei Kontinenten.

Horst Pietschmann macht in seiner Einleitung zu Recht darauf aufmerksam, daß hier Innovation und Tradition eng in einander greifen. Braudels Mittelmeerbuch hatte schon in den 50er Jahren dazu angeregt, nach gleichartiger Prägekraft geographischer Kontexte im Fall anderer meeresvermittelter transnationaler Konstellationen zu suchen. Woraus nicht zuletzt das zwölfbändige Monumentalwerk Pierre Chauvius hervorging. Die 50er Jahre waren aber auch die Ära, in der der „westlichen Hemisphäre“, die sich nach der Niederlage Nazideutschlands unter amerikanischer Führung entwickelte, eine atlantische Geschichte korrespondieren sollte – zuerst 1955 auf

dem Historikerkongreß in Rom in Robert Palmers und Jacques Godechots Abgleichung der revolutionären Ursprünge von 1776 und 1789 für die moderne Demokratie. Die „atlantische Revolution“ ging ziemlich klanglos wieder unter. Später sollte François Furet ausgerechnet zum 200. Jahrestag des Bastillesturms Amerikas „Normalrevolution“ gegen die jakobinische „déravage“ in Frankreich profilieren wollen. Mit wenig Resonanz, wie man im Rückblick feststellen muß.

Europäische Expansion, atlantisches Dreieck im Sklavenhandel und schließlich der Atlantik als Bedingung englischer Erfolge bei der industriellen Revolution wurden zu Foci der Exploration eines geschichtsmächtigen Meeres, die aber oft kaum mehr waren als die Verlängerung der nationalen oder kontinentalen Geschichten über die Küsten hinaus aufs Wasser. Reisen, Entdeckungsfahrten und Handelsbeziehungen stimulierten die Untersuchung von Kulturkontakten und die sie begleitenden Perzeptionen.

Aber erst in den 1990er Jahren erreichten Fragestellungen einer inter- oder transnationalen, bzw. globalen Geschichte so viel Attraktivität, daß aus der Vielzahl von atlantischen Studien eine neuartige Geschichte des atlantischen Systems zu entstehen verspricht. Der Hamburger Konferenz des Jahres 1999, deren Ergebnisse hier publiziert werden, ging es um einen Überblick zu den Feldern einer neuen Subdisziplin, ihrem historiographischen Erbe und den Brüchen, die mit diesen Traditionsbeständen vollzogen

werden müssen, wenn die Innovationsambition durchgehalten werden soll.

Eine erste Abteilung von Beiträgen beschäftigt sich mit der kulturellen Konsolidierung der atlantischen Welt auf dem Wege (vorrangig) der Selbstdefinition und (sekundär) der Fremdwahrnehmung. Möchte man hier kritisch ansetzen, was sich angesichts des Materialreichtums fast verbietet, so wäre eine genauere Kartographie der Machtzentren dieser Definition des atlantischen Systems wünschenswert. Denn aus deren Veränderungen läßt sich wohl ablesen, wer sich von der Idee einer atlantischen Welt am meisten versprochen hat bzw. heute verspricht. Eine zweite Abteilung fußt auf den wirtschaftshistorischen Untersuchungen zu Handel, technologischer Innovation und deren Effekten auf die beteiligten Ökonomien. Der Sklavenhandel mit seinen Folgen für Afrika, Europa und Amerika ist anschließend in mehreren Beiträgen behandelt, die ganz in moderner, d. h. revisionistischer Manier eine dominant moralische Bewertung zu überwinden suchen. Schließlich folgen Beiträge zu Beziehungen zwischen einzelnen Elementen des atlantischen Systems: Das Verhalten von deutschen Migranten in Pennsylvania im 18. Jh. erlaubt, den Gender-Aspekt wenigstens zu erwähnen; die Beziehung von Island und Großbritannien während der napoleonischen Kriege liefert nördliche Exotik; Kubas Rolle gegenüber den 13 Kolonien während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges verweist auf die sonst eher am Rande verhandelte macht- und militärpolitische Ebene. Gerade der eher exemplarische Charakter in diesem letzten Abschnitt verweist darauf, daß Atlantikgeschichte die Weite des Meeres haben kann. Da

läuft dann selbst bei einem sehr diszipliniert konzipierten Band von fast 600 Seiten manches über. *Hans Jürgen Puhle* synthetisiert dagegen am Ende, unter welchen Gesichtspunkten das atlantische System überhaupt als eine historische Einheit angesprochen werden könnte. Allein aus den Verweisen, die er korrekter Weise macht, wo eine Leitvorstellung von Homogenität nicht applikabel ist, wird deutlich, daß die meisten Teilnehmer am atlantischen Spiel eine zweite Seite haben, die zu Indik oder Pazifik schaut. So belegt der Band implizit, was vielleicht nicht alle seine Autoren im Auge hatten: eine Separierung der „Atlantic History“ von einer Globalgeschichte ist zwar aus pragmatischen Gründen für die empirische Forschung einsichtig, sie sollte sich aber ihrer Partialität wohl bewußt bleiben.

Mathias Middell

Beate Althammer: Herrschaft, Fürsorge, Protest. Eliten und Unterschichten in den Textilgewerbestädten Aachen und Barcelona 1830–1870, Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Bonn 2002, 660 S.

Zwar bedienen sich Historiker heute mehr denn je des historischen Vergleichs, aber Vergleiche zwischen Regionen und Städten sind noch immer selten. Um so mehr Aufmerksamkeit kann die hier vorzustellende Dissertation Beate Althammers beanspruchen, die im Trierer Graduiertenkolleg „Westeuropa in vergleichender historischer Perspektive“ entstanden ist.

Am Beispiel der beiden Textilgewerbestädte Aachen und Barcelona untersucht *Althammer*, gestützt auf zahlreiche deutsche und spanische Archivmaterialien, „zwei Varianten“ der

Bewältigung der mit der Frühindustrialisierung verbundenen gesellschaftlichen Spannungen. Wodurch wurde die „Konfliktivität respektive Stabilität“ (S. 30) städtischer Gesellschaften beeinflusst? Welche Strukturen waren verantwortlich dafür, daß „analoge sozioökonomische Strukturen und Lagen“ in „sehr unterschiedlichen Verhaltensdispositionen“ resultierten? Ihre Ausgangsthese ist, daß „der politisch-kulturelle Kontext“, den sie in den Aktionen der Unterschichten und den „Herrschafts- und Fürsorgepraktiken der Eliten“ nachzuvollziehen versucht, eine entscheidende Rolle spielte. Den unterschiedlichen politisch-kulturellen Strategien spürt *Althammer* in gesellschaftlichen Ausnahmesituationen nach, sozialen Unruhen und Konflikten einerseits und Epidemien andererseits. Ihre „Mikro- und Makrogeschichte“ konzentriert sich auf den Zeitraum von den 1830er bis in die 1870er Jahren. Nach 1870 waren mit der Gründung des deutschen Kaiserreichs und der Restauration der spanischen Monarchie beide Gesellschaften in eine neue Epoche eingetreten.

Ausgangspunkt ihrer Untersuchung sind Fabrikarbeiterunruhen in Aachen im Sommer 1830 und in Barcelona im Sommer 1835. Diese gewaltsamen Unterschichtenrevolten lassen von vornherein Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen beiden Städten klar hervortreten. Die Spannungspotentiale und Konfliktaustragungsformen waren ähnlich, aber die Unruhen waren in Barcelona weit blutiger als in Aachen. Auch in den folgenden Jahren wurde das Gewaltmonopol des Staates in der spanischen Stadt viel radikaler in Frage gestellt. In Aachen gelang es dagegen, die Unterschichten zu pazifizieren.

In vier großen Kapiteln untersucht *Althammer* zunächst Schauplätze und Akteure, dann eingehend die Unruhen von 1830/1835 und ferner die politischen und sozialen Bewegungen danach, insbesondere im Umfeld der Revolution von 1848. In ihrem abschließenden Kapitel nimmt sie die Cholera- und Gelbfieberepidemien zwischen 1833 und 1870 als „Testfall“ insbesondere für die Fürsorgestrategien der Eliten Aachens und Barcelonas.

Beide Städte hatten eine politische Randlage, das rheinische Aachen lag im äußersten Westen Preußens, das katalanische Barcelona 500 Kilometer östlich der spanischen Hauptstadt Madrid, und sahen sich staatlichen Durchdringungs- und Integrationsmaßnahmen ausgesetzt. Beide Städte wiesen ein ähnlich hohes Bevölkerungswachstum auf. Ihre Bevölkerungen waren katholischer Konfession. Vor allem aber gehörten beide Städte zu den industriellen Frühstartern, die aber auf eine lange Tradition als Wirtschaftszentren mit selbstbewußten Eliten zurückblicken konnten. Die Unruhen von 1830 in Aachen und von 1835 in Barcelona sind deshalb als Maschinen- bzw. Fabrikenstürme in die Geschichte eingegangen, auch wenn sie, wie *Althammer* zeigen kann, auf viel komplexere Zusammenhänge zurückgingen.

Während in Aachen Ruhe und Ordnung schnell wieder hergestellt werden konnten, und Unterschichtenproteste eine Ausnahme blieben, kam Barcelona auch in den Folgejahren nie zur Ruhe. Auseinandersetzungen in der Arbeitswelt waren an der Tagesordnung und der politische Radikalismus blieb stark, Gewaltmonopol und Autorität des Staates wurden immer wieder offen in Frage gestellt.

Für die weitgehende „Stabilisierung“ der Aachener Gesellschaft macht *Althammer* vor allem drei innere Faktoren verantwortlich: Erstens sei die „Intensität der öffentlichen Fürsorge für die Unterschichten“ größer gewesen. In Aachen taten die kommunalen und staatlichen Eliten weit mehr zur materiellen Absicherung als in Barcelona. Zweitens war die katholische Kirche in Spanien aufgrund ihres vorbehaltlosen Bündnisses mit dem restaurierten Absolutismus nach 1814 und 1823 diskreditiert. Die Arbeiterunruhen waren im Sommer 1835 von kirchenfeindlichen Ausschreitungen in ganz Katalonien begleitet, in deren Verlauf 67 Geistliche starben, davon 16 in Barcelona. Demgegenüber war die ehemalige Reichsstadt Aachen eine Hochburg des sich erneuernden Katholizismus, der zur Festigung der etablierten Führungsgruppen und ihres Einflusses beitrug. Die Arbeiterbevölkerung blieb fest in das katholisch-kirchliche Milieu integriert. Während drittens in Barcelona der politische Radikalismus stark war und nach 1835 auch stark blieb, gab es in Aachen keine nennenswerten radikalliberalen oder republikanischen Fraktionen im Bürgertum, die das Protestpotential der Unterschichten fördern und beeinflussen hätte können. Die Arbeiterproteste in Barcelona von 1835 und danach wurden durch den politischen Radikalismus wesentlich bestimmt.

Auch in ihrer Untersuchung der gesellschaftlichen Auswirkungen von Gelbfieber- und vor allem von Choleraepidemien unterstreicht *Althammer* noch einmal die unterschiedliche Krisenanfälligkeit der beiden Städte, deren unterschiedliche demographische, soziale und politische Stabilität. Während in Barcelona die städtische Elite auf

die Epidemien mit massenhafter Flucht reagierte und damit eine faktische Auflösung der städtischen Gesellschaft bewirkte, verdrängte man in Aachen die Seuchen und setzte die Routinen des Alltags fort.

Letztlich hing die Stabilität von Stadtgesellschaften jedoch keineswegs nur von inneren Faktoren ab, sondern – wie *Althammer* zeigt – waren auch die staatlichen Rahmenbedingungen entscheidend. Erst gestützt auf die preußische Exekutive konnte das Aachener Wirtschaftsbürgertum eine dominierende Stellung erlangen und autoritäre Verhältnisse durchsetzen. In einem von Bürgerkriegen und politischen Umstürzen geplagten Land blieb der politischen Elite Barcelonas eine solche Unterstützung versagt. Unter diesen heterogenen Bedingungen blieben die gesellschaftlichen Verhältnisse Barcelonas instabiler und krisenanfälliger. *Althammers* Studie ist ein lesenswertes und anregendes Buch, auch wenn dahin gestellt bleiben muß, ob – wie *Althammer* kurz andeutet – Aachen gemessen nicht nur an den Kriterien Ordnung und Stabilität sondern auch denen der materiellen Lebenschancen der Unterschichten „eindeutig erfolgreicher“ gewesen sei (S. 600).

Jürgen Herres

Klaus J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Verlag C. H. Beck, München 2003 (2. Aufl.), 510 S.

Mit der vorliegenden Taschenbuchausgabe bestätigt sich der Erfolg der brillanten Synthese, die der langjährige Leiter des Osnabrücker Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien im Jahr 2000 erstmals vorge-

legt hat. Das Thema ist von ungebrochener Brisanz, nachdem zunächst in den 1990er Jahren in vielen westeuropäischen Ländern eine extrem restriktive Zuwanderungspolitik etabliert wurde und die Durchsetzbarkeit des „Schengener Abkommen“ zeitweise zum entscheidenden Prüfstein für die Osterweiterung der EU anstieg. Diese Abschottungspolitik unterbrach zwei Migrationszyklen, von denen einer über das 20. Jh. andauerte und sich nach der Dekolonisierung um 1960 sogar verstärkte, nämlich der Migrationszusammenhang mit den dahin schwindenden Kolonialreichen: „Mit der scharfen Anti-Immigrationspolitik zur Einschränkung und letztlich zum Abschneiden postkolonialer Kettenwanderungen endete im späten 20. Jh. die Geschichte der eurokolonialen Migration.“ Bade macht klar, wer von dieser eurokolonialen Migration profitiert hat: „Ihre Gesamtbilanz hatte ... durchweg im Zeichen einseitiger europäischer Gewinne gestanden.“ (S. 314) Gleichmaßen hatten die industriell hochentwickelte Zielgebiete seit den 1950er Jahren in mittel-, west- und nordeuropäische Länder von der Arbeitsmigration aus agrarisch geprägten Regionen Gewinn bezogen, die teilweise mit besonders harten Arbeitsbedingungen (Einsatz bei niedrigen Löhnen in wenig rentablen Branchen und in Sektoren, die besondere gesundheitliche Belastungen erzeugten) für die „Gastarbeiter“ einher gingen. Sowohl die Zuwanderung aus den ehemaligen Kolonialgebieten als auch aus Südeuropas ländlichen Regionen wurde in den neunziger Jahren extrem eingeschränkt, und *Bades* Vorwort aus dem Jahr 1999 sowie manche Passage im Text stehen noch unter dem Eindruck der xenophoben Tendenzen zur Be-

gründung für die gewählte Abschottung. *Bade* schreibt vor dem Hintergrund eines immensen historischen Wissens und versucht aufzuklären über die geschichtliche Allgegenwart von Migration und zugleich über ihr zyklisches Auf- und Abflauen, das nichts mit den Überfremdungsphantasien jener Politiker zu tun hat, die allzu leichtfertig kurzzeitige Konjunkturen auf Jahre und entsprechende Millionenheere von Migranten hochrechnen. In aller Nüchternheit beschreibt der Vf. „die Definition von unter bestimmten Bedingungen akzeptablen Zuwanderergruppen wie z. B. Asylsuchenden“ als „europäischen Part im interkontinentalen Spiel um Zuwanderungschancen aus der ‚Dritten Welt, an deren Eröffnung es nur sehr begrenzte europäische Interessen gibt.“ (S. 451) Und daraus folge, daß es „der Part der Zuwanderungswilligen ist ..., sich an diesen Festlegungen zu orientieren bzw. sich ihnen die durch entsprechende Selbstbeschreibungen anzupassen.“ (ebd.) Die Kosten, die diese erzwungene Kaschierung der tatsächlichen Migrationsmotive im Diskurs über Verfolgung und Leiden für beide Seiten hat, gehören zu jenen Komplexen, über die weiter nachzudenken *Klaus Bades* Überblick anregt.

Inzwischen hat sich die Debatte leicht verändert, auch Deutschlands politische Elite hat die Realitäten eines Einwanderungslandes akzeptiert und versucht langsam (etwa in der Bildungs- und Sozialpolitik) die notwendigen Konsequenzen zu ziehen bzw. gar den Zuzug von Hochqualifizierten per „green card“ zu befördern, auch wenn angesichts des zusammengebrochenen neuen Marktes und der stagnativen Wirtschaftstendenzen die Befürworter der Anwerbung kleinlaut

geworden sind. – Mit der inzwischen heftiger verlaufenden Diskussion um die Zukunft der Rentensysteme und der sich damit verbindenden Aufmerksamkeit für demographische Langfrist-trends wird die Restriktion des abgelaufenen Dezenniums sogar vorsichtig kritisiert und eine erneute Änderung der Politik gegenüber Wanderung wahrscheinlicher. So ist schon vorgezeichnet, daß den Kapiteln über Wanderungen im Wandel von der Agrar-zur Industriegesellschaft, im 19. und frühen 20. Jh., in der Epoche der Weltkriege (mit dem jetzt ebenfalls wieder aktualisierten Problem der Vertreibungen), während des Kalten Krieges sowie am Ende des 20. Jh. bald ein weiteres über die Neuorientierung bevölkerungspolitischer Diskurse und ihre Verknüpfung mit den Debatten über Migration folgen kann.

Damit ist bereits der entscheidende Vorzug dieses Bandes angesprochen: *Bade* versteht es, historische Argumente bereit zu stellen für eine ganz und gar gegenwärtige Fragestellung, ohne die Aufgaben der soliden Datenpräsentation und des vorsichtig abwägenden Urteils außer acht zu lassen. So bleibt nur zu hoffen, daß in einer Zeit, da Käuferströme durch ein Versprechen der Wissenschaftsverlage gelenkt werden, das da besagt, ausreichende Erkenntnis sei auch mit Hilfe immer schmalere Büchlein zu erlangen, der unvermeidliche Umfang kein Lesehindernis ist.

Matthias Middell

Gerald Stourzh (Hrsg.): Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung, Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien (2002 (= Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 137), 175 S.

Die Geschichte Europas hat Konjunktur. Im Zuge der voranschreitenden politischen und ökonomischen Integration des Kontinents intensivieren sich auch unter Historikern die Bemühungen, die Grenzen zwischen den einzelnen Nationalgeschichten zu überwinden und diese durch ein neues, europäisches historisches Narrativ zu ersetzen. Die Fragen, was man sich unter „europäischer Geschichte“ vorzustellen habe und wie diese zu schreiben sei, waren im Mai 2000 Gegenstand eines international besetzten Symposiums an der österreichischen Akademie der Wissenschaften, dessen Beiträge hier in gedruckter Form vorliegen. Der Einladung von *Gerald Stourzh*, Emeritus für Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien, waren neun namhafte Fachvertreter aus verschiedenen Ländern West-, Mittel- und Osteuropas sowie aus den USA und aus Israel gefolgt. Bereits diese Zusammensetzung des Symposiums dokumentiert das Bemühen der Organisatoren um einen möglichst „weiten“ Europa-Begriff.

In seinen einleitenden Bemerkungen („Europa, aber wo liegt es?“, S. IX-XX), warnt *Gerald Stourzh* (Wien) vor einem zu engen Europa-Begriff. „Europäische Geschichte“, die mehr sein will als ein legitimierendes historisches Narrativ für die Europäische Union in ihren aktuellen oder zukünftigen Grenzen, dürfe, so *Stourzh*, weder die Geschichte Ostmittel- und Osteuropas

noch die Verflechtung mit der transatlantischen Geschichte ausblenden. Auch mit Blick auf den Raum östlich der zahlreichen „Begrenzungslinien“ mentaler und strukturhistorischer Art zwischen Ost- und Westeuropa plädiert *Stourzh* für einen Europa-Begriff, der nicht auf der Annahme eines „homogenen, durch bestimmte Errungenschaften, Programme oder exklusive Werte definierten Europa“ (S. XX) basiert, sondern der offen ist für die kulturellen Unterschiede des Kontinents. Das „gelehrte Europa“ möge mit einem solchen erweiterten Europa-Verständnis dem „politischen Europa“ vorausgehen, schließt *Stourzh*, und läßt dabei die Frage offen, wie sich denn „Europa“ von anderen Räumen oder Geschichtsregionen abgrenzen, d. h. definieren läßt.

Die Schwierigkeit, über „europäische Geschichte“ zu sprechen oder diese gar zu schreiben, rührt nicht zuletzt daher, daß sich Europa dem Blick des Historikers sowohl als „Struktur-“ als auch als „Wahrnehmungsraum“ präsentiert. Europa ist zum einen eine Geschichtsregion, die sich als Ergebnis tiefgreifender und strukturbildender historischer Prozesse (wie z. B. Ausbreitung des Christentums, Aneignung des Erbes der griechisch-römischen Antike, Ausbildung von Nationalstaaten etc.) beschreiben läßt. Zum anderen ist „Europa“ spätestens seit dem späten Mittelalter ein ideologisch aufgeladener Begriff, der allzu oft dem Gefühl europäisch-christlicher Superiorität gegenüber allem Nicht-europäischen Ausdruck verlieh. Dieses Spannungsverhältnis von Struktur- und Wahrnehmungsraum ist auch für die einzelnen europäischen Großregionen (Mitteleuropa, Nordeuropa, Osteuropa, Balkan etc.) charakteristisch, denen

fünf Beiträge des vorliegenden Sammelbandes gewidmet sind. Auf dem Weg von den europäischen Nationalhistoriographien zu einer umfassenden europäischen Geschichtserzählung kann die Betrachtung der Geschichte dieser europäischen Teilräume als hilfreicher Zwischenschritt betrachtet werden.

In ihrem Beitrag über den „Central-Europe“-Diskurs („Does Europe have a centre? Reflections on the history of Western and Central Europe“, S. 1-14) in West- und Ostmitteleuropa in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s geht *Nicollotte Mout* (Leiden) insbesondere auf den ungarischen Historiker Jenő Szűcs und sein Werk „Die drei historischen Regionen Europas“ ein. Die Unterteilung des Kontinents in drei Geschichtsregionen und die Abgrenzung Ostmitteleuropas von West- und von Osteuropa kritisiert *Mout* mit der Begründung, daß diese die Gemeinsamkeiten der europäischen Geschichte verdecke und die gedankliche Barriere zwischen Ostmittel- und Osteuropa weiter verfestige. *Mout* erinnert in diesem Zusammenhang an Oskar Haleckis Plädoyer, Europa als eine Einheit zu betrachten, läßt dabei aber unerwähnt, daß dieser in seinem Werk „Europa. Grenzen und Gliederungen seiner Geschichte“ die UdSSR wegen der Herrschaft der Bolschewiki als „antieuropäischen Staat“ bezeichnet.¹ Der „Mittelpunkt Europas“, so *Mout*, lasse sich auf keiner Landkarte, sondern nur als „imaginiertes Zentrum“ in der gemeinsamen europäischen Geschichte beschreiben.

Anders als *Mout*, die nicht nach den historisch gewachsenen Strukturen fragt, die „Central Europe“ in den Augen zahlreicher Historiker konstituieren, nimmt *Max Engman* (Åbo) in sei-

nem Beitrag („Norden“ in *European History*, S. 15-34) den „Norden“ Europas als historisch gewachsene Großregion in den Blick. Zwar lasse sich der „Norden“ Europas, der die Länder Island, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland umfaßt, auch als eine „Erfindung“ und als Konzept der Binnenabgrenzung der skandinavischen Länder von den beiden aufstrebenden Mächten Rußland und Deutschland im 19. Jh. beschreiben, daneben gebe es den „Norden“ aber auch als „realen“ historischen Strukturraum. Nicht zuletzt die periphere Lage habe dazu geführt, daß sich der „Norden“ als eigene europäische Geschichtsregion entwickelte, die u. a. von relativ großer ethnischer Homogenität, von lutherischen Staatskirchen, einem starken und selbstbewußten vierten Stand, der engen Verbindung von Krone und Bauern und schließlich von einer auf Konsens und Ausgleich ausgerichteten politischen Kultur geprägt ist. Der „Norden“, so *Engman*, sei eine eigene Geschichtsregion und dabei seit der Christianisierung und der Etablierung nationaler Monarchien (9.-12. Jh.) ein integraler Bestandteil Europas.

So wie „Central Europe“ oder der „Nordeu“ lassen sich auch Osteuropa oder der Balkan sowohl als Geschichtsregionen als auch als gedachte Großräume auf den kognitiven Karten des Kontinents beschreiben. *Andreas Kappeler* (Wien) führt in seinem Beitrag („Die Bedeutung der Geschichte Osteuropas für ein gesamteuropäisches Geschichtsverständnis“, S. 43-56) aus, daß die zunehmende gedankliche Abgrenzung von „Osteuropa“ (d. h. von Rußland) im 19. Jh. auch zu einer Vernachlässigung der Geschichte dieses Teils des Kontinents durch die Historiker West- und Mitteleuropas geführt

habe. Bis heute werde die Geschichte Osteuropas noch oft als „Defizitgeschichte“ bzw. als eine Erzählung nachholender Entwicklung geschrieben, wobei dem „Osten“ immer die Rolle des Schülers und dem „Westen“ die Rolle des Lehrers zukomme. Um dieses gedachte Gefälle bei der Betrachtung der europäischen Geschichte zu überwinden, müßten sich, so *Kappeler*, Historiker in Zukunft auch verstärkt mit der Frage beschäftigen, in wieweit die Geschichte des Kontinents auch von Entwicklungen aus Osteuropa beeinflusst und geprägt worden sei. Dabei hat *Kappeler* nicht nur die Ausstrahlungskraft russischer Hochkultur und Spiritualität im 19. und frühen 20. Jh. oder die Sprengkraft revolutionären Gedankenguts dieser Zeit im Blick. Er erinnert auch an die Bedeutung der Selbststilisierung als „Retter Europas“ vor den Feinden aus Asien in russischen, polnischen und ungarischen Identitätsdiskursen. Schließlich weist er darauf hin, daß eine kritische Überprüfung der Annahmen der westlichen Modernisierungstheorie auch eine Neubewertung einzelner Aspekte der vermeintlich „rückständigen“ Entwicklung Osteuropas erlaube. Bei einer vergleichenden Betrachtung z. B. des Umgangs mit Minderheiten, der Stellung der Frau in der Gesellschaft, der Ausprägung proto-demokratischer Institutionen und der Bedeutung traditioneller Sozialformen könnte das Urteil über den vermeintlich „zurückgebliebenen“ Osten heute oft positiver ausfallen als noch vor wenigen Jahren.

Vor einer Mythisierung der Geschichte Europas und vor einem exklusiven und normativen Europa-Begriff warnt auch *Alexej Miller* (Moskau/Budapest) („Russia, Eastern Europe, Central Europe in the Framework of

European History“, S. 35-42). *Miller* erinnert daran, daß die europäische Geschichte nicht nur reich an dunklen Kapiteln sei, sondern daß sie sich auch in Szenarien erzählen lasse, die sich von dem „lichten“ Entwicklungspfad der westlichen Demokratien unterscheiden. Eine solche „alternative version of European history“ sei die Geschichte Rußlands, erzählt als die einer nach Hegemonie in Europa strebenden christlichen Macht. *Miller* legt überzeugend dar, daß sich weder die Geschichte Europas unter Ausblendung Rußlands, noch die Geschichte Rußlands ohne Berücksichtigung der Entwicklung Westeuropas erzählen lasse. Er weist in diesem Kontext auf die Rolle Rußlands im europäischen Mächtegefüge seit Napoleon und auf die Bedeutung Westeuropas als Vorbild für die Entwicklung des Russischen Reiches seit dem späten 17. Jh. hin. Dieses Argument läßt sich mit dem Hinweis noch verstärken, daß auch die Geschichte europäischer Mächtepolitik im 18. Jh. ohne die Einbeziehung Rußlands nur schwer zu schreiben ist. Erinnerung sei hier z. B. an die Rolle Rußlands im Siebenjährigen Krieg oder an die Beteiligung des Landes an den Teilungen Polens. *Millers* Fazit lautet: Schließt man die Geschichte Rußlands nicht aus der „europäischen Geschichte“ aus, so wird deutlich, daß sich letztere nicht mehr als eine lineare Erzählung (mit relativ „fortschrittlichen“ und relativ „rückständigen“ Ländern), sondern nur als ein Narrativ mit mehreren alternativen Entwicklungswegen, d. h. als europäische Geschichten (im Plural) schreiben lasse. – Dieses Plädoyer, die Unterschiede zwischen den verschiedenen historischen Entwicklungen innerhalb Europas wahrzunehmen und sich der

Herausforderung der Differenz der politischen Kulturen zu stellen, findet sich auch im Beitrag von *Włodzimierz Borodziej* (Warschau) („Der Standort des Historikers und die Herausforderungen der europäischen Geschichte“, S. 105-118).

Am Beispiel des Balkans läßt sich das Spannungsverhältnis von Struktur- und Wahrnehmungsraum bei der Beschreibung europäischer Geschichtsregionen besonders gut deutlich machen. *Maria Todorova* (University of Illinois/ Urbana-Champaign) widmet sich in ihrem Beitrag („The Balkan as Category of Analysis: Border, Space, Time“, S. 57-84)² der Frage, welche Rolle Historiker im Prozeß der Festschreibung kognitiver Karten des Kontinents spielen. Die Autorin setzt sich insbesondere mit den Thesen des Berliner Historikers Holm Sundhaussen auseinander, der sich auch in Reaktion auf *Todorovas* Buch „Imagining the Balkans“ wiederholt für die Begriffe „Balkan“ und „Südosteuropa“ als Analyse-kategorien vergleichender europäischer Geschichtsschreibung ausgesprochen hat.³ Ähnlich wie *Mout* stößt sich *Todorova* an dem Verfahren, Europa anhand bestimmter Merkmal-Cluster in Geschichtsräume zu unterteilen. Die Konzentration auf historische Struktur-grenzen und Differenz innerhalb Europas verdecke den Blick auf die Gemeinsamkeiten der europäischen Geschichte und vertiefe die gedanklichen Barrieren zwischen den einzelnen Teilräumen. Die mögliche Trennung eines neutralen wissenschaftlichen von einem politischen, normativ geladenen Diskurs über europäische Großregionen stellt sie grundsätzlich in Frage. *Todorovas* kritische Anmerkungen schärfen das Bewußtsein dafür, daß sich historische Großraumbegriffe wie

z. B. „Balkan“ oder „Ostmitteleuropa“ nur dann als Analysekriterien im wissenschaftlichen Diskurs eignen, wenn die bezeichneten Räume nicht als ewig währende Einheiten angesehen werden und die Kriterien, die für ihre Beschreibung dienen, immer kenntlich gemacht werden. *Todorova* ist jedoch entgegenzuhalten, daß eine kritische europäische Geschichtsschreibung, die diesen Namen verdient, nicht auf die Benennung von Kriterien verzichten kann, die helfen, den eigenen Gegenstand wissenschaftlich zu definieren, d. h. nach „außen“ abzugrenzen, und nach „innen“ zu gliedern.

Eine Annäherung an eine europäische Geschichtsschreibung kann nicht nur über den Umweg der Beschreibung europäischer Geschichtsregionen erfolgen, wie u. a. der Beitrag *Dan Diners* (Jerusalem/Leipzig) („Geschichte der Juden – Paradigma einer europäischen Historie“, S. 85-104) deutlich macht. Als einen Weg, die engen Grenzen der nationalen Historiographien zu überwinden und zu einer „europäischen Geschichte“ zu gelangen, schlägt *Diners* die Betrachtung der Geschichte der europäischen Juden vor, die sich als eine Art Seismograph für die zentralen Dimensionen des historischen Wandels der Geschichte des Kontinents lesen lasse. *Diners* exemplifiziert seine These am Beispiel der Geschichte der Juden vom späten 18. bis in die zweite Hälfte des 20. Jh.s. Wie kaum eine andere Bevölkerungsgruppe seien die Juden von der Umwandlung der transnationalen europäischen Imperien in europäische Nationalstaaten im 19. und 20. Jh. betroffen gewesen. Am Ende dieser Entwicklung habe nicht nur die tragische Geschichte von Verfolgung, Massenmigration und Ermordung der europäischen Juden, sondern

auch die allgemeine Anerkennung der Juden als kollektives Rechtssubjekt nach dem Holocaust gestanden. Doch nicht nur die Folgen dieser allgemeuropäischen Entwicklung ließen sich an der Geschichte der Juden verdeutlichen. Ebenso sei an ihr zu zeigen, daß diese allgemeinen Trends in den verschiedenen Teilen des Kontinents zu ganz unterschiedlichen Entwicklungen führen konnten. Während in West- und Mitteleuropa die Juden auf die wachsenden demokratischen und nationalen Bestrebungen mit einer Internalisierung und Konfessionalisierung ihrer Religion reagierten und sich als Staatsbürger in die Nationen ihrer Heimatländer integrierten, lasse sich der Wandel des Judentums in Osteuropa mit den Schlagworten Externalisierung der Religion, kollektive Säkularisierung und Ethnisierung des Judentums beschreiben. In seinem Beitrag schließt sich *Diners* der These von *Gerald Stourzh* an, daß sich europäische Geschichte nicht ohne Einbeziehung der USA und Israels schreiben lasse. Amerika sei nicht nur als Zielpunkt europäischer Migrationen ein wichtiger Faktor der Geschichte Europas gewesen. Die großen amerikanischen Migrantengruppen, wie z. B. die Juden, die Iren oder die Polen hätten auch über Vermittlung der Diplomatie der USA die Zeitläufte auf dem „alten Kontinent“ – u. a. auch das Schicksal der Juden – mit beeinflussen können.

Diners Aufsatz zeigt in exemplarischer Form, daß sich europäische Geschichte nicht als Addition einzelner Nationalgeschichten schreiben läßt, ja daß das Denken entlang der Grenzen von Staaten und Nationen die Suche nach den Grundzügen der europäischen Geschichte eher erschwerte. Die Geschichte der Juden, für deren Selbst-

verständnis die Kategorien der Transnationalität und Transterritorialität eine zentrale Rolle spielen, bietet sich in der Tat als ein möglicher Zugang zu einer europäischen Geschichte, zumindest der des 19. und 20. Jh.s, an.

In seinem Beitrag („Die Komponenten der historischen Europäistik“, S. 119-140), der als eine Art Resümee den vorliegenden Sammelband abschließt, benennt *Wolfgang Schmale* (Wien) weitere Themenfelder, die einer europäischen Geschichtsschreibung helfen könnten, „Schneise“ in den Wald der nationalen Historiographien zu schlagen. Themen aus den Gebieten der Gesellschafts-, Mentalitäts- und Wirtschaftsgeschichte, wie z. B. die Geschichte der Volksaufstände in Europa im 17. Jh., böten sich dafür weit besser an als Fragen der klassischen Politik- und Staatengeschichte. *Schmale* zieht in seinem Aufsatz Bilanz über die Entwicklung europäischer Geschichtsschreibung seit dem 18. Jh. und plädiert am Schluß für die Methoden der Komparatistik, die Untersuchung von Mechanismen des Kulturtransfers und für eine europäische Geschichte als Diskursgeschichte. Kritisch setzt er sich mit Formen europäischer Geschichtsschreibung auseinander, die weiterhin einer „nationalhistorischen storyline“ folgt, die sich als identitätsstiftendes Projekt versteht oder die gar einem neuen Euro-Chauvinismus das Wort redet. Dagegen plädiert er für eine europäische Strukturgeschichte, die sich in vergleichender Perspektive sowohl mit jenen Strukturmerkmalen befaßt, die Europa als einen historisch gewachsenen Raum konstituieren, als auch mit solchen, die charakteristisch sind für seine einzelnen Teilräume. Daneben tritt *Schmale* für die Untersuchung Europas als Wahrnehmungs-

raum, d. h. als sprachlich bzw. narrativ konstituiertes Phänomen ein. *Schmales* zugespitzte These lautet: „Europa hat keine Existenz außerhalb der Konstitution durch Diskurse“ (S. 136) Europäische Geschichte sei daher vor allem als Diskursgeschichte zu schreiben. Dabei sei auch zu berücksichtigen – und hier berühre sich *Schmales* Argumentation mit der von *Todorova* – daß auch Historiker, die den Kontinent als historischen Strukturraum beschreiben, zur diskursiven Konstituierung Europas beitragen. Für den Leser schließt sich hier der Kreis: Der Gegensatz zwischen Europa als Struktur- und als Wahrnehmungsraum löst sich auf. Europa ist das, was als solches in unterschiedlichen Diskursen bezeichnet wurde und von Historikern immer neu als Geschichtsregion beschrieben wird.

Der Band hält, was sein Titel verspricht: Er dokumentiert verschiedene und z. T. äußerst inspirierende Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung. Es ist dem Hrsg. als hohes Verdienst anzurechnen, daß es ihm gelungen ist, einen Kreis herausragender Wissenschaftler aus den verschiedenen Regionen Europas, den USA und Israel zu diesem Symposium zusammengeführt zu haben. Es wäre dem Sammelband gewiß zugute gekommen, wenn man bei der Überarbeitung der einzelnen Beiträge für den Druck etwas mehr auf die formale Ähnlichkeit der Texte geachtet hätte. Texte, die an Statements erinnern, stehen neben detailliert ausgearbeiteten Aufsätzen, die z. T. schon an anderer Stelle veröffentlicht worden sind. Auch das Fehlen eines Vorwortes, das die einzelnen Beiträge in einen Gesamtzusammenhang einordnet und zwischen ihnen Beziehungen herstellt, macht sich bei der Lektüre schmerzlich be-

merkbar. Auf die Erstellung des Registers und der kompilierten Bibliographie hätte dagegen bei einem Werk dieser Art gut verzichtet werden können. Ugeachtet dieser Kritikpunkte überwiegt am Ende der Lektüre des Sammelbandes jedoch ein äußerst positiver Eindruck. Der goldene Weg zu einer europäischen Geschichtsschreibung ist gewiß noch nicht gefunden. Bei der Suche nach dem richtigen Zugang sind die „Annäherungen an eine europäische Geschichtsschreibung“, die der vorliegende Band vermittelt, allerdings eine gute Orientierungshilfe.

Frithjof Benjamin Schenk

- 1 O. Halecki, Europa. Grenzen und Gliederungen seiner Geschichte, Darmstadt 1957, S. 90.
- 2 Eine deutsche Übersetzung des Beitrages ist abgedruckt in: Ch. Conrad (Hrsg), Mental Maps, Göttingen 2002, S. 470-492 (= Geschichte und Gesellschaft 28 [2002], H. 3).
- 3 H. Sundhaussen, Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas, in: Geschichte und Gesellschaft 25 (1999), S. 626-653; ders., Europa – Osteuropa – Balkan oder der „kleine“ historische Unterschied, in: Berliner Osteuropa Info 18/2002, S. 5-7.

Philipp Ther/Holm Sundhaussen (Hrsg.): Regionale Bewegungen und Regionalismen in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhundert (=Tagungen zu Ostmitteleuropa-Forschung, Bd. 18), Verlag Herder-Institut, Marburg 2003, 297 S.

Philipp Ther erläutert den Ansatz dieses Bandes, der sich an europäischer Verflechtungsgeschichte versucht, folgendermaßen: „Regionale Bewegungen sind ... als moderne Massenbewe-

gungen zu verstehen, die sich für die Autonomie der jeweiligen Regionen im Verhältnis zu übergeordneten Einheiten wie Imperien und Nationalstaaten einsetzten. Regionalismus umschreibt die Programme und Ideologien, mit denen die jeweilige Konstruktion von Regionen begründet wurde. gleichzeitig hat der Begriff eine sozialhistorische Dimension, denn ohne eine Kenntnis der sozialen Reichweite des Regionalismus läßt sich seine ideelle Veränderung nicht verstehen.“ (S. XV) Die Region in Konkurrenz zu Nation oder Empire (wobei man leider auch in diesem Band eine genauere Unterscheidung und eine Diskussion der Konsequenzen dieser Differenz für die Regionalismen vergeblich sucht!), Regionalismus als Wurzel einer auf Eigenstaatlichkeit zielenden Nationalbewegung und (wie *Celia Applegate* ergänzt) Regionalismus als unterstützendes Moment für den Nationalismus – all diese in Europa anzutreffenden Konstellationen verweisen auf die Notwendigkeit einer abgrenzenden Definition, die *Ther* für den Regionalismus im Fehlen der Ansprüche auf Souveränität und Eigenstaatlichkeit sieht. Allerdings bleibt damit eine andere Form des (gewissermaßen Groß-) Regionalismus ausgeblendet, die in der modernen Forschung immer mehr Aufmerksamkeit findet: die Region als Zusammenschluß mehrerer Staaten bei wenigstens partieller Abgabe von Souveränitätsrechten.

Für den Regionalismus im diesem Band zugrunde liegenden engeren Sinne nimmt *Ther* die „kognitive Affinität der Menschen zu Räumen überschaubarer Größe“, für den Nationalismus dagegen die von Eric Hobsbawm und Terence Ranger in die Debatte gebrachte „Invention“ und Imagination

als Grundlage an – eine durchaus weiterführende Differenzierung, wie jüngst *Klaus Christian Köhnke* und *Uta Kösser* mit ihren Mitarbeiterinnen am sächsischen Beispiel gezeigt haben.¹ Im vorliegenden Band wird diese Unterscheidung allerdings nicht weiter aufgegriffen. Die 12 Fallstudien (zu Katalonien, Tirol, Galizien, Mähren, Elsaß, Oberschlesien, Transsylvanien, dem polnisch-weißrussischen Grenzraum, zu Galicien, Transnistrien, Bosnien-Herzegowina) und vier Kommentare sind wesentlich chronologisch angeordnet und bestätigen, daß bis in die 1890er Jahre die Nationalisierung der europäischen Gesellschaften noch wenig fortgeschritten war, daß im darauffolgenden Zeitraum ohne die Konkretisierung der Nationalisierung durch vielfältige Regionalisierungen kaum eine so weit gehende Integration der Bevölkerungen großer und kleiner Staaten möglich gewesen wäre. Spätestens der Erste Weltkrieg bildete eine Zäsur für das Verdrängen des Nationalismus, der nun den Regionalismus in den Verdacht der Irredenta rückte. Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker (und Lenins „östliche“ Version dieser Emanzipationsrhetorik) fand zusammen mit dem fortschneitenden Zentralismus staatlicher Funktionen Resonanz, weil sie das argumentative Rüstzeug für die Durchsetzung der Nation boten. Widerstände blieben, ob im Gewand des Regionalismus oder der Europa-Euphorie (wie im Elsaß) nicht aus, aber in der Zwischenkriegszeit erfolglos. Die Renaissance des Regionalen kann erst in den 1960er Jahren – wie die Autoren hier gegen Auffassungen von einer östlichen Verspätung gegenüber dem Aufblühen des Regionalismus im Westen zeigen können: synchron in West- und Osteuropa.

Nicht zentralistische Repression, sondern föderale oder dezentralisierende Flexibilität bestimmten nun die Reaktionsmuster der Staaten, die EU tut ihr übriges, den Impuls des Regionalismus in konfliktfreie Bahnen zu lenken.

Der Band ist Bestandteil einer Forschungskonjunktur zum Thema, die versammelten Autoren haben auch an anderer Stelle schon zu ihren Beispielen veröffentlicht, die theoretischen Erträge dieses neuen Interesses an komparativer Regionen- und Regionalismusforschung können ebenfalls als inzwischen etabliert gelten. Es gehört aber zu den Vorzügen der Veranstaltungen des Berliner Zentrums für vergleichende Geschichte Europas, an dem auch die Tagung stattfand, die diesem Band zugrunde liegt, einen kompakten Überblick über solch rezente Forschungstrends zu gestatten und ausgewiesene Experten zu einem Gespräch zu versammeln, dessen Mehrwert in diesem Fall die Einleitung von *Philipp Ther* deutlich herausstellt.

Matthias Middell

- 1 K. C. Köhnke/ U. Kösser unter Mitwirkung von A. Hofmann, E. Marquardt u. G. Fuhrmann, Prägnanzbildung und Ästhetisierung in Bildangeboten und Bildwahrnehmungen, Leipzig 2001, bes. S. 113 ff.

Hirota Kohno/Peter Nijkamp/Jacques Poot (Hrsg.): Regional Cohesion and Competition in the Age of Globalisation, Edward Elgar, Cheltenham/Northampton (Mass.) 2000, 407 S.

Die 19 Aufsätze des vorliegenden Bandes diskutieren die Potentiale regionaler Organisation in der durch Globalisierung entgrenzten Weltwirt-

schaft und gehen auf den 5. Weltkongreß der regionalwissenschaftlichen Vereinigung in Tokio 1996 zurück, auf dem Grenzenlosigkeit zum Kennzeichen des bevorstehenden 21. Jh.s erklärt wurde. Die Herausgeber konstatieren zunächst unter dem Druck einer ebenso an Geschwindigkeit wie an widersprüchlichen Effekten zunehmenden Globalisierung eine umfassende Transition auch für Regionen überall auf der Welt: Die einen werden Weltregionen (*Kohno, Nijkamp* und *Poot* führen als Beispiele Kalifornien, die Ile de France oder Bayern an), andere werden Gewinner, weil sie von der spezialisierenden Arbeitsteilung profitieren (etwa das „Dritte Italien“, The Greater London Area, Silieon Valley oder die Tokioter Metropolitan Area), während dem Verlierer-Regionen gegenüber stehen, die unter Deindustrialisierung und Arbeitsplatzvernichtung aufgrund des „Strukturwandels“ leiden, sowie schließlich durch Geschichte und Landschaft begünstigte Zonen, auf die sich die globalen Tourismusströme ergießen.

Die eher essayistisch anmutende Typologie verweist schon auf das Problem einer so vielfältigen Rekonfiguration der Räume: Kalter Krieg und Nord-Süd-Konflikt hinterließen ihre Spuren, ökonomische Prozesse und soziale Verschiebungen durch Migrationen wirken sich aus, und die Dynamik der Selbstverortungen in einer globalen Arena tut ein Übriges. Dem Regionenbegriff wohnt dabei unvermeidlich die Unschärfe seines Objektes inne, das ständigen Veränderungen unterliegt. Die Kernthesen des Bandes lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Globalisierung verschärft regionale Diversität, ebenso wie sie Ein-

kommensunterschiede zwischen Individuen zuspitzt.

2. Die Spielräume von Nationalstaaten und großen, regionalen Zusammenschlüssen, wie der EU für die Umverteilung zugunsten zurückbleibender, „strukturschwacher“ Regionen, ist begrenzt und wird durch den Druck auf die Verringerung von Staatsquoten und Inflationsraten immer weiter limitiert.

3. Ökonomische Integration, etwa in der EU, führt zu Wachstum, erhöht aber zugleich die regionale Diversität.

Die Botschaft, die aus all dem zu schlußfolgern ist, wäre der Appell an die Formierung von handlungsfähigen Regionen, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und nicht mehr auf Subsidien aus nationalen oder europäischen Kassen hoffen. Dies ist dann auch die Stunde der Regionalwissenschaften, die sich als interdisziplinäres Projekt aus Geographie, Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft und anderen akademischen Disziplinen anbieten, für die Probleme ihrer Untersuchungsgegenstände passende Lösungen zu offerieren. Der Grundton der Beiträge als eine Mischung aus Dramatisierung und Beruhigung dient denn auch der Entdeckung des neuen Feldes und seiner drängenden Bearbeitung.

Nach einer Einleitung von *Kingsley E. Haynes* und *Mustafa Diniz*, die den Wert der Regionalwissenschaft als neue Leitwissenschaft des 21. Jh.s preist, geht der zweite Teil auf die Wirkungen von Handel, Handelsorganisationen und Handelshemmnissen für Großregionen, wie Ostasien, Europa und den „Süden“ ein. Der dritte Teil des Bandes behandelt Formen der Verbindungen zwischen diesen Großregionen durch Verhandlungen zwischen ihren Organisationen, durch Migration,

durch interregionalen Handel und durch den Ausgleich zwischen prosperierenden und deindustrialisierten Regionen innerhalb der EU. Im vierten Teil sind Beiträge versammelt, die Wechselwirkungen zwischen Regionen (hier im Sinne von Räumen, die kleiner als Nationalstaaten sind) und Globalisierungseffekte auf Infrastruktur, supranationale Politiken, Verfügbarkeit von Informationen, Planungsprozesse am Beispielen in Europa, Kanada, Japan und Australien erörtern.

Trotz einer gründlichen Bandredaktion mit einer Begutachtung der ursprünglichen Vorträge durch externe Peers bleibt nicht aus, daß die Beiträge eines Weltkongresses vor allem durch ihren resümierenden Charakter in Bezug auf Forschungen der letzten Jahre überzeugen und die Chance zum transkontinentalen Vergleich bieten, nicht aber eine stringente Fragestellung und Terminologie aufweisen. So liest sich der durch Register gut erschlossene Band wie ein vielstimmiges Plädoyer für eine gemeinsame Sache – den Aufstieg der neuen Regionalwissenschaften, ohne daß die Differenzen darüber, was, wem, warum eigentlich eine relevante Region ist gründlicher reflektiert worden wäre.

Matthias Middell

David Held (Hrsg.): Globalizing world? Culture, Economics, Politics (An introduction to the social sciences: understanding social change), Routledge, London/New York 2000, 188 S.

Diese Einführung in die Dimensionen von Globalisierung ist zugleich Teil des Bildungsprogramms der Open University und einer fünfbandigen, sozialwissenschaftlichen Behandlung

sozialen Wandels, die den Anspruch erhebt, das neue Gesicht der Sozialwissenschaften deutlich zu machen. David Held leitet mit einer überraschenden These ein: Es habe vor 1500 nur isolierte Gesellschaften auf der Erde gegeben, und lediglich mit dem Aufbruch der Europäer über die Begrenzungen des Mittelmeerraumes hinaus hätten Handel, Technologieaustausch und menschliche Kontakte die Kontinente miteinander verbunden. Ob die Sozialwissenschaften im Rückfall auf eine in den Geschichtswissenschaften mittlerweile (jedenfalls mehrheitlich) überwundene, so offenkundig eurozentrische Position tatsächlich zu neuen Ufern aufbrechen, muß zunächst bezweifelt werden.

Was ist in einer solchen, stark von den Vorgängen in der westlichen Welt ausgehenden Perspektive Globalisierung? Der Ausgangspunkt bei Held ist die Herausbildung moderner Staaten im Europa des 16. und 17. Jh.s – ein Strukturmodell, das sich teilweise von Europa aus über den Globus verbreitet habe. Von diesem Punkt an unterscheidet Held drei grundsätzliche Positionen: Globalisten nennt er jene, die in der Schwächung dieser Nationalstaaten das Wesen der Globalisierung sehen. Traditionalisten dagegen konzedierten zwar wachsenden internationalen Austausch, vermuteten aber zugleich eine Stärkung des Staates, der mit neuen institutionellen Arrangements den Herausforderungen trotz und trotzen sollte. Transformationalisten heißt der Herausgeber dagegen jene, die über den Ausgang der Entwicklung keine sicheren Aussagen machen wollen, aber die grundsätzlichen Veränderungen in den Handlungskontexten betonen.

Die Unterscheidung dieser drei Positionen strukturiert den Band insge-

samt, indem jeder Auffassung ein Kapitel gewidmet wird und seine zentralen Aussagen mit entsprechenden Daten konfrontiert werden. In zahlreichen Karten wird versucht, die Globalisierungsprozesse zu erfassen, wobei sich die Verf. der einzelnen Kapitel durchweg bewußt sind, daß es sich dabei nicht um einfache Abbildungen, sondern um konzeptdurchdrängte Repräsentationen handelt. Beispiele sind gegenüber den gewohnten Kartenbildern verzerrte Darstellungen, in denen die Fläche, die den einzelnen Ländern zugemessen wird, an ihrem Bruttosozialprodukt orientiert ist, oder indem die Abstände zwischen Großstädten an der Erreichbarkeit nach dem jeweils gültigen Flugplan kalkuliert werden. Gegenüber einer allein am Messen von Kapitalflüssen und Marktanteilen ausgerichteten Auffassung von Globalisierung bleiben *Held* und seine Mitstreiter skeptisch und betonen die Notwendigkeit qualitativer Analysen, etwa von Migrationseinflüssen auf kulturelle Entwicklungen und Konfigurationen sozialer Ungleichheit. Die Flexibilität der sozialen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen, die sich zunehmend an einer globalisierten Infrastruktur ausrichten, und eine Intensivierung des Austausches reflektieren, bleibt mithin das hervorstechende Merkmal von Globalisierung in der Definition dieses Bandes.

In ähnlicher Weise suchen die Autoren der übrigen Artikel über die Globalisierung der Kultur, die wirtschaftliche Globalisierung und die Machtverschiebungen zwischen nationalen Regierungen und Global Governments den kommoden Platz in der Mitte zwischen Traditionalisten und Hyper-Globalisierern. Als rhetorische Figur einer Dreifaltigkeit weckt diese Kate-

gorisierung uralte, europäische Leseinstinkte. Historische wie kulturrelativistische Positionen blieben dagegen aus der Betrachtung vollständig ausgeblendet, und ob die Sozialwissenschaften möglicherweise daraus mehr als nur exotische Beispiele beziehen könnten, läßt der Band leider unerörtert.

Vergleicht man diesen Versuch, Globalisierung auf handlichen, knapp zweihundert Seiten vor allen Dingen für Studierende darzustellen, mit der wuchernden Industrie der Global Studies Lehrbücher, dann wird man trotz der angeführten Schwäche feststellen können, daß es sich um eine ausgesprochene gelungene, übersichtliche und deshalb dringend zu empfehlende Publikation für die Hand des Studenten handelt.

Matthias Middell

Janett Reinstädler/Ottmar Ette (Hrsg.): *Todas las islas la isla. Nuevas y novísimas tendencias en la literatura y cultura de Cuba, Iberoamericana/Vervuert, Madrid/Frankfurt am Main 2000, 220 S.*

Der Band mit dem schönen Titel „Alle Inseln die Insel“ faßt die schriftlichen Ergebnisse eines Kolloquiums an der Humboldt-Universität Berlin zusammen. Im Sinne eines erweiterten Diskursbegriffes sind auch Bilder von Raúl de Zárate abgedruckt. Der Diskursbegriff bietet noch Raum: Musik, Film, Fernsehen. Geräusche und Gerüche Kubas (Kolumbus, Humboldt) sind schon behandelt worden. Auch kubanische Küche erfreut sich wachsender Beliebtheit.¹ Es fehlen noch die Farben, im Sinne Alexander von Humboldts, der 1799 als einen der ersten und stärksten Eindrücke über Südamerika festhielt: „Nur hier, hier, und

selbst nicht mehr hier, in der Guayana in Süd-Amerika, ist die Welt recht eigentlich grün.¹²

Grundgedanken des Bandes sind die Annahme einer „kulturellen Ausnahme“ Kuba und des *tema cubano* sowie die Frage, ob der Druck der Krise die kubanische Kultur (isla) in mehrere Kulturen (islas) aufgesprengt hätte. Dafür steht die Spannung zwischen Insel und Inseln.

Das Kolloquium fand 1999 auf dem Höhepunkt der weltweiten Kuba-Begeisterung statt. Alle Welt sang die Lieder des Buena Vista Social Clubs. Auf Kuba selbst waren sie nur in Hotels zu hören. Wie alle Moden ist auch diese mittlerweile abgeklungen. Mit einigem Abstand aber können wir sagen, was vom Grundgedanken des Kolloquiums („inwieweit die 80er und 90er Jahre die kulturelle Welt des neuen Jahrtausends antizipieren“) bleibt.

Die 16 Beiträge sind in drei Kategorien aufgeteilt: I. Zwischen Tradition und Bruch; II: Ausstellung; III: Zwischen geschlossenen und offenen Räumen.

Im ersten Teil finden sich Beinähe von *Michi Strausfeld*, *Monika Walter*, *Hans-Otto Dill*, *Ineke Phaf*, *Diony Durán*, *Martin Franzbach*, *Iván Rubio Cuevas* und der Mithrsg. *Janett Reinstädler*. *Michi Strausfeld* (Paris/ Barcelona) wartet zum Thema „Insel – Diaspora – Exil“ mit einem kulturgeschichtlichen Abriss über Publikation und Verteilung kubanischer Literatur auf und außerhalb der Insel in den 90er Jahren auf. Ihr Credo: die kubanische Literatur ist eine einzige. *Monika Walter* (Berlin), Spezialistin für Testimonialliteratur, beschäftigt sich ausführlich mit einer Debatte um die *novela-testimonio* schlechthin, „Biografía de un cimarrón“ von Miguel

Barnet. Das Thema bleibt spannend. Auf den Cimarrón, zumindest auf den ersten Teil, sollte einmal ein Literaturwissenschaftler das Konzept der *foundational fictions* von Doris Sommer³ anwenden. Altmeister *Hans-Otto Dill* (Berlin) läßt seinen Beitrag über „Die afrokubanische Poesie und das Konzept der kulturellen Identität“ mit dem Satz enden: „Die ethnokulturelle Identität erbt man nicht, man wählt sie“ (S. 47). *Ineke Phaf* (Berlin) hält eine fragile Balance in einem weiten karibischen Spagat. Sie analysiert von „Haiti“ über Helg zum Heute afrokubanische Expressionen im Werk von Ricardo Porro, Nancy Morejón und Reinaldo Arenas. *Diony Durán* (La Habana/Rostock) untersucht in „Der Andere spricht: la escritura femenina in der kubanischen Erzählung“ eigentlich die schreibende „Andere“, die weiblichen Stimmen in der neueren kubanischen Literatur, was den Rezensenten stark an Maxi Wanders „Guten Morgen, Du Schöne“ erinnert. Durán übt deutliche Kritik am kommerziellen Erfolg kubanischer Romane außerhalb der Insel. Für sie gibt es nur eine Insel. Alles andere sind Kolonien:

Martin Franzbach (Bremen), der beste Kenner der kubanischen Literatur, macht sich in seinem Beitrag Gedanken um die *re-écriture* des kubanischen Kriminalromans. Im Grunde betreffen Polizei- und Kriminalgeschichten immer den geistigen Umgang mit den Nacht- und Schattenseiten einer Gesellschaft. Literatur über die „Gebrechen“ einer Gesellschaft in Form von Verbrechen verraten viel über den Umgang einer Gesellschaft mit sich selbst. *Franzbach* kommt zu dem bitteren Schluß, daß die Texte der Kriminalgeschichten (bzw. die *re-écriture* älterer Texte) seit 1990 die

Liquidierung des sozialistischen Projekts anzeigen. Er schlägt vor, die Kritik der Werte, die die Schreiber der Kriminalgeschichten betreiben, mit der Kritik der revolutionären Intelligenz an den vorrevolutionären Werten, vor allem den Werten der kubanischen Mittelklasse vor 1959 (aus der die revolutionären Intellektuellen oft selbst stammten), zu vergleichen.

Iván Rubio Cuevas (Oviedo) beschreibt den selbstverkündeten Aufstieg und die Einebnung einer Gruppe kubanischer Autoren, die sich Ende der 80er Jahre „los novísimos“ nannten. Er beschreibt damit so etwas wie den Beginn der Postmoderne (und ihr ruhmloses Ende) auf Kubanisch: postmoderne Kurzlebigkeit und die Sinnlosigkeit von Literatenprojekten, die sich als Avantgarde unter irgendeinem nur literarischen Motto begreifen. Die Kommerzialisierung wartet nach Meinung *Rubio Cuevas* nur auf solche „Subversiven“. Die Halbwertzeit zwischen Bittstellerstatus und Chefredakteursessel ist kurz; der Chefsessel gibt es in heutigen Medienlandschaften viele; die aggressive Rhetorik nutzte vielleicht nur dazu, die früheren Chefredakteure „alt“ aussehen zu lassen. Vor allem aber, so der Autor, nimmt sich die reduktionistische Rhetorik des aggressiven Aussprechens der Probleme moderner Gesellschaften nicht die Zeit, diese (meist sozialen) Probleme zu verstehen.

Janett Reinstädler (Berlin) gibt in ihrem Beitrag „Stürzende Mythen: Havanna in der kubanischen finiszekulären Erzählung“ einen Einstieg nach Barthes *Mythologies*. Vielleicht hätte sie zunächst einfach „die Havanna“ in Titel schreiben sollen und sich mit dem eigenartigen Artikel beschäftigen sollen. Selbst deutsche Kaufleute des 19.

Jh.s benutzten den Begriff „die Havanna“ in ihrer Geschäftspost. Historisch ist es leicht zu konstatieren, aber schwer zu analysieren, wo die Realität der Einzigartigkeit aufhört und wo der Mythos oder die Attraktivität der *décadence* beginnt. Die historische Kurzformel kann lauten, solange für eine Insel dieser Größe und Lage konkurrierende Imperien (das spanische Weltreich, die aufsteigenden USA, das sowjetische Imperium) existieren und im Innern eine aktive Elite, ist die Einzigartigkeit Realität. Sie schafft sich ihren Mythos und wächst mit ihm. *Reinstädler* konstatiert in den Symbolen der Stadtgeschichten, den Geschichten nach Carpentier, Lezama Lima, Cabrera Infante und Arenas, eine Stadt in Agonie. Aber auch dieser Mythos dient dem Verbergen von Realität.

Der zweite Teil „Exposición“ (S. 107-120) zeigt Bilder von *Raúl de Zárate*, die einen Kommentar von *Ottomar Ette* (Potsdam) „Locomociones“ einschließen.

Teil III analysiert Bewegungsmöglichkeiten „Zwischen offenen und geschlossenen Räumen“, beginnend mit *Peter B. Schumann* (Berlin). Er behandelt Räume und Grenzen der Kulturpolitik; eine Art kritisch-würdigende Kurzgeschichte des progressiven kubanischen Kinos unter den Bedingungen des Castroschen Verdikts „Innerhalb der Revolution alles, gegen die Revolution nichts“⁴. Der Beitrag endet mit einem recht positiven Ausblick etwa 1999. Heute (2004) müßte er wohl anders geschrieben werden; die konservative Revolution der internationalen Beziehungen und weitere Betonierung auf Kuba gehen auf neue Höhepunkte zu: Opfer ist meist die kritische Kultur.

Heidrun Adler (Seevetal), sehr verdient um lateinamerikanisches und ku-

banisches Theater in Deutschland, behandelt in „Wir wollen nicht nur Heldenlieder intonieren“ die nach 1969/70 wiedererwachte Kreativität kubanischen Theaters der neunziger Jahre des 20. Jh.s. *Erika Müller* (Wien/Quintana Roo) versucht anhand des Werkes zweier Autoren (Abilio Estévez; Virgilio Piñera), die sich auf das 19. Jh. beziehen und als „postrevolutionäre“ Dichter bezeichnet werden können, eine Beziehung zwischen „Theaterraum“ und „historischem Raum“ herzustellen. Heraus kommt ein „geschlossener dramatischer Raum“ auf (und um) Kuba.

Liliane Hasson (Paris) bietet in „Carlos Victoria, un escritor cubano atípico“ eine Interpretation des wohl pessimistischsten jüngeren Autors. „Ser cubano“ war wohl immer schwer; in der Schwermutskrise der Neunziger und noch mehr seit 2001 (was der Beitrag und der Band noch nicht erfassen können) ist es für viele unerträglich geworden; zumal Kuba, Kubanerinnen und Kubaner mit einigem Recht auf einer Ausnahmestellung Kubas beharren können.

Yvette Sánchez (Basel), versucht in ihrem Beitrag „‘Esta isla se vende’: proyecciones de una generación ¿desilusionada?“ das kubanische Exilproblem aus der für das ganze Kolloquium postulierten Ausnahmesituation herauszureißen und in einen breiteren Zusammenhang zu stellen. Aber: Kubaner empfinden sich immer als einzigartig, sei es in ihren Siegen oder in ihren Qualen. Da die Insel nicht Hauptinsel der Weltrevolution bleiben konnte, mußte sie fast zwangsläufig zur Hauptinsel der niedrigsten Instinkte werden. Halt bietet ja wohl für alle heute der Nationalismus: Vorname *La bella Cuba*, Familienname: Nation.

Eine kubanische Autorin, *Zoé Valdés*, hat die Ausnahmestellung Kubas in der heutigen obszönen Literatur des Westens wohl am deutlichsten befestigt. *Valdés* stützt sich auf Cabrera Infante und Reinaldo Arenas und versucht – manchmal recht angestrengt, manchmal sehr gelungen – die Regeln des „guten Geschmacks“ der Moderne aus den Angeln zu heben. Sehr schön arbeitet *Antonio Vera-León* (Stony Brook) heraus, daß es sich bei Guillermo Cabrera Infante um einen „literarischen Obszönen der Republik“ handelt (das bedeutet auf Kuba die „Republik“ bis 1958). Reinaldo Arenas und vor allem Zoé Valdés aber sind „literarische Obszöne“, die an der „revolutionären Volksoralität“ partizipierten, der mündlichen Sprache des „neuen Menschen“ (Che Guevara), die sie im Grunde zu Literatur gemacht haben (wie ihr eigens Leben als „revolutionäre Subjekte“).

Ottmar Ette (Potsdam) zeigt uns in seinem Schlußbeitrag „En attendant Godot. Las citas de Manuel Vázquez Montalban“, wie man in einer „realen“ Situation des Wartens auf das, was nach Castro kommen mag, Zitate lesen sollte. Es handelt sich um ein Lehrstück, wie man mit der Realität von Texten (und Paratexten, selbstverständlich) die dahinterliegenden Realität erkunden kann und zudem historische Erklärungen bietet, wie eine gegenwärtige Situation (konkret geht es um den Papstbesuch in Havanna 1998 und das Buch von Vázquez Montalban darüber) entstanden ist und welche Zukunftschancen sich daraus ergeben könnten. Am besten gefällt dem Rezensenten, nicht so sehr die Kritik des reinen *text-recycling*, obwohl gerade die ein Lächeln auf manches Lesergesicht zaubern wird, sondern die Stelle, wo die

kubanische Literatur mit Fernando Ortiz zum interkulturellen Palimpsest par excellence erklärt wird. Ganz nebenbei gibt *Otmar Ette* dann auch noch eine Typologie der Kubareisenden als „aves de paso“. Und eine leicht tragikomische Kritik an den Palimpsesten der traditionellen Linken in ihrem heutigen Verhältnis zu Kuba, am Barthes'schen Intellektuellen und zur Suche nach einem neuen historischen Subjekt ist auch noch dabei!

Da zwischen Kolloquium und publiziertem Text sowie diesem und Rezension einige Zeit verstrichen ist, können wir als Fazit sagen, daß die Demokratisierungsträume der vergangenen Postmoderne eben Träume bleiben werden. Und das bedeutet, daß sich Kultur, Literatur, Kino, Theater und Kunst auf Kuba weiterhin zwischen Blockade und Repression bewegen werden. Erstaunlicherweise immer wieder in ziemlich weiten und oft utopischen Räumen jenseits von sich wieder verstärkenden Eingrenzungen; vielleicht es gibt ja auch einen utopischen Pessimismus?!

Michael Zeuske

- 1 L. Izquierdo, *Viva Cuba*. Von Salsa bis Mojito, München 2001; B. Kahle, *Kubanisch Kochen. Gerichte und ihre Geschichte*. Unter Mitarbeit von C. Pendás Gil, Göttingen/Berlin 2001.
- 2 Brief Humboldts an Karl Ludwig Willdenow aus Havanna, 21. Februar 1801, in: A. v. Humboldt, *Briefe aus Amerika 1799–1804*, hrsg. von U. Moheit, Berlin 1993, S. 122–131, hier S. 128 (BriefNr. 41).
- 3 D. Sommer, *Foundational Fictions: The National Romances of Latin America*, Berkeley 1991; siehe auch: J. Skurski, *The Ambiguities of Authenticity in Latin America: Doña Bárbara and the Construction of National Identity*, in: G. Eley/R. G. Suny (Hrsg.), *Becoming National*, New York 1996, S. 371–402; D. Sommer (Hrsg.), *The Places of History. Regionalism Revisited in Latin America*, Durham/London 1999.
- 4 Original: „Dentro de la Revolución, todo; contra la Revolución, ningún derecho“, in: F. Castro „Palabras a los intelectuales“, in: *Revolución y Cultura. Suplemento 2.2* (1961), S. 49–63, hier S. 52.

Alexander Chubarov, *Russia's Bitter Path to Modernity: A History of the Soviet and Post-Soviet Eras, Continuum, New York/London 2001, X + 318 pp.*

Mit seinem jüngsten Buch „Russia's Bitter Path to Modernity“ knüpft *Chubarov* an seine 1999 beim gleichen Verlag monographisch begonnene Darstellung des Modernisierungsprozesses im neuzeitlichen Rußland an, die er mit der Öffnung und erneuten Hinwendung Rußlands nach Europa unter Zar Peter dem Großen (*The Fragile Empire. A History of Imperial Russia*) hat einsetzen lassen. Ausgestattet mit einem dünnen Anmerkungsapparat (S. 277–284), einem hilfreichen Register und einer ausführlichen, jedoch auf die 80er und 90er Jahre fokussierten Bibliographie (S. 285–310), deren Titel in zwei Sektionen für die Latiniza und Kyrilliza getrennt aufgeführt sind, wendet sich das handliche Buch vor allem an Leser, die rasch einen repräsentativen Eindruck zur politischen und Sozialgeschichte Rußlands im 20. Jh. gewinnen möchten. Allerdings stellt sich diese Übersichtlichkeit auf Kosten eines mangelnden Rekurses auf grundlegende Arbeiten ein. Heute schon klassische Beiträge u. a. von Crisp, Falkus, Gerschenkron, Geyer, Gregory, Hildermeier, von Laue, Ljaš-

čenko, McKay, Nötzold, Schröder und Vajnštejn, um nur die wichtigsten zu nennen, bleiben ausgeblendet. Überhaupt ist die Rezeption französisch- und deutschsprachiger Autoren auf einige wenige Übersetzungen u. a. von Marc Ferro, Michal Reiman, Gert Ruge oder Gerhard Simon beschränkt. Andreas Kappeler's Buch „Rußland als Vielvölkerreich: Entstehung, Geschichte, Zerfall“ (München 1992, Paris 1994) wird uns in der russischsprachigen Auflage (Moskau 1997) vorgestellt (S. 305). Auffällig ist zudem die Fülle der ins Englische übersetzten, zumeist populärwissenschaftlichen Arbeiten russischer Autoren der Perestrojka und Transformationsperiode. Quellen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte werden dagegen nicht benannt.

Damit orientiert sich das solid gebundene Werk Chubarovs, Dozent für Russische Studien an der *School of International Studies and Law* der Universität von Coventry, vorrangig an examina-plage anglophone Studenten der auf Osteuropa bezogenen Politik-, Sozial- und Geschichtswissenschaften. Auch dem an *area studies* Interessierten, vor allem einer heranwachsenden Studentengeneration, welche die Systemauseinandersetzung schon nicht mehr aus eigener Perspektive miterlebt hat, bietet der Reader in der Tat eine umfassend interdisziplinäre Einführung in beachtlicher Kürze. In drei Teilen und einundzwanzig Kapiteln werden auf gut 250 Textseiten die langen Schatten der Vergangenheit und „Hintergründe“ des späten 19. Jhs, die wichtigsten Etappen des „sozialistischen Experiments“ und der Weg vom „Reformsozialismus zum deformierten Kapitalismus“ beleuchtet.

Die Stärke des Bandes liegt damit einmal in der stromlinienförmigen

Aufbereitung unterschiedlicher Aspekte des Modernisierungsgedankens für eine Zeitgeschichte der Sowjetunion und deren vielzähligen Widersprüche. Angeleitet durch die Frage, in welche Richtung sich Putins Rußland politisch, wirtschaftlich und kulturell entwickeln wird, gelingt es dem Autor durch den systematischen Rückgriff auf allgemeine Charakteristika und Topoi der Geschichte Rußlands zum anderen, die Kontinuität ihrer Epochen hervorzuheben. Die sowjetische Zeit wird also nicht als ‚Unfall der Geschichte‘ ausgeblendet, wie dies für die rußländische Historiographie der 90er Jahre leider typisch ist, sondern in den Kontext einer prä- und postsowjetischen Historie gestellt. Ob der durch die flüssige Lektüre erzielte Zeitgewinn dabei die in Kauf genommene Oberflächlichkeit wird aufwiegen können oder nicht doch besser auf Arbeiten – sagen wir – von C. E. Black, E. H. Carr, W. E. Mosse oder S. Fitzpatrick zurückzugreifen ist, muß allerdings der Leser entscheiden.

Einige Anmerkungen noch zum historischen Verständnisrahmen (framework for the understanding of Russian history, S. 1), den Chubarov vermitteln möchte. *Rußlands bitterer Weg in die Moderne* klingt sowjetnostalgisch und irgendwie schicksalhaft, sozusagen auferlegt und – sehr russisch – Duldsamkeit einfordern. Daß in diesem Kontext öfter von „Evolution“ (S. 22) und nicht von der Entwicklung (development) russischer Staatlichkeit die Rede ist, gehört zu den vielen Ungeheimheiten des Begriffsapparates, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. Der Titel scheint jedoch aus einem weiteren Grunde unglücklich formuliert, läßt sich doch das ‚russische Jahrhundert‘ mit seinen katastro-

phalen Peripetien und Rückschlägen weder durchgängig als Modernisierungsprozeß noch als Erfolgsstory beschreiben. Dies gilt insbesondere, wenn Modernisierung als ständige Annäherung an die so genannten fortschrittlichen Standards Westeuropas gedacht und – vice versa – der russische Sonderweg hartnäckig pejorativ als Rückständigkeit (backwardness, S. 6) interpretiert und mit der Ideologie der Slavophilen bzw. Eurasier in Verbindung gebracht wird.

Es liegt auf der Hand, daß man damit den Gründen für das Beharrungsvermögen und die Reformunwilligkeit im Reich der Zaren und Generalsekretäre kaum auf die Spur kommt. Tatsächlich hat man es bei den Reformstaus und ihren epochalen Lösungen, sei es durch Peter I., Katharina II., Alexander II., Lenin, Stalin oder Gorbacëv, auch weniger mit einem Aufholprozeß, als vielmehr mit einer ganz eigentümlichen Mischung von entwicklungsbedingter Langsamkeit historischer Abläufe in Rußland, rücksichtsloser Durchsetzung einer Modernisierung von oben und einem hoch selektiven, d. h. spezifischen Bedürfnissen angepaßten Ideen- und Institutionenimport zu tun. Die Gleichsetzung von Europäisierung und Aufholprozeß (to catch up with and overtake its Western rivals, S. 6) mit Modernisierung, ist zudem brisant und einseitig, wenn die imperiale Rivalität des 19. und 20. Jh.s damit erklärt werden soll, die mit Eintritt Rußlands in das System der „Großen Mächte“ unter Zar Peter ihren Ausgang nahm und mit dem Antagonismus der beiden Supermächte endete.

Folgte man dieser Argumentation, ließen sich – *horribile dictu* – Lenins Revolutionsdiktatur, die stalinische Kollektivierung und Industrialisierung,

aber auch die für den Kalten Krieg typische Selbstisolation der Sowjetunion als einen auf Westeuropa getrimmten Angleichungsprozeß beschreiben und beschönigen. Diese Erklärungen greifen historisch viel zu kurz und führen zu unpassenden Vergleichen. Bestechende Parallelen (S. 14) zwischen dem Zusammenbruch des Sowjetregimes 1991 und dem der Zarenherrschaft 1917 lassen sich jedenfalls – mit Ausnahme des Umstandes, daß in beiden Fällen ein überlebtes Ancien régime abgelöst wurde – nicht ausmachen. Und während die Romanovs sehr wohl das Opfer einer Revolution wurden, kann dies für den Reformler Michail Gorbacëv (S. 60) nicht gelten, dem ein gescheiterter Putsch des reaktionären Notstandskomitees die Herrschaft nahm und in die Hände seines Kontrahenten Boris El'cin legte.

Dittmar Schorkowitz

Detlef Schmiechen-Ackermann: Diktaturen im Vergleich, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2002, 174 S. (Kontroversen um die Geschichte).

Mit ihrer neuen Reihe „Kontroversen um die Geschichte“ hat sich die Wissenschaftliche Buchgesellschaft das Ziel gesetzt, Studierenden und anderen historisch-politisch Interessierten komprimierte Einführungen in die Forschungsdiskussion zu wichtigen wissenschaftlichen Themenfeldern in die Hand zu geben. Diesen Anspruch löst das vorliegende Buch des Magdeburger Zeithistorikers *Detlef Schmiechen-Ackermann* in geradezu vorbildlicher Weise ein. Auf hohem Niveau, aber in einer auch dem Laien verständlichen Sprache bietet der Band „Diktaturen im

Vergleich“ einen umfassenden und präzisen Überblick von der Theoriebildung der älteren Diktaturforschung in den 1920er und 1930er Jahren bis zu den Ergebnissen der jüngsten diktaturvergleichenden Analysen. Dabei beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, Theorien und Forschungsansätze zu referieren und kontrastierend gegenüberzustellen, sondern er nimmt selbst abwägend und kritisch Stellung, ohne jedoch dem Leser damit sein Urteil aufzudrängen.

So stellt sein ganzes Buch ein eindringliches Plädoyer für die vergleichende Analyse diktatorischer Systeme dar. Unter voller Anerkennung grundsätzlicher methodologischer Bedenken gegen einen historischen Vergleich und der Warnungen vor einer Relativierung moralischer Urteile setzt sich *Schmiechen-Ackermann* dafür ein, die Erkenntnismöglichkeiten des Vergleichens zu nutzen, um „die spezifischen Merkmale zeitgenössischer Diktaturen [...] besonders prägnant“ herauszuarbeiten (S. 144). Solange historische Vergleiche von Diktaturen nicht auf politisch motivierte Gleichsetzungen und damit primär auf moralische Verurteilungen beziehungsweise Apologien hintnslaufen, sind sie demnach gleichermaßen legitim wie wissenschaftlich produktiv. Wenn man auch grundsätzlich einwenden mag, daß sich theoretisch auch völlig unterschiedliche Gegenstände miteinander vergleichen lassen, ist dem Verfasser doch darin zuzustimmen, daß das für einen sinnvollen Vergleich notwendige *tertium comparationis* durch die spezifische Form diktatorischer Herrschaft hinreichend gegeben ist.

Sehr differenziert erörtert *Schmiechen-Ackermann* die Möglichkeiten und Grenzen des Vergleichs von Dikta-

turen. Letztere ergeben sich schon rein praktisch aus der Asymmetrie von Quellenzugang und Forschungslage, die in vielen Fällen einen fundierten Vergleich erschwert. Weitaus stärker fällt ins Gewicht, daß vordergründig analoge Strukturen in verschiedenen Diktaturen voneinander abweichende Funktionen haben können, die einen Vergleich nur bedingt sinnvoll erscheinen lassen. Das gilt etwa für komparative Untersuchungen der Massenorganisationen Deutsche Arbeitsfront und FDGB oder des charismatischen Charakters diktatorischer Herrschaft, aber auch für eine vergleichende Bewertung des Terrorinstruments der Lager, dem bei aller äußeren Ähnlichkeit im Stalinismus eine andere Bedeutung zukam als im Nationalsozialismus. Vollends unmöglich wird der wissenschaftliche Vergleich, wenn es zu einzelnen Phänomenen in anderen Diktaturen kein Pendant gibt. Das trifft in ganz besonderer Weise auf den Holocaust zu, dessen Aufrechnung gegen Massenverbrechen kommunistischer Diktaturen der Verfasser als reine Demagogie zurückweist.

Chancen für einen produktiven Diktaturenvergleich sieht der Autor vor allem in heuristischer Hinsicht. So eröffnen sich neue Fragehorizonte, wenn etwa in der vergleichenden Faschismusforschung auf der Grundlage der Befunde zum nationalsozialistischen Deutschland eine intensivere Beachtung rassistischer Elemente im italienischen Faschismus angemahnt wird, um apologetischen Tendenzen in der Bewertung Mussolinis entgegenzuwirken. Ähnliche Möglichkeiten einer methodischen Anregung sieht der Verfasser im Verhältnis von NS- und Kommunismusforschung. Da sich letztere, bedingt durch den stark begrenzten

Quellenzugang vor 1990 nur in eingeschränkter Form entwickeln konnte, bieten die neueren Ansätze der NS-Geschichtsschreibung wertvolle Erfahrungen für die Erforschung des sowjetischen Kommunismus, des SED-Staats und der anderen staatssozialistischen Systeme Mittel- und Osteuropas. Zu Recht weist der Verfasser in diesem Zusammenhang aber auch auf die Risiken hin, die sich aus einer vorschnellen Übertragung von Modellen und Begriffen ergeben können. So schließt er sich ausdrücklich Bernd Stövers Warnung an, die Einschätzung des Widerstands in der DDR vornehmlich an den Ergebnissen der NS-Forschung zu orientieren, da in diesem Falle die unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unberücksichtigt blieben.

Damit kommt der Autor auf ein methodisches Problem von grundlegender Bedeutung zurück. Die Auswahl kompatibler Sektoren in verschiedenen Systemen ist nur im Rückgriff auf einen integralen Vergleich möglich, dessen Grundannahmen aber ihrerseits auf die Verifizierung in sektoralen Vergleichen angewiesen sind. Das heißt, der Zuschnitt des Vergleichs wird oftmals stärker von Hypothesen als von fundierten Forschungsergebnissen beeinflusst. Dieses Dilemma läßt sich letztlich nicht auflösen, es verpflichtet aber dazu, die Vergleichsgegenstände mit größter Sorgfalt und unter umfassender Berücksichtigung ihres jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Kontextes auszuwählen und zu behandeln.

Als einen wichtigen „Sonderfall“ des Diktaturenvergleichs bezeichnet der Autor die komparative Untersuchung von NS-Regime und SED-Herrschaft, da diese notwendigerweise diachron angelegt sei und folglich die –

einseitig – „wirkungsmächtige Beziehungsgeschichte“ (S. 83) und die fundamental unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen reflektieren müsse. Er folgert daraus, „daß zwar sektorale Vergleiche zwischen den beiden deutschen Diktaturen für zahlreiche Problemfelder gewinnbringend sein werden, dagegen aber die ganzheitliche Vergleichsperspektive aus wissenschaftlicher Sicht letztlich defizitär bleiben“ müsse (S. 87). Für diesen Sonderfall, aber letztlich auch für alle anderen zu vergleichenden Diktaturen bedeutet das, daß sie zwar einen bestimmten Herrschaftstypus repräsentieren, aber äußerst differenziert bewertet werden müssen.

Einen wichtigen Beitrag für die Typologisierung leistet der Band mit seiner Gesamtschau der theoretischen Ansätze zum Diktaturenvergleich. In kritischer Form setzt er sich mit der Totalitarismustheorie und dem Konzept der „politischen Religionen“ auseinander, denen er das Modell der „modernen Diktaturen“ gegenüberstellt. Während er anerkennend hervorhebt, daß die Totalitarismustheorie besser als andere Ansätze geeignet sei, die Spezifika moderner Weltanschauungsdiktaturen zu akzentuieren, sieht er im Paradigma der „politischen Religionen“ allenfalls ein methodisches Instrument, um einzelne Aspekte der Ideologie und Herrschaftspraxis zu beschreiben. Grundsätzlich tendiert der Verfasser dazu, in der vergleichenden Diktaturforschung vom Begriff der „modernen Diktaturen“ auszugehen, da dieser einen relativ offenen Interpretationsrahmen darstelle. Anders als die Totalitarismustheorie, die immer von einem Idealtypus ausgehe und den Wandel und Verfall der untersuchten Herrschaftssysteme nur unzureichend

erklären könne, erlaube er, Diktaturen unterschiedlichster Art und in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung in den Vergleich einzubeziehen. Relevant wird das etwa bei der Bewertung der Sowjetunion nach dem XX. und XXII. Parteitag der KPdSU, die Hannah Arendt dazu bestimmten, von einer Anwendung der Totalitarismustheorie nach Stalins Tod 1953 abzusehen.

Es ist das große Verdienst des vorliegenden Bandes, in systematischer Form einen internationalen Überblick theoretischer Ansätze und aktueller Forschungsergebnisse zu bieten, die der zukünftigen Diktaturforschung wichtige Anregungen geben können. Besonders aner kennenswert sind *Schmiechen-Ackermanns* Bemühungen, auch weniger bekannten Theoretikern zur Geltung zu verhelfen, deren differenzierte Überlegungen in manchen Fällen produktiver sind als der allseits bekannte und immer wieder zitierte Kriterienkatalog Carl J. Friedrichs. Man könnte allenfalls bemängeln, daß der Forschungsüberblick auf vergleichende Analysen beschränkt wird, während Studien zu einzelnen Diktaturen weitgehend unberücksichtigt bleiben, obwohl sie für die Gesamteinschätzung der Systeme und damit auch für ihren Vergleich von Bedeutung wären. Zu denken wäre hier beispielsweise an die Neubewertung der Partei im nationalsozialistischen Herrschaftssystem oder die neueren Forschungen zur Gesellschaftsgeschichte der DDR, die oft nur implizit auf Erfahrungen der NS-Geschichtsschreibung rekurrieren. Eine Erweiterung des Bandes in dieser Richtung hätte seinen Rahmen aber schätzungsweise endgültig gesprengt.

Thomas Schaarschmidt

Michael Riketta/Roland Wakenhut: Europabild und Europabewusstsein. Bestandsaufnahme der empirischen Forschung und sozialpsychologischen Forschungsperspektiven, IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, Frankfurt a. M./London 2002, 125 S.

Seit 1990 hat es im Hinblick auf die europäische Integration entscheidende Entwicklungen gegeben. War die europäische Integration bis in die achtziger Jahre eine nahezu ausschließlich wirtschaftliche Angelegenheit, veränderte sich dies sichtbar mit dem in Kraft getretenen Maastricht-Vertrag. Justiz, Innenpolitik, Bildung, Gesundheitswesen und Verbraucherschutz wurden nun (neben dem wirtschaftlichen) zu Bereichen der Zusammenarbeit deklariert. Einen weiteren wichtigen Schritt in Richtung europäischer Integration bildet schließlich die Währungsunion. Sie kann als die bisher konkreteste direkt erfahrbare Form dieses Prozesses im Alltag der Bürger in Europa gelten. Dennoch scheint Europa für viele Menschen immer noch weit weg, als abstraktes Gebilde, welches Unmengen Geld verschlingt und wenig praktischen Nutzen für die Bürger hat. Dies überrascht wenn man sich vor Augen führt, wie ungehindert die Bürger in Europa heute über Grenzen fahren, wo einst noch Kontrollen stattfanden und Schlagbäume den Weg versperrten. Wie selbstverständlich es geworden ist, mit einer Währung zu zahlen, Waren und Dienstleistungen zu konsumieren ohne Zölle zu zahlen, sich aus beruflichen oder Ausbildungsgründen in einem anderen EU-Land niederzulassen.

Die zahlreichen Fortschritte der europäischen Einigung werden allerdings auch durch Probleme überschattet. Zu

nennen sind hier z. B. der Krieg in den Staaten des ehemaligen Jugoslawien, immer wieder aufflammende separatistische und nationalistische Bestrebungen in Ost- und Westeuropa, Ängste der Bevölkerung in den europäischen Staaten vor einer Verteuerung des Lebens, sozialer Unsicherheit und zunehmender Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt. Hinzu gesellen sich diffuse Ängste bezüglich nationalstaatlicher Autonomie und dem Verlust von Besonderheiten wie Sprache, Kultur, Geschichte, Fähigkeiten und Lebensgewohnheiten der Menschen in den jeweiligen Staaten.

Im vorliegenden Buch wird untersucht, wie sich diese Entwicklungen im Bewußtsein der betroffenen Bürger widerspiegeln. Im Mittelpunkt der empirischen Untersuchungen stehen Fragen, die sich einerseits mit dem generellen Bild der Bürger von der Europäischen Union und von Europa, der Bewertung der europäischen Integration und dem europäischen Zusammenhörigkeitsgefühl bzw. einer europäischen Identität beschäftigen. Andererseits diskutieren die Autoren neben dieser eher deskriptiven Orientierung, welche Ursachen Veränderungen bei den Bürgern haben, d.h. mittels welcher Theorien Veränderungen erklärt werden können.

Als Antwort liefern die Autoren einen Überblick über die empirische Forschung zu subjektiven Vorstellungen von Europa und zum Europabewußtsein aus den Jahren 1990–2000. Als Bestandsaufnahme der aktuellen Befundlage soll das Buch Anregungen für Forschung und Praxis liefern. Dabei wird versucht, Daten aus unterschiedlichsten Bereichen wie der Demoskopie, Politikwissenschaft, Psychologie, Soziologie und Erziehungswissen-

schaft miteinander in Beziehung zu setzen. Allerdings erfolgt die Interpretation der Daten aus einer primär sozialpsychologischen Perspektive wobei das Potential sozialpsychologischer Theorien und Forschungsmethoden für die Europaforschung aufgezeigt werden soll.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Während im ersten Teil eine Bestandsaufnahme der empirischen Forschung der Jahre 1990–1997 und der damit verbundenen grundlegenden Forschungsperspektiven erfolgt, konzentriert sich der zweite Teil auf die Jahre 1998–2000. Im ersten wie auch im zweiten Teil gehen die Autoren analog vor indem sie Bereiche wie das subjektive Bild von Europa und der EG/EU, europabezogene Werturteile, europäisches Zugehörigkeitsgefühl und europäische Identität beleuchten. Unterschiede finden sich dahingehend, daß im ersten Teil stärker auf die Perspektiven künftiger Forschung eingegangen und damit verbunden auch stärker theoretische und methodische Aspekte einer Europaforschung diskutiert werden, wohingegen im zweiten Teil der Zusammenhang zwischen nationalen und europäischen Orientierungen, Zukunftsvorstellungen und Wünschen bezüglich der EU stärker in den Blickpunkt gerät.

Als Resümee ihrer Betrachtungen im ersten Teil des Buches stellen *Michael Riketta* und *Roland Wakenhut* zunächst fest, daß die Mehrheit der EU-Bürger in den Jahren 1990–1997 nur ein fragmentarisches und verzerrtes Wissen über die EU und ein geringes Interesse an EU-bezogenen Themen hatte. Weiterhin können die Autoren nachzeichnen, wie die EG/EU in den neunziger Jahren sowohl auf der affektiven als auch auf der utilitaristischen

Bewertungsebene einen deutlichen Ansehensverlust hinnehmen mußte. Das wirft die Frage auf, welche Ursachen die Bewertungen haben. Hier identifizieren die Autoren zumindest zwei zentrale Faktoren: die persönliche Betroffenheit und allgemeine politische Orientierungen. Für die persönliche Betroffenheit gilt: je stärker die persönliche Betroffenheit bei den Bürgern durch die Entwicklungen in der EG/EU ist, desto geringer wird die Zustimmung zur EG/EU. Die in den neunziger Jahren abnehmende affektive und utilitaristische Zustimmung wäre somit als Verringerung einer bisher aus gewissermaßen unbeteiligter Distanz gewährten Zustimmung zu interpretieren. Hinsichtlich der politischen Orientierung argumentieren die Autoren, daß die schlechtere Bewertung der EG/EU in den neunziger Jahren aufgrund eines „Rechtsrucks“ in der öffentlichen Meinung in einigen EG/EU Staaten (z.B. Dänemark, Frankreich, Italien) zurückzuführen sei. Schließlich untersuchen die Autoren, wie stark sich in den Jahren 1990-1997 ein Zugehörigkeitsgefühl bzw. eine europäische Identität im Vergleich zu nationaler und regionaler Identität bei den Bürgern in Europa ausgebildet hat. Hier wird deutlich, daß die europäische Identität in der Stärke ihrer Ausprägungen regionalen und nationalen Zugehörigkeitsgefühlen unterlegen ist und bei rund einem Drittel der befragten Bürger zum nationalen Zugehörigkeitsgefühl im Widerspruch steht. Neben dieser eher deskriptiven Übersicht und Zusammenfassung bisheriger Daten geht es den Autoren in diesem ersten Teil abschließend um Untersuchungen, die auf der Theorie der sozialen Identität aufbauen und neue Perspektiven künftiger Forschungen.

Im zweiten Teil liefert *Michael Riketta* eine Bestandsaufnahme der empirischen Forschung der Jahre 1998-2000 wobei in den ersten zwei Dritteln nahezu die gleichen inhaltlichen Themen behandelt werden, wie im ersten Teil des Buches. Darüber hinaus geraten hier auch stärker der Zusammenhang von nationalen und europäischen Orientierungen sowie Zukunftsvorstellungen und Wünsche bezüglich der EU in den Blickpunkt. Zusammengefasst bestätigen die Befunde aus den Jahren 1998-2000 das Bild, das sich schon aus den Befunden der Jahre 1990-1997 ergab. Es zeigt sich, daß die EU-Bürger schlecht über die Institutionen und die Arbeitsweise der EU informiert sind, das Bild von Europa und der EU uneinheitlich und vage ist, die Bewertungen der EU kurzfristigen Schwankungen unterliegen, stark je nach Nation variieren und kaum Ansätze einer europäischen Identität im Sinne eines Zugehörigkeitsgefühls auszumachen sind.

Die Stärke und der Nutzen des Buches liegen in der systematischen und überblicksartigen Darstellung europarelevanter Forschung seit den 90er Jahren. Der Blick auf die innereuropäische Diskussion bzw. Forschung kommt dieser Darstellung dabei ebenso zugute wie der Bezug auf sozialpsychologische Konzepte. Weiterhin findet sich in dem Buch einen Pool von Orientierungshypothesen und weiterführenden Problem- bzw. Fragestellungen, die das Spektrum der Europaforschung bereichern. Schließlich sind die verschiedenen methodischen Anregungen im Hinblick auf die Messung europabezogener Themen hervorzuheben. Generell wird der derzeitige Stand der Europaforschung gut charakterisiert und damit für die zukünftige systematische

und theoriegeleitete empirische Forschung eine umfangreiche Ressource für unbeantwortete Fragen und Probleme verfügbar.

Dennoch bliebe einiges kritisch anzumerken. Da wäre zum einen der etwas zu kurz geratene Blick über den Tellerrand. So berücksichtigen *Riketta* und *Wakenhut* nur empirische Studien und gehen auf die umfangreiche theoretische Literatur zum Thema Europa kaum ein. Dies wird insbesondere dann problematisch, wenn die Autoren z. B. zu erklären versuchen, wovon die Wahrnehmung und Bewertung der EU/Europa abhängig ist. Die Generierung der Hypothesen erfolgt kaum theoriegeleitet wobei der Leser oftmals das Gefühl hat, daß Annahmen zu Zusammenhängen und Wirkungsrichtungen quasi empiristisch aus den Ergebnissen und nicht aus schon vorhandenen Theorien rekonstruiert werden. Zum anderen sollen mit dem Buch die Grenzen und Möglichkeiten einer sozialpsychologischen Forschung zum Thema „Europa“ verdeutlicht werden. Allerdings gelingt dies nur teilweise, wobei für den Leser nicht klar wird,

warum die Theorie der sozialen Identität und das Konzept der sozialen Repräsentationen für zukünftige Untersuchungen zu Europa fruchtbar sein soll. Weiterhin bleibt unklar, in welcher Beziehung beide Ansätze zueinander stehen und welche Konsequenzen diese Verbindung für die empirische Europaforschung hat. Hier hätte eine umfangreichere theoretische Argumentation zur Klärung beitragen können.

Schließlich verstellt die einseitige Konzentration auf Europa bzw. europabezogene Themen den Blick auf nationale oder regionale Kategorien des Bezugs. Dies wird um so offensichtlicher, wenn man die von den Autoren referierten Befunde zur Europa, deren Kontextspezifik und Situationsabhängigkeit genauer betrachtet. Es wird deutlich, daß der Referenzpunkt Europa stark mit nationalen und regionalen Aspekten konfundiert ist. Zwar machen die Autoren selbst auf dieses Problem aufmerksam, berücksichtigen es aber nicht in dem Maße, wie es für die Interpretation der vorgelegten empirischen Ergebnisse notwendig wäre.

Jan Skrobánek

Autorinnen und Autoren

Heinz-Gerhard Haupt, Prof. Dr., European University Institute, Department of History and Civilisation, San Domenico di Fiesole, Florenz
(HeinzGerhard.Haupt@iue.it)

Jürgen Herres, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften
(herres@bbaw.de)

Matthias Middell, PD Dr., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien/Institut für Kulturwissenschaften (middell@uni-leipzig.de)

Michael G. Müller, Prof. Dr., Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Geschichte (mueller@geschichte.uni-halle.de)

Rolf Petri, Prof. Dr., Università Ca' Foscari, Dipartimento di Studi storici, Venedig (petri@unive.it)

Helke Rausch, Dr., Universität Leipzig, Zentrum für Höhere Studien
(rausch@uni-leipzig.de)

Thomas Schaarschmidt, PD Dr., Universität Leipzig, Historisches Seminar
(schaar@uni-leipzig.de)

Frihthof Benjamin Schenk, Dr. des., Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Abteilung für Geschichte Ost- und Südosteuropas (Benjamin.Schenk@lrz.uni-muenchen.de)

Dittmar Schorkowitz, PD Dr., Freie Universität Berlin
(schorkowitz@t-online.de)

Hannes Siegrist, Prof. Dr., Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften (siegrist@uni-leipzig.de)

Jan Skrobanek, Dr. phil., Deutsches Jugendinstitut, Regionale Arbeitsstelle Leipzig (skrobanck@dji.de)

Bernhard Struck, Technische Universität Berlin, Frankreichzentrum
(bernhard.struck@tu-berlin.de)

Stuart Woolf, Prof. Dr., Università Ca' Foscari, Dipartimento di Studi storici, Venedig (woolf@unive.it)

Michael Zeuske, Prof. Dr., Universität Köln, Historisches Seminar, Iberische und Lateinamerikanische Abteilung (michael.zeuske@uni-koeln.de)

REVIEW

FERNAND BRAUDEL CENTER

A Journal of the
Fernand Braudel Center for the Study of
Economies, Historical Systems, and Civilizations

Vol. XXVII in 2004 has special issues on

Directions for World-Systems Analysis?

and

Siberia and the World-System

Previous Special Issues and Sections still available include:

- XXVI, 2, 2003 — **Ecology of the Modern World-System**
XXV, 3, 2002 — **Utopian Thinking**
XXIV, 1, 2001 — **Braudel and the U.S.: *Interlocuteurs
valables?***
XXIII, 4, 2000 — **Development Revisited**
XXIII, 1, 2000 — **Commodity Chains in the World-
Economy, 1590-1790**
XXII, 4, 1999 — **Caribbean Migrants to Core Zones**
XXII, 3, 1999 — **ReOrientalism?**
XXI, 3 & 4, 1998 — **The States, the Markets, and the
Societies: Separate Logics or a Single
Domain?**
XX, 3/4, Sum./Fall, 1997 — **Nomothetic vs. Idiographic
Disciplines: A False Dilemma?**
XVIII, 1, Winter, 1995 — **Labor Unrest in the World-Economy,
1870-1990**
XV, 4, Fall 1992 — **Two Views of World History**

A brochure containing the Table of Contents of past issues is available on request.

Institutions \$98/yr.
Individuals \$28/yr.
Non-U.S. addresses,
postage \$8/yr.
Special rate for low gnp
per capita countries \$10/yr.



Managing Editor, *Review*
Fernand Braudel Center
Binghamton University
State University of New York
PO Box 6000
Binghamton, NY 13902-6000

Aus dem Inhalt

Aufsätze

*Hannes Siegrist/
Rolf Petri*

Einleitung: Probleme und Perspektiven der
Europa-Historiographie

Rolf Petri

Europa? Ein Zitatensystem

Stuart Woolf

Europa und seine Historiker

Michael G. Müller

Wo und wann war Europa? Überlegungen zu
einem Konzept von europäischer Geschichte

Heinz-Gerhardt Haupt

Die Geschichte Europas als vergleichende
Geschichtsschreibung

Helke Rausch

„Nationale“ Denkmalsymboliken in Paris, Berlin
und London um die Mitte des 19. Jahrhunderts:
Facetten einer westeuropäischen Kultur des
Nationalen?

Forum

Bernhard Struck

Von Sachsen nach Polen und Frankreich. Die These
der „Erfindung Osteuropas“ im Spiegel deutscher
Reiseberichte um 1800